Deutsches Lesebuch

für die Unterklassen

höherer Lehranstalten

von

Dr. J. Buschmann,

ord. Lehrer an der Realschule I. Ord. zu Köln a. R.

Zweite Abtheilung.

(Quarta, Tertia.)

Münster.

Adolph Russell's Verlag.

1874.

Vorwort.

Bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung des deutschen Lesebuches für die Unterklassen höherer Lehranstalten sind die Grundsätze maßgebend gewesen, welche in dem Vorworte zur ersten Abtheilung ausgesprochen sind. Nur weniges mag zu dem an jener Stelle Gesagten hinzugefügt werden. In der für Sexta und Quinta bestimmten Abtheilung waren Anordnung und Auswahl der prosaischen Lesestücke durch die Absicht bestimmt, den Schüler allmählich zu einer gewissen Fertigkeit im mündlichen Vortrage anzuleiten. Neben den mündlichen Vortrag tritt aber von der Quarta ab die schriftliche Arbeit, der sogenannte „Aufsatz". Auf diesen ist daher in Anordnung und Auswahl des prosaischen Lesestoffes in dem vorliegenden Buche zunächst und vor allem Rücksicht genommen. Für die leitenden Gesichtspunkte möge der Hinweis auf Laas, Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten genügen. Stoff zu schriftlichen Arbeiten im Anschluß an das Lesebuch liefern die bekannten Hülfsbücher von Götzinger, Hopf, Linnig, Rudolph, Sommer u. a. m.*) — Auf Fabeln und Erzählungen, Sagen und Geschichten, Beschreibungen und Schilderungen werden sich die Aufsätze in Quarta und Tertia wohl zu beschränken haben. Die Vertheilung des Stoffes auf die drei

*) Dr. M. W. Götzinger, Stilschule zu Uebungen in der deutschen Muttersprache. Schaffhausen, 1861. 2. Aufl.
Dr. G. W. Hopf, Hülfsbuch zu deutschen Stilübungen. Nürnberg, 1871. 4. Aufl. Hier finden sich die litterarischen Hülfsmittel in reicher Auswahl zusammengestellt.
F. Linnig, Der deutsche Aufsatz. Paderborn, 1871.
L. Rudolph, Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen. Berlin, 1871. 4. Aufl.
Dr. W. Sommer, Hand- und Hülfsbuch für den Unterricht im deutschen Aufsatze. Köln, 1872. 4. Aufl.

Unterrichtsjahre muß dem Lehrer vorbehalten bleiben; angedeutet ist eine solche, ohne binden zu sollen, durch die Zerlegung der Kapitel in einzelne, von leichterem zu schwierigerem aufsteigende Abschnitte. Zu anderen Unterrichtszwecken bestimmt und wenigstens theilweise für die Aufsätze der höheren Klassen vorarbeitend sind die Charakterbilder und die unter dem Titel Abhandlungen zusammengefaßten Lesestücke.

Der poetische Theil enthält eine reiche Auswahl der anerkannt edelsten und besten Schöpfungen auf dem Gebiete der deutschen Nationallitteratur. Die Anordnung der Gedichte ist so getroffen, daß dem Lehrer der Hinweis auf ähnliche und die Vergleichung verwandter Stoffe erleichtert wird. Dieser Rücksicht ist es auch zuzuschreiben, wenn außer den Dichterheroen, unter denen Schiller und Uhland, die Lieblingsdichter der deutschen Jugend, am meisten vertreten sind, auch minder vollklingende Namen sich finden. Uebrigens glaubt der Verfasser auch hier dem Grundsatze treu geblieben zu sein: Das Beste ist für unsere Jugend gut genug. — Die beiden ersten Abschnitte, Fabeln, Parabeln, Paramythien, Legenden und poetische Erzählungen, werden ihre passendste Verwendung in der Quarta finden, die Balladen und Romanzen in der Tertia. Die lyrischen Gedichte mögen dem Unterrichte zu geeigneter Stunde eingeflochten werden; den Liedern patriotischen Inhalts möchte der Verfasser jedoch mit Laas einen Theil des letzteren Semesters der Obertertia vorbehalten wissen. Daß die patriotische Poesie besonders reichlich bedacht ist, auch unter den Balladen und Romanzen, bedarf keiner weiteren Begründung.

Möge es dem Verfasser gelungen sein, ein rechtschaffenes Theil beizutragen zur Hebung und Förderung eines gedeihlichen Unterrichts in der Muttersprache, zur sittlichen Bildung der deutschen Jugend und zur Belebung einer warmen, für das Wohl des in glücklicher Entwickelung aufstrebenden deutschen Reiches begeisterten Vaterlandsliebe.

Mit diesem Wunsche übergibt der Verfasser das Buch einer nachsichtigen Beurtheilung seiner Kollegen.

Köln im April 1874.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Ungebundene Rede.

I. Fabeln.

II. Erzählungen.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

IV. Geschichten.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

V. Beschreibungen und Schilderungen.

Erster Abschnitt.

Zweiter Theil.

Gebundene Rede.

I. Epische Poesie.

A. Fabeln, Parabeln, Paramythien und Legenden.

IV.

B. Lyrisch-didaktische Dichtung.

C. Sprüche, Epigramme, Epistel.

Erster Theil.

Ungebundene Rede.

(Prosa.)

I. Fabeln.

1. Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem Bache und erblickte in dem klaren Spiegel des Wassers sein Bild. „Fürwahr," rief er, „ich bin der Mutter Natur Dank schuldig. Welch prächtiges Geweih! — Aber schade! Die Schenkel sollten schöner sein. Kein anderes Thier würde sich dann mit mir an Schönheit messen können." Indem er noch sprach, hörte er von ferne Jagdhörner ertönen, und schon sah er die Hunde mit wüthendem Gebell auf sich zueilen. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald. Aber indem er sich hier ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih in den Aesten eines Baumes hängen. Die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder.

Nach Meißner.

2. Die Mücke und der Löwe.

Einst forderte eine kühne Mücke den gewaltigen Löwen zum Zweikampfe heraus. Der stolze König der Thiere weigerte sich, einen Kampf einzugehen, der ihm so ungleich schien; aber ehe er es sich versah, flog die Mücke in seine Nasenlöcher und zerstach ihm diese dergestalt, daß er voll Ingrimmes mit seinen Klauen sich zerfleischte und nach langem, fruchtlosem Sträuben doch endlich gestehen mußte, er sei überwunden. Stolz auf den errungenen Sieg schwang sich die Mücke empor und eilte, ihren Ruhm dem ganzen Walde zu verkünden. Doch in der Eile sah sie das Gewebe einer Spinne nicht;

sie ward verstrickt und mußte nun einen Tod erleiden, der ihr um so schmerzlicher fiel, je verächtlicher dieser zweite Feind gegen den ersten, überwundenen war. Nach Meißner.

3. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!“ „Für wen siehst du mich an?“ fragte der Rabe. „Für wen ich dich ansehe?“ erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott zu schicken fortfährt?“ — Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthum nicht bringen. Großmüthig dumm ließ er ihm also den Raub herabfallen und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte. Lessing.

4. Der Fuchs und der Storch.

„Erzähle mir doch etwas von all den fremden Ländern, die du gesehen hast,“ sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche. Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackvollsten Würmer und die fettesten Frösche geschmaust hatte. Lessing.

5. Der Feigenbaum und der Schlehdorn.

Der Schlehdorn spottete des Feigenbaumes, weil ihm die Blüthe mangele. „Um desto mehr Ehre bringt es mir,“ versetzte der Feigenbaum, „wenn ich mehr leiste, als ich verspreche. Denn honigsüß sind meine Früchte; du aber mit deiner prahlenden Blüthe, was hast du jemals anderes hervorgebracht als herbe Schlehen?“

Meißner.

6. Die Biene und der Mensch.

„Hast du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Thieren als uns?“ fragte die Biene den Menschen. „Ja wohl,“ antwortete dieser. „Und wen?“ „Das Schaf. Denn seine Wolle ist mir nothwendig, dein Honig nur angenehm. Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größeren Wohlthäter halte? Es schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkst, muß ich mich nicht immer noch vor deinem Stachel fürchten?“ Lessing.

7. Der Fuchs und der Tiger.

„Deine Geschwindigkeit und Stärke“, sagte der Fuchs zu dem Tiger, „möchte ich mir wohl wünschen.“ „Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde?“ fragte der Tiger. „Ich wüßte nichts.“ „Auch mein schönes Fell nicht?“ fuhr der Tiger fort; „es ist so vielfarbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.“ — „Eben darum,“ versetzte der Fuchs, „danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!“ Lessing.

8. Das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?“ „O nein,“ sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.“ „Oder,“ fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?“ „Ach,“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt.“ „Nun, was soll ich denn thun? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“ „Auch nicht, gütiger Vater, ich könnte ja leicht so stößig werden wie der Bock.“ „Und gleichwohl“, sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere, dir zu schaden, hüten sollen.“ „Müßte ich das!“ seufzte das Schaf. „O, so laß mich, wie ich bin! denn das

Vermögen schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust schaden zu wollen; und es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun." — Zeus segnete das fromme Schaf, übergab es dem Schutze des Menschen, und es vergaß von Stunde an zu klagen. Lessing.

9. Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?" fragte eine junge Schwalbe die geschäftigen Ameisen. „Wir sammeln Vorrath für den Winter!" war die geschwinde Antwort. „Das ist klug," sagte die Schwalbe; „das will ich auch thun." Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen in ihr Nest zu tragen. „Aber wozu das?" fragte endlich die Mutter. „Das ist Vorrath für den bösen Winter, liebe Mutter! Sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt." „Laß nur die Ameisen!" versetzte die Alte. „Uns Schwalben hat die Natur ein holderes Los gegeben; wenn der reiche Sommer sich endet, so ziehen wir fort von hier." Lessing.

10. Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamme eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum war so stolz darauf, daß er alle andern Bäume gegen sich verachtete. Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen." Lessing.

11. Der Affe und der Fuchs.

„Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte!" So prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: „Und nenne du mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen." Lessing.

12. Die Hunde.

„Wie ausgeartet ist doch hier zu Lande unser Geschlecht!" sagte ein weit gereister Pudel. „In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da, da gibt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe

ich es mit meinen Augen gesehen, — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden." — „Aber," fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, „überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?" „Ueberwinden? — Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl bedenke nur, einen Löwen anfallen!" „O," fuhr der Jagdhund fort, „wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesenen Hunde in Indien — besser als wir so viel wie nichts, aber ein gut Theil dümmer!" Lessing.

13. Die Eiche.

Der rasende Sturmwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträucher lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sah sie des Morgens darauf. „Was für ein Baum!" rief er. „Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!" Lessing.

14. Der Adler.

Man fragte den Adler: „Warum erziehst du deine Jungen so hoch in der Luft?" Der Adler antwortete: „Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?" Lessing.

15. Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. „Welch ein Kopf!" sagte der betrachtende Fuchs. „Ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen sein?" — Lessing.

16. Der Dornstrauch.

„Aber sage mir doch," fragte die Weide den Dornstrauch, „warum du nach den Kleidern der vorübergehenden Menschen so begierig bist. Was willst du damit? Was können sie dir helfen?" „Nichts!" sagte der Dornstrauch. „Ich will sie ihm auch nicht nehmen, ich will sie ihm nur zerreißen." Lessing.

17. Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: „Nun wehe uns armen schwächeren Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden." „Mit dem Wolfe?" sagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen. Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch oft noch bei Zeiten durch die Flucht retten können. Aber es möchte um uns alle geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden!" . Lessing.

18. Der Bogen.

Ein Mann hatte einen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch. Alle deine Zierde ist deine Glätte. Schade! doch dem ist abzuhelfen. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen." Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!" Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen zerbricht.
Lessing.

19. Der Rangstreit.

1. Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen. Er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unparteiischer sein." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen." „Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster. „Ja wohl!" rief der Igel aus; „ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt." „Schweigt ihr!" befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten verlassen kann, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen."

2. Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort", rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach

welcher Regel wirst du unsern Werth bestimmen?" „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid." „Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

3. Der Mensch entfernte sich. — „Nun," sprach der höhnische Maulwurf — und Hamster und Igel stimmten ihm wieder bei — „siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir." „Aber aus besseren Gründen als ihr!" sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4. Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleichviel. Genug, ich kenne mich!" Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd, kurz alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Lessing.

20. Die Geschichte des alten Wolfes.

1. Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf und kam zu einem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren. „Schäfer," sprach er, „du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin." — „Wenn du satt bist? Das kann wohl sein", versetzte der Schäfer; „aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg."

2. Der abgewiesene Wolf kam zu dem zweiten Schäfer. „Du weißt, Schäfer," war seine Anrede, „daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen." „Sechs Schafe?" sprach der Schäfer; „das ist ja eine ganze Herde." „Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen," sagte der Wolf. „Du scherzest. Fünf Schafe? Mehr als fünf opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan." „Auch nicht viere?" fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf. „Drei? — Zwei?" — „Nicht ein einziges!" fiel endlich der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit schützen kann!"

3. Aller guten Dinge sind drei! dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer. „Es geht mir recht nahe," sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und ungeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?" „O, über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer. „Was geht dich mein Alter an? Immer noch jung genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen?" „Erzürne dich nicht, alter Isegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können."

4. Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben und der Wolf machte sich diesen Umstand zu Nutze. „Schäfer," sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneiniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel an-

sehen sollen.“ „Du willst sie also gegen deine Brüder im Walde beschützen?“ „Was meine ich denn sonst? Freilich!“ „Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen —“ „Ich höre schon,“ sagte der Wolf, „du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl.“

5. „Wäre ich nicht so alt!“ knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken.“ Und so kam er zu dem fünften Schäfer. „Kennst du mich, Schäfer?“ fragte der Wolf. „Deinesgleichen wenigstens kenne ich,“ versetzte der Schäfer. „Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.“ „Und wie sonderbar bist du denn?“ „Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß von todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —“ „Spare der Worte!“ sagte der Schäfer; „du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!“

6. Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer. „Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf. „Dein Pelz?“ sagte der Schäfer. „Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.“ „Nun so höre, Schäfer. Ich bin alt und werde es nicht lange mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.“ „Ei, sieh doch!“ sagte der Schäfer; „kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein! Dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt.“ Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7. „O, die Unbarmherzigen!“ schrie der Wolf und gerieth in die äußerste Wuth. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser.“ Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen. Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und so erzwungen sie auch war, benahmen!“ Lessing.

II. Erzählungen.

Erster Abschnitt.

21. Treffende Antworten.

Als jemand dem Plato erzählte, daß gewisse Leute ihm übel nachredeten, entgegnete er: „Was kann ich da anderes thun als so leben, daß niemand ihnen glaubt?“ — Auf eine ähnliche Mittheilung erwiderte Aristoteles: „Je nun, wenn ich nicht dabei bin, so mag man auch mit dem Schwerte nach mir schlagen.“ — Periander wurde gefragt: „Wer ist frei?“ Er antwortete: „Wer ein gutes Gewissen hat.“ — Auf die Frage: „Wer ist der reichste?“ sagte Kleanthes: „Derjenige, welcher an Begierden der ärmste ist.“ — Den Thales fragte jemand, was am leichtesten sei und was am schwersten. „Am schwersten ist es,“ entgegnete er, „sich selbst zu kennen, am leichtesten, andere zu tadeln.“

22. Lernbegierde.

Diogenes kam als Jüngling nach Athen, um den Unterricht des weisen Antisthenes zu genießen. Antisthenes aber, den die verkehrten Sitten seiner Zeit mit Unwillen und Bitterkeit erfüllt hatten, war entschlossen, keine Schüler mehr anzunehmen, und wies ihn ab. Dio-

genes beharrte jedoch mit Bitten und wollte sich nicht entfernen. Antisthenes wurde unwillig und wies ihm die Thüre. Als Diogenes aber trotzdem nur noch dringlicher bat, ereiferte sich Antisthenes und hob sogar den Stock gegen ihn auf. „Schlage mich immerhin,“ sprach Diogenes; „aber unterrichte mich.“ Diese Standhaftigkeit des lernbegierigen Jünglings rührte den düstern Mann, und jetzt ging er mit Freuden auf sein Verlangen ein.

23. Sokrates und Xenophon.

Sokrates begegnete einst in einer engen Straße dem Xenophon. Der schön gestaltete und bescheidene Jüngling gefiel ihm, und er hinderte ihn mit vorgehaltenem Stabe, seinen Weg fortzusetzen. „Weißt du auch,“ fragte er ihn, „wo die Menschen die Sachen einkaufen, deren sie zum Leben bedürftig sind?“ „Auf dem Markte,“ entgegnete Xenophon. „Aber ist dir auch bekannt,“ fragte Sokrates weiter, „wo man die Jünglinge zu guten und braven Männern macht?“ Und als Xenophon antwortete, er wüßte das nicht, sagte Sokrates: „So folge mir, und du wirst es lernen.“

24. Bescheidene Weisheit.

Sokrates lustwandelte einst mit seinen Schülern am Strande des Meeres. Da begegnete ihm ein ehemaliger Freund, der vor kurzem ein reicher Mann geworden war. Sokrates grüßte ihn; aber der hochmüthige Mann hielt es nicht der Mühe werth, den Gruß zu erwidern. „Warum grüßest du doch den unhöflichen Menschen?“ fragten die Schüler ihren Meister. „Ei,“ war die Antwort des bescheidenen Weisen, „ihr werdet doch nicht verlangen, daß ich es ihm in der Grobheit gleichthue?“

25. Der Reiche und der Sklave.

Ein vornehmer Athener beschwerte sich bei Sokrates über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er so eben zurückgelegt hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?“ fragte Sokrates. „O ja!“ „Trug er etwas?“ „Ein großes Bündel.“ „So ist er wohl recht müde?“ „Durchaus nicht. Ich habe ihn sogar gleich wieder mit einem Auftrage in die Stadt geschickt.“ „Siehe,“ sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge

der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber gesund und stark. Sage selbst, wer der glücklichere ist."

26. Die beiden Tonnen.

Eines Morgens, als der weise Diogenes sich aus seiner Tonne erhob, um die Sonne aus dem Meere emporsteigen zu sehen, bemerkte er mit Bewunderung, daß die Morgenröthe statt einer Tonne deren zwei umstralte. Ein vornehmer Jüngling hatte den Entschluß gefaßt ein Weiser zu werden, wie der bewunderte und verspottete Diogenes, und in der Nacht seine Tonne in die Nachbarschaft desselben gewälzt. „Wohl, mein Sohn," sagte der Greis, „ich stehe, die Weisheit hat an dir sich einen Jünger erbeutet!"

Der Jüngling freute sich über das Lob des verehrten Greises. Diogenes aber nahm seine Tonne, wälzte sie gegen das Meer und stürzte sie hinein. Da schwankte sie auf den Wogen dahin. Der Jüngling erstaunte. Da sprach Diogenes: „Ich habe an dir endlich einen würdigen Schüler gefunden. Vollende nun deinen Sieg über dich selbst. Verschreibe mir deine Güter, und ich will hingehen und sie den Armen vertheilen." Der Jüngling antwortete: „Ich habe noch einiges zu beschicken!" — ließ seine Tonne dahinten und entfernte sich.

Da lächelte Diogenes und sprach: „Die possierlichen Menschen! Sie meinen, es sei mit der Tonne genug! Aber sie täuschen sich selber; wie wollten sie gegen andere wahr sein können?" So sprach er und begab sich in die neue Tonne. Campe.

27. Sperthias und Bulis.

Weil die Spartaner die Herolde des Königs Darius, als sie Wasser und Erde zum Zeichen der Unterwerfung fordern kamen, getödtet hatten, lastete der Zorn der Götter auf ihnen, und die Opfer wollten keine günstigen Zeichen geben. Als sie nun hierüber sehr bekümmert und traurig waren und wiederholt in der Gemeindeversammlung sich berathen hatten, ließen sie durch einen Herold ausrufen, ob ein Lacedämonier zur Entsühnung des Vaterlandes den Tod erleiden wollte. Da erboten sich freiwillig Sperthias und Bulis, zwei Männer aus Sparta von vornehmer Geburt und großem Ver-

mögen; die wollten Xerxes Buße stehen für die in Sparta ermordeten Gesandten des Darius und verließen Weib und Kind und Vaterland und gingen nach Persien, wie in den gewissen Tod.

Als sie nach Susa hinaufkamen und vor des Königs Angesicht erschienen, wollten die Lanzenträger sie nöthigen, nach Weise der Perser niederzufallen und anzubeten. Sie aber sagten, das würden sie nimmer thun, denn es sei bei ihnen nicht Sitte, einen Menschen anzubeten; auch seien sie zu solchem Zwecke nicht gekommen. Stehend also brachten sie dem König der Perser ihren Auftrag: „König der Perser! Die Lacedämonier haben uns hergeschickt, daß wir mit unserem Leben Sühne geben für die Gesandten, welche in Sparta umgebracht worden." Der König aber erwiderte, er wolle es nicht den Spartanern gleichthun. Diese hätten durch die Tödtung seiner Gesandten alles Völkerrecht unter die Füße getreten; er wolle sich nicht desselben Frevels schuldig machen, den er an ihnen tadle, sondern die Lacedämonier lösen von ihrer Schuld ohne die blutige Sühne, die sie ihm anböten.

Darauf entließ er die beiden Männer, und wohlbehalten kamen sie mit des Königs Antwort nach Sparta zurück. Bäßler.

28. Die Philänen.

Die Karthager beherrschten eine lange Zeit hindurch einen großen Theil Afrikas. Nachbarn der Karthager waren die Cyrenenser, welche auch für ein großes und mächtiges Volk gehalten wurden. In der Mitte war ein sandiges Feld, welches weder einen Berg noch einen Baum hatte, der die Grenzen der Länder hätte unterscheiden können. Dieser Umstand soll einen langwierigen Krieg zwischen den beiden Völkern erregt haben. Endlich wurden sie der gegenwärtigen Feindseligkeiten überdrüssig, machten Waffenstillstand und setzten fest, daß Gesandtschaften beider Völker zu derselben Zeit von Hause weggehen sollten; wo dieselben sich begegneten, solle die Grenze sein. Die Karthager schickten zwei Brüder aus, welche Philänen hießen. Rüstig zogen diese den beschwerlichen Weg und gewannen den Cyrenensern, welche langsamer gegangen waren, den Sieg ab. Da diese nun wegen ihrer Saumseligkeit zu Hause Strafe fürchteten, so schalten sie die Karthager Betrüger und warfen ihnen vor, sie seien vor der festgesetzten Zeit aufgebrochen. Endlich verlangten sie, dort solle die

Grenze sein, wo entweder sie oder die Karthager lebendig würden begraben worden sein. Rasch entschlossen nehmen die beiden karthagischen Brüder diese harte Bedingung an und lassen sich lebendig auf derselben Stelle begraben. Noch lange Zeit sah man dort als Grenzzeichen zwei Altäre, welche die Karthager dem Andenken ihrer hochherzigen Mitbürger errichtet hatten.

29. Das Schwert des Damokles.

Schmeichelnd rühmte einst ein gewisser Damokles den Glanz der Herrschaft des Dionysius und pries den Tyrannen als den glücklichsten der Menschen. „So möchtest du wohl mit meinem Glücke tauschen?“ fragte ihn dieser. „Wie sollte ich nicht?“ war die Antwort. „Was könnte begehrenswerther sein als dein Glück!“ „Dein Wunsch soll dir gewährt werden,“ versetzte der Tyrann und ließ ihn sogleich auf ein goldenes Ruhebett setzen, über welches eine schön gewirkte und mit prachtvoller Arbeit gestickte Decke ausgebreitet war. Reichlich gekleidete Sklaven standen um ihn herum und harrten seiner Befehle, Salben und Kränze waren bereit, Wohlgerüche wurden angezündet, die Tische mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt. Damokles war wie vor Freude berauscht und wußte nicht, was er noch begehren sollte. Aber mitten in all der Herrlichkeit erblickte sein Auge ein blinkendes Schwert, welches auf das Geheiß des Dionysius so an dem Balken befestigt war, daß es gerade über dem Haupte des Damokles hing. Da ergriff ihn gewaltige Furcht. Die Besorgniß, von dem herunterfallenden Schwerte getödtet zu werden, vergällte ihm jede Freude. Erschreckt bat er endlich den Tyrannen, daß er ihm gestatte, den gefährlichen Platz zu verlassen. Er wagte es in Zukunft nicht wieder, dem Dionysius ein Glück zu preisen, das diesem selbst so unbeständig schien.

30. Ein Rechtsstreit.

Auf seinen Zügen, die Welt zu erobern, kam Alexander der Große zu einem Volke in Afrika, welches in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Aeltesten, um ihn zu bewirten. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brot vor. „Esset ihr solches Brot hier?“ fragte Alexander.

„Ich stelle mir vor," antwortete der Aelteste, „genießbare Speise hättest du auch in Deinem Lande finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen?" „Euer Gold hat mich nicht hierhergelockt," sprach Alexander, „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen." „Nun wohl," entgegnete jener, „so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt." Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: „Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein, denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht auch den darin verborgenen Schatz, und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen." Der Beklagte antwortete: „Ich kann nicht minder gewissenhaft sein als mein Mitbürger; ich habe ihm das Gut sammt allem, was darin verborgen ist, verkauft, und also auch den Schatz." Der Richter wiederholte die Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: „Du hast einen Sohn, mein Freund, nicht wahr?" „Ja." „Und du eine Tochter?" „Ja." „Nun wohl! Dein Sohn soll deine Tochter heiraten, und beide mögen den Schatz als Heiratsgut bekommen."

Engel.

31. Alexander in Indien.

Während sich Alexander der Große in Indien aufhielt, nahm man zwölf Priester gefangen, welche beschuldigt waren, einen der indischen Fürsten zur Empörung aufgereizt zu haben. Alexander ließ sie vor sich kommen, und da er wußte, daß diese Leute geübt wären, auf jede noch so verfängliche Frage eine passende Antwort zu ertheilen, so befahl er ihnen, ihm zu antworten, und drohte zugleich, derjenige von ihnen, welcher die schlechteste Antwort geben würde, solle zuerst sterben. Der älteste von ihnen sollte darüber entscheiden. Die Fragen und Antworten waren folgende:

„Gibt es mehr Todte oder Lebendige?" — „Mehr Lebendige; denn die Todten sind ja nicht mehr."

„Ernährt die Erde oder das Meer größere Thiere?" — „Die Erde; denn das Meer ist ein Theil der Erde."

„Welches ist das listigste Thier?" — „Dasjenige, welches dem Menschen bis auf diesen Tag unbekannt geblieben ist."

„Aus welchem Grunde habt ihr euren Fürsten zur Empörung

gegen mich bewogen?" — „Wir wollten, daß er entweder mit Ehren leben oder schmählich sterben sollte."

„Ist der Tag oder die Nacht eher gewesen?" — „Der Tag war um einen Tag früher als die Nacht?" „Was soll das heißen?" fragte Alexander. „Auf verwirrte Fragen gehören verwirrte Antworten."

„Wie kann sich einer am meisten Gunst und Liebe erwerben?" — „Wenn er der Mächtigste und doch nicht furchtbar ist."

„Wie kann ein Mensch zum Gotte werden?" — „Wenn er etwas thut, was einem Menschen zu thun unmöglich ist."

„Ist das Leben mächtiger oder der Tod?" — „Das Leben; denn es vermag die verschiedensten Uebel zu ertragen."

„Wie lange ist es für einen Menschen gut, daß er am Leben bleibe?" — „So lange, als er nicht den Tod dem Leben vorzieht."

Darauf wandte sich Alexander an den zehnten, den ältesten der Priester, und fragte ihn, wer am schlechtesten geantwortet habe. „O," sagte er, „einer immer schlechter als der andere." — „Gut," erwiderte Alexander, „so sollst du, der du zuletzt geantwortet hast, zuerst sterben." — „Nein, König," sagte der Greis, „wenn du dein Wort halten willst, so muß der zuerst sterben, der die schlechteste Antwort gegeben hat." Alexander lächelte und entließ sie reichlich beschenkt.

Nösselt.

32. Krösus und Solon.

Als Krösus, der König von Lydien, auf dem höchsten Gipfel seiner Herrlichkeit stand, kamen alle Weisen der damaligen Zeit aus Hellas an seinen Hof, unter anderen auch Solon von Athen. Krösus bewirtete ihn freundschaftlich in der königlichen Burg und ließ ihn dann durch seine Diener in allen Schatzkammern umherführen und ihm alle seine Herrlichkeiten zeigen. Dann fragte er ihn, wen er für den glücklichsten aller Menschen halte, in der festen Meinung er werde ihn nennen. Solon aber nannte den Tellus von Athen, einen Mann von mäßigen, aber hinreichenden Glücksgütern, der zu einer Zeit gelebt habe, da seine Vaterstadt in blühendem Zustande sich befunden, der vortreffliche Söhne besessen und endlich einen glänzenden Tod im siegreichen Kampfe wider die Feinde des Vaterlandes gefunden und von seinen Mitbürgern mit großen Ehren an dem Orte, wo er gefallen, begraben worden sei. Weiter befragt, wen er an

zweiter Stelle für den glücklichsten halte, nannte Solon die Söhne einer Priesterin von Argos, Kleobis und Biton. Diese hätten gehabt, was sie zum Leben bedurft, hätten große Leibesstärke besessen, so daß beide zugleich den Kampfpreis davongetragen, und wären glücklich gestorben. Einst hätte nämlich bei einem Feste der Hera ihre Mutter in den Tempel fahren müssen, und als die Zugthiere zu lange ausgeblieben, hätten sich die Jünglinge selbst an den Wagen gespannt und denselben in den fünfundvierzig Stadien entfernten Tempel gezogen. Da habe die Mutter voll inniger Freude über die That an die Göttin das Gebet gerichtet, sie möchte ihren Kindern zu Theil werden lassen, was den Menschen das beste sei. Darauf seien die Söhne, nachdem man das Opfer gebracht und das Mahl gefeiert, im Tempel eingeschlafen und nie wieder erwacht. Als nun Krösus seinen Unwillen äußerte, daß der athenische Weise sein Glück nicht einmal dem Glücke geringer Bürger gleich achte, gab ihm Solon zur Antwort: „O König, in den siebenzig Jahren, auf die ich des Menschen Alter setze, gleicht kein Tag dem anderen. Alles ist eitel Zufall. Du bist gewaltig reich und Herr über viele Völker, aber glücklich kann ich dich nicht eher nennen, als bis ich erfahren, du habest deine Lebenszeit zu einem guten Ende gebracht. Bei jedem Dinge muß man auf den Ausgang sehen; denn vielen hat die Gottheit das Glück nur gezeigt, sie aber dann zu Grunde gerichtet."

33. Der Kaiser in der Schule.

Kaiser Karl der Große richtete für seine Kinder und die seiner Hofleute eine Schule ein, welche er oft selbst besuchte. Um zu sehen, welche Fortschritte die Schüler gemacht hätten, legte er ihnen dann entweder selbst Fragen vor oder ließ sie durch den Lehrer prüfen. Als er einst nach längerer Abwesenheit die Schule wieder besuchte, bemerkte er, daß die Söhne der Vornehmeren und Reicheren weniger wußten als die Söhne der Aermeren. Da gab er, als die Prüfung vorüber war, den armen, aber fleißigen Knaben seine Zufriedenheit zu erkennen, ermahnte sie mit gleichem Eifer fortzufahren und versprach sie einst dafür zu belohnen. Dann aber wandte er sich mit zornigem Angesicht zu den faulen und unwissenden und sprach: „Ihr Söhne der Reichen, die ihr euch vornehm dünkt und des Wissens nicht zu bedürfen meint, ich sage euch, euer Stand gilt nichts bei mir.

Ihr habt nichts von mir zu hoffen, wenn ihr nicht durch anhaltenden Fleiß das Versäumte nachholt.“

34. Heinrich der Vogler.

Als unter den deutschen Fürsten wegen der Wahl eines Königs Zwiespalt entstand und jeder nach Belieben diesen oder jenen Ungeeigneten dazu vorschlug, so trat einer, namens Konrad, ein beredter Mann, unter ihnen auf und sprach: „Warum seid ihr uneins, ihr Männer? Seid ihr nicht Friedens halber zusammengekommen? Gefällt euch mein Rath, so will ich euch einen tüchtigen Mann nachweisen, welcher der königlichen Ehren würdig ist, und durch welchen Gott uns Heil bringen kann.“ Die Versammelten erklärten nun, wen er bezeichnen würde, den wollten sie alle als König begrüßen. Sofort zog er, von seinen Genossen begleitet, nach der Wohnung eines ehrenwerthen Mannes, namens Heinrich. Als sie dort anlangten, fanden sie ihn nicht vor; denn er war gerade mit Vogelstellen beschäftigt. Seine Frau aber empfing die Eintretenden höflich und sagte, ihr Gemahl wäre nicht weit entfernt. Während nun den Gästen ein Mahl zubereitet ward, schickte sie ihrem Manne heimlich Boten zu, daß er nach Hause kommen möchte. Der Heimkehrende begrüßte die Fremden und lud sie zum Mahle ein. Doch Konrad entgegnete: „Ich werde nicht eher essen, als bis ich mein Wort angebracht habe.“ Jener erwiderte: „So sprich.“ Da sagte Konrad: „Alle Fürsten Sachsens grüßen dich und bitten dich, so schnell als möglich nach Goslar zu kommen.“ Heinrich antwortete: „Wozu bedürfen die Fürsten Sachsens eines so geringen Mannes, wie ich bin?“ Jedoch machte er sich auf und ging mit ihnen. Und als sie zu den versammelten Fürsten kamen, sprach Konrad: „Sehet da euren König!“ Und sofort wählten ihn alle einstimmig. Von dem zufälligen Ereignisse aber, daß er mit Vogelstellen beschäftigt gewesen war, ward er der Vogler genannt.

35. Deutscher Heldenmuth.

Nicht bloß spartanische Frauen haben ihre Gatten und Söhne dem Tode fürs Vaterland geweiht, auch deutsche Mütter haben sich solchen Sinnes rühmen dürfen. — Im Jahre 1404 bekriegte Herzog Gerhard von Holstein die Ditmarsen, an denen er eine Niederlage

und den Tod eines Bruders zu rächen hatte. Zu seinem Heere zog auch ein Herr von Pogwisch sammt acht Söhnen. Die entscheidende Schlacht war geliefert. Da kommt anderen Tages ein Bote zu der Mutter und spricht: „Liebe Frau, seid getrost! Eure acht Söhne sind im Treffen gefallen, aber Euer Mann ist noch am Leben!“ Hierauf antwortete sie: „So ist er durch die Flucht entronnen? Und ist ihm das Vaterland nicht so lieb gewesen wie meinen Söhnen?“ Der Bote aber sprach: „Wohl ist Euer Mann noch am Leben; aber er trägt eine schwere Wunde, so daß er wohl nimmer wieder aufkommen wird.“ Da erhob die starkmüthige Frau Augen und Hände zum Himmel und sagte: „Gott sei gelobt, daß er mir einen solchen Mann und solche Söhne gegeben hat, die ihr Leben für das Vaterland gewagt haben und als tapfere Streiter in den Tod gegangen sind!“ Jakobs.

36. Rudolf von Habsburg und der Bettler.

Kaiser Rudolf von Habsburg behielt bis in sein hohes Alter einen sehr lebhaften Geist, war ein Freund munteren Scherzes und machte bisweilen selbst ganz erfreuliche Späßchen. Einmal ward er von einem Bettler mit den Worten angeredet: „Bruder Rudolf, beschenke doch auch einen armen Mann mit einer kleinen Gabe.“ „Seit wann sind wir denn Brüder?“ fragte der Kaiser, dem diese Anrede von einem Bettler etwas neues war. „Ei,“ antwortete der Arme, „sind wir denn nicht alle Brüder von Adam her?“ „Du hast recht,“ sprach Rudolf, „ich dachte nur nicht gleich daran,“ und mit diesen Worten langte er in die Tasche und gab ihm einen Pfennig in die Hand. „Aber ein Pfennig ist doch für einen großen Kaiser gar zu wenig,“ sagte der Bettler. „Was?“ entgegnete Rudolf, „zu wenig? Freund, wenn dir alle deine Brüder von Adam her so viel schenkten wie ich, so würdest du bald der reichste Mann im Lande sein.“ —

37. Der große Kurfürst im Sarge.

Friedrich der Große ehrte den großen Kurfürsten über alle Fürsten seines Hauses. Als der alte Dom auf dem Schloßplatze in Berlin abgebrochen und aus demselben die Särge nach dem im Lustgarten neu erbauten Dome gebracht worden waren, verlangte der König, daß

der Sarg dieses großen Fürsten geöffnet werden sollte. Er begab sich nebst einigen aus seiner Umgebung dahin. Man sah in dem offenen Sarge den Kurfürsten in seinem Ornate und in der Tracht seiner Zeit liegen, nämlich in dem Kurmantel, mit einer großen Halskrause, einem Paar großer Handschuhe, gelben Stiefeln und einer großen Perrücke. Sein Gesicht war noch ganz kenntlich. Der König betrachtete ihn eine geraume Zeit, ohne zu reden. Endlich traten ihm Thränen in die Augen. Er ergriff die Hand des Kurfürsten, wandte sich zu den Umstehenden und sagte mit lebhafter Stimme: „Meine Herren, der hat viel gethan. — Macht den Sarg wieder zu!“

38. Vaterlandsliebe.

In der Schlacht bei Leipzig wurden einem preußischen Landwehrmanne beide Beine zerschmettert. Der Feldprediger hörte von dem Arzte, daß der Verwundete nur noch wenige Stunden zu leben habe. Da trat er zu ihm, um ihn aus Gottes Wort zu trösten. Während er sprach, erhob der Verwundete das matte Haupt und sagte: „Wie steht die Schlacht? Werden wir siegen?“ „Ja, mein Sohn!“ erwiderte der Prediger, erstaunt über die Vaterlandsliebe des jungen Mannes. „Wenn du in dieser Gewißheit Ruhe findest, so wisse: Der Sieg ist unser! Unsere Truppen sind im vollen Vorrücken, der Feind zieht sich zurück!“ „Nun, mehr brauche ich nicht zu wissen. Gottlob, das Vaterland ist frei!“ Damit legte er sich ruhig auf die Seite und war in wenigen Minuten entschlafen.

39. Der schwarze Husar.

Im Jahre 1758 wurde ein preußischer Husar von den Franzosen gefangen und ins Hauptquartier gebracht. Der französische Oberfeldherr, Graf Clermont, ließ ihn vor sich führen; denn die Gefangennahme eines preußischen Soldaten war ein seltener Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regimente. Jeder Reiter desselben war in die Farbe des Todes gehüllt und trug überdies einen Todtenkopf, das Sinnbild des Grabes, an der Stirn. Er war ein lebendiges memento mori, und schon der bloße Anblick eines solchen Todtenverkündigers mit dem scharfen Säbel in der Faust flößte großen Schrecken ein. Selbst den tapfersten Regimentern des französischen Heeres waren die schwarzen Husaren furchtbar. Die

Unterredung des französischen Feldherrn mit dem Gefangenen erfolgte durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Herzog Ferdinand von Braunschweig sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man fragte, wie stark das Heer seines Königs sei. Der Husar antwortete: „Sucht es auf und zählt es, wenn ihr Muth genug dazu habt!“ Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht für beleidigt; sie gefiel ihm vielmehr und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen, ob sein König viele solche Soldaten habe, wie er sei. Der Mann mit dem Todtenkopfe erwiderte: „Ich gehöre zu den schlechtesten; sonst wäre ich jetzt wahrlich nicht Euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart war den Franzosen ein Räthsel. Man entließ den Husaren, und Clermont machte ihm ein Geldgeschenk. Der Preuße nahm es an, allein im Angesichte des Feldherrn gab er das Goldstück einem französischen Soldaten mit der Erklärung, daß er den Feinden seines Volkes schlechterdings nichts zu verdanken haben wolle. Man trug ihm Dienste und eine Offiziersstelle an; er antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sei. Züge wie dieser geben Zeugniß von dem hohen Sinne und von der Begeisterung, welche jeden Soldaten im Heere Friedrichs beseelten.

Archenholtz.

40. Rittmeister Kurzhagen.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Ziethen stand auch ein Rittmeister, namens Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein. Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie sah, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie angesichts seiner Soldaten und der versammelten Menge. Sie mußten bei ihm in einem Hause wohnen und aßen mit ihm an demselben Tische, selbst wenn vornehme Gäste zugegen waren. Als einst ein Offizier darüber spottete, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen, sagte er ruhig: „Soll ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten? Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“

Der General Ziethen hörte von diesem Vorfall und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern desselben wünschten diesmal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie die Anwesenheit des großen Generals in Verlegenheit setzen werde. Als man sich setzen wollte, fragte Ziethen: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen am Tische.“ Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Ziethen auf und holte die beiden Alten selbst herbei. Sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und sagte: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist als ein hochmüthiger Rittmeister!“ — Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich der Große freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, ward er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' Er, Rittmeister,“ sagte der König, „von welchem Hause stammt Er eigentlich?“ „Euer Majestät,“ antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, welches ich Euer Majestät verdanke.“ „So ist's recht,“ sagte der König erfreut, „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie geringschätzt, verdient nicht geboren zu sein.“ Pustkuchen: Glanzow.

41. König und Müller.

Friedrich der Große hatte sich in der Nähe von Potsdam ein schönes Lustschloß bauen lassen, welches er besonders liebte. Vorzüglich gern weilte er darin, wenn er von Regierungsgeschäften frei war und sich der Erholung widmen wollte. Aber dicht bei dem Schlosse stand eine Mühle, deren Geklapper ihn oft in seinen besten Gedanken störte. Da ließ der König eines Tages den Müller zu sich rufen und sagte ihm: „Ihr begreift wohl, daß wir beide nicht gut neben einander bestehen können; einer von uns muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?“ „Majestät,“ erwiderte der Müller, „wie hoch schätzen Sie es?“ „Wunderlicher Mann,“ versetzte der König, „so viel habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könntet. Wie hoch schätzt Ihr Eure Mühle?“ „Euer Majestät,“ sagte der

Müller, „haben auch nicht so viel Geld, um mir meine Mühle abkaufen zu können. Sie ist mir nicht feil.“ Der König machte ihm ein Anerbieten; aber der Müller schüttelte den Kopf. Der König that nun noch ein zweites und ein drittes; aber der Müller blieb dabei, daß er die Mühle nicht verkaufe. „Ich bin hier geboren“, sagte er, „und will hier auch sterben; und so, wie ich die Mühle von meinem Vater geerbt habe, soll sie auch mein Sohn bekommen, damit sich der Segen auf Kind und Kindeskinder forterbe.“ Einen solchen Widerstand hatte der König nicht erwartet. Unwillig sagte er: „Ihr wißt recht wohl, daß ich Euch gar nicht zu fragen brauche. Ich werde die Mühle schätzen lassen und breche sie ab, und dann mögt Ihr Euer Geld nehmen oder nicht, das ist dann Eure Sache.“ „O,“ versetzte der Müller ruhig, „Majestät haben gut reden, wenn nur das Kammergericht nicht wäre!“ Der König stutzte, aber die freimüthige Sprache des Müllers gefiel ihm. Er entließ ihn, und von dem Abbrechen der Mühle war nicht mehr die Rede.

42. Ein Zug aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Dritten.

Die Kaiserin von Rußland, die Tochter Friedrich Wilhelms des Dritten, hatte ihrem Vater eine Blume von seltener Farbenpracht zum Geschenke gemacht. Dieselbe wurde von dem kunstsinnigen Gärtner des Königs in dem sonnigen Palmenhause auf der Pfaueninsel mit der größten Aufmerksamkeit gepflegt und entfaltete sich herrlich. Der König hatte an dieser seltenen Pflanze seine besondere Freude; er betrachtete sie oft voll stiller Gemüthlichkeit und nannte sie seiner Tochter zu Ehren Charlotte. Eines Tages nun, als gerade die Pfaueninsel dem Besuche des Publikums geöffnet war, was in jeder Woche dreimal geschah, bemerkte der Gärtner voll Angst und Schrecken, daß die Blume aller ihrer Blüthen beraubt war. Aufgebracht durchläuft er die Massen der fremden Gäste, und nicht lange, so sieht er einen jungen Mann, der wirklich die kostbaren Blüthen im Knopfloch trägt und ganz unbefangen, als sei nichts übles geschehen, einherschreitet. Der Gärtner hält ihn an und führt ihn in seine Wohnung, um ihn in Gegenwart von Zeugen zu vernehmen und demnächst den ganzen Thatbestand schriftlich dem Könige vorzulegen.

Bald nachher besuchte der König die Pfaueninsel, und seine erste

Frage galt der geliebten Blume. Mit Thränen in den Augen erzählte der Gärtner den Hergang des schmerzliches Verlustes; aber der König blieb ruhig und äußerte nur, daß es doch unrecht sei, ihn seiner kleinen Freuden zu berauben. „Und das wird nicht eher aufhören," sagte der bekümmerte Gärtner, „als bis Euer Majestät die Pfaueninsel schließen lassen." „Weil ein Ungezogener die allen verstattete Freiheit mißbraucht?" entgegnete der König. „Die Insel ist doch nicht für mich allein da. Ich kann nur selten hier sein. Wozu alle diese Schönheiten, diese so schnell verblühenden Blumen, wenn niemand anders seine Freude daran hat?" Und wie der Gärtner bat, daß der begangene Raub bestraft werden möge, und schon den Namen des jungen Mannes nennen wollte, fiel ihm der König schnell ins Wort: „Nein, nein! Ich will den Namen gar nicht wissen. Ich habe darin ein unglückliches Gedächtniß. Vergeben, vergessen!"

43. Seelengröße.

1. Als im Winter 1807 der französische General Mortier Stralsund belagerte, waren rings in den Dörfern an der Küste französische Wachtposten aufgestellt. Diese hatten in dem Dorfe Bodenstede angefangen, nach welscher Weise mit den Einwohnern Ueberspiel zu versuchen. Das konnten die Dörfler nicht leiden, Männer, an die größten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt. Sie scharten sich in gerechtem Zorne; die Franzosen erschraken vor ihrer Zahl und Rüstigkeit, wurden entwaffnet, gebunden und etwa fünfzig Mann stark nach Stralsund als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die That ward ruchbar in dem französischen Lager, und mehrere hundert Mann wurden abgesandt, die Dorfbewohner zu bestrafen. Der Schulze und mehrere Aelteste des Dorfes wurden gefesselt und sollten erschossen, das Dorf geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieser großen Noth trat der Pfarrer des Ortes, Namens Dankwart, vor und redete den welschen Befehlshaber mit den kühnen Worten an: „Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen ergriffen. Ich bitte, lassen Sie diese Männer los; sie sind die Unschuldigen und Verführten. Hier haben Sie den Verbrecher! Erschießen Sie mich, verwüsten und verbrennen Sie mein Haus. Denn ich bin der einzige Schuldige. Ich habe diesen armen Bauern gepredigt, daß sie bis auf den letzten

Mann für ihren König stehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch thun müßten.“ Diese Worte, aus kühnem und tapferem Herzen gesprochen, rührten den Welschen. Er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leidliche Geldstrafe für seine Truppen auf und ließ zum Zeichen, daß er die befohlene Abbrennung des Dorfes ausgeführt habe, einige elende, leere Hütten außerhalb des Dorfes, wo die Fischer ihre Heringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. — Die That des Pfarrers war groß, größer die des edlen Welschen, der seinen bösen Muth bezwang. Arndt.

2. In Hersfeld, einer wohlhabenden Stadt in Hessen, waren zu Anfang des Jahres 1807, während Napoleon mit seinen Heeren in Polen stand, Unruhen gegen die Franzosen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solche Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein schreckliches Beispiel geben und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert, an vier Enden angezündet und abgebrannt würde. Mit Mühe ward auf Fürbitten das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Enden vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht gehindert wurde, so daß nur wenige Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einer Abtheilung badenischer Jäger zu Hersfeld in Besatzung liegenden Oberstleutnant Lingg aufgetragen. Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt von dem Klageschrei der flüchtenden und fliehenden Einwohner ertönte. Lingg trat vor die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde Unschuldige, vor, schilderte, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf habe, nicht ohne Gräuelthaten aller Art vorübergehe, und sprach sodann: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen, sie ist jedem von euch erlaubt. Wer Lust hat zu plündern, der trete vor aus seinem Gliede und melde sich.“ Tiefe Stille; nicht ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf erfolgte, und die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen. Keiner wollte sich an der Habe seines deutschen Mitbruders vergreifen, und — die geängstete Stadt war gerettet.

Zweiter Abschnitt.

44. Befehl, Gesetz und Recht.

Prinz Heinrich, der nachmals seinem Vater, dem Könige Heinrich IV., auf dem Throne von England folgte, hatte einen Kammerjunker, der ihm trotz mancher verwickelten Streiche sehr lieb war. Der Junker wurde eines Tages, da sein Muthwille das Maß überschritten hatte, von dem beleidigten Theile vor dem höchsten Gerichtshofe angeklagt, und da er schuldig befunden ward, sogleich ohne alle Umstände verhaftet. Als Prinz Heinrich das hörte, wurde er höchlichst darüber aufgebracht, daß man dabei so wenig Rücksicht auf seine hohe Person genommen habe. Er stürmte sogleich in den Gerichtssaal und sprach zornig zu den Richtern: „Ich befehle, daß mein Diener auf der Stelle in Freiheit gesetzt werde!" Ruhig aber erhob sich der Präsident des Gerichtshofes und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König; denn das Gesetz gibt dem Könige das Recht der Begnadigung." Der Prinz wollte den Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen und selber das Recht haben, das Urtheil des Gerichtes aufzuheben. Er beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte. „Halt!" rief da der Präsident; „Sie sind strafbar, Prinz, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Königs, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir unbedingten Gehorsam schuldig. Prinz, ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Jetzt aber werden Sie wegen Verletzung dieser schuldigen Ehrfurcht sich sofort in Gefangenschaft begeben und so lange darin verbleiben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kundthun wird." Der Prinz stutzte und wurde von der gesetzlichen Hoheit und von der Ruhe des Richters so betroffen, daß er freiwillig seinen Degen abgab, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort zu sagen, in Verhaft führen ließ.

Zschokke.

45. Weiblicher Heldenmuth.

Eine deutsche Frau aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihre Entschlossenheit beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg einen Freibrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von den durchziehenden spanischen Truppen nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen und die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort. Zugleich unterließ man nicht, des Freibriefes noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Aber noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter des Volkes; was den ärmsten ihrer Untherthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer Dienerschaft, sich in aller

Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Anfälle nicht zu verhüten ständen. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietung hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von dem Heere, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Fürstin zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmutterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die spanischen Truppen ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben.

Schiller.

46. Gastfreundschaft.

Als ich eines Tages am Ufer des Inn durch das Engadinthal wanderte und von der Nacht überrascht wurde, kehrte ich in dem

Hause eines Bauern ein, das in kleiner Entfernung vom Ufer des Flusses im Schutze eines Felsen lag, beschattet auf beiden Seiten durch uralte Nußbäume, die rundum bis an die Zweige hinauf mit üppigem Epheu umsponnen waren. Vor dem Hause breitete sich der reinliche Hofraum aus, in dessen Hintergrunde eine dichte Laube von Weinreben beinahe die ganze Vorderwand des einstöckigen Hauses einnahm. Hier saß der Eigenthümer des Hauses auf einer hölzernen Bank, der Hofhund zu seinen Füßen, ein spinnendes Mädchen zu seiner Seite, in einiger Entfernung ein Knabe, der an einem Netze strickte. Als ich zur Hofthür eintrat, erhob sich der Hund, sah mit vorgestrecktem Kopfe nach mir hin und bellte einigemal, aber so leise, daß man wohl sah, er wolle nur das herkömmliche Zeichen geben, wie seine Pflicht war. Mir war das ein gutes Zeichen, und ich dachte augenblicklich an das Wort eines alten Dichters, daß man beim Eintritt in ein Haus gleich aus der Weise des Hundes die Aufnahme schätzen könne. Auch dieses Mal täuschte das Anzeichen nicht. Ich wurde aufs freundlichste begrüßt, in das Haus geführt, mit Speise und Trank reichlich bewirtet und endlich in ein Bett gebracht, hoch wie ein Berg und geräumig genug, um noch drei andere, wäre es nöthig gewesen, aufzunehmen. Da war es mir fürwahr, als wäre ich in die Zeit entrückt, wo die Hausväter an der Straße saßen, und wenn ein Wanderer vorüberging, oft wetteifernd mit einander ihn unter ihr Dach einluden und an ihrem Herde bewirteten, ohne auch nur zu fragen, wo er herkäme, was er für Geschäfte betreibe und wie lange er zu bleiben gedenke. Als ich mich nun am andern Morgen zur Weiterreise anschickte, faßte der Wirt meine Hand mit den Worten: „Warum wollt Ihr schon weiter von dannen ziehen? Weilet bei mir und seid willkommen!“ Und als ich erwiderte: „Ich sage Euch Dank für Euren guten Willen, aber ich würde Euch zur Last fallen!“ da ergriff er meine Hand von neuem, führte mich in seine Speicher voll aufgeschütteten Kornes, in die Gewölbe, angefüllt mit Vorräthen aller Art, in die Keller voll alten und jungen Weines, in die Ställe endlich, wo zwei Reihen stattlicher Kühe aus vollen Krippen fraßen. Und da ich das alles mit Bewunderung betrachtet hatte, sagte er: „Jetzt hast du alles gesehen. Ist es nicht genug, um dich zu bewirten und viele andere deinesgleichen, wenn sie mein Obdach begrüßen? Bleibe also, so lange du kannst, und je

länger du verweilst, desto mehr werde ich es dir Dank wissen." So freundlichen Worten zu widerstehen, vermochte ich nicht. Ich blieb eine ganze Woche hier, durchzog am Tage die Gegend umher und ward jeden Abend bei der Rückkehr mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen. Nach Verlauf dieser Zeit, als ich ernstlich Abschied nahm, drückte mir der Alte die Hand und sagte: „Es wäre mir ganz recht, wenn du es dir länger bei uns gefallen lassen wolltest; denn du siehst, daß du uns nicht lästig bist. Aber so ist unsere Weise; wir nehmen den Gast mit Liebe auf, und wenn er scheiden will, halten wir ihn nicht wider Willen zurück. Lebe wohl und behalte uns in gutem Angedenken!" Jakobs.

47. Rückkehr in die Heimat.

Es war ein wunderschöner Herbsttag. Die bleiche Herbstsonne stand freundlich am klaren Himmel und sandte ihre milden Stralen hernieder auf Wald und Feld, als wollte sie den Menschen die genossenen Freuden des Sommers noch einmal vor die Augen zaubern. Auf der Landstraße schritt rüstig ein Wandersmann. Sein wettergebräuntes Antlitz und seine hartgearbeiteten Hände sprachen von vieler Arbeit und Mühe während langer Jahre hindurch, aber der freudige Ausdruck, der auf seinem Antlitze lag, zeigte, daß er alle diese Mühen jetzt vergessen hatte. Er schien nicht sehr bekannt in der Gegend zu sein; denn er sah sich öfter fast verwundert um, blieb zuweilen stehen, schüttelte den Kopf und ging dann weiter. Endlich wurden die rothen Dächer eines großen, freundlichen Dorfes, welches im Grün vieler Linden versteckt lag, sichtbar. Als der Mann es erblickte, athmete er freudig auf und rief: „Da ist es." Von seinen Gefühlen überwältigt setzte er sich auf einen Stein am Wege. Ja, nun durfte er ruhen; seine Wanderung hatte ihr Ziel erreicht, ihr lang ersehntes Ziel. Der Mann war weit hergekommen; über den Ozean hatte ihn die Sehnsucht heimgetrieben. Fünfundzwanzig Jahre lang war er draußen in der Fremde gewesen; er war als zwanzigjähriger Bursche voll frohen Muthes und voll kühner Erwartungen ausgewandert, um jenseit des Meeres sein Heil zu suchen; und da er einen guten Kopf hatte, war es ihm geglückt. Er hatte sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Aber nun litt es ihn auch nicht mehr in der Fremde; er mußte nach Hause; seine langgenährte

Sehnsucht brach mächtig hervor; er wollte nun seinen theuren Eltern das Alter versüßen durch das, was er durch seiner Hände Arbeit erworben hatte. Wie schön hatte er sich dieses Wiedersehen ausgemalt, wenn er nachts auf dem Verdecke des Schiffes gestanden, das ihn heimtrug! Wie war ihm so wunderbar zu Muthe gewesen, als der tropische Sternenhimmel schwand und er zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren den heimatlichen Himmel mit seinen stillen, trauten Sternen wiedergesehen hatte. Es war ihm wie ein Gruß der Heimat gewesen, der alten, geliebten Heimat. Er hatte an seine Kinderjahre gedacht, wo er so oft zum sternenhellen Himmel aufgeschaut hatte, und wo es ihm gewesen war, als fände all das ungestüme Streben dort oben Befriedigung. Jetzt war das Sehnen gestillt; er hatte eine fremde Welt gesehen, und er kehrte wieder heim. Wie wird mein Vater aufschauen, wenn ich in das Haus trete und ihm um den Hals falle, dachte er, und die Mutter, der damals fast das Herz brechen wollte, als ich Abschied nahm! Wie wird die Schwester sich freuen! Sie war damals noch ein Kind. Und wie werden die Jugendfreunde staunen, wenn ich ihnen von den Wunderdingen erzähle, die ich da drüben erlebt habe! — Aber leben sie denn noch? Leben denn die Eltern noch? Schwer fiel ihm der Gedanke aufs Herz. Er hatte schon seit einigen Jahren keine Nachrichten bekommen. Aber er hatte während dieser Zeit seinen Wohnort oft geändert, und die Briefe konnten verloren gegangen sein. Er erhob sich von dem Steine, und bald stand er in der schmalen Gasse, wo des Vaters Haus gelegen war. Aber was war das? Aus dem Fenster des Hauses schaute ein ihm unbekanntes, fremdes Gesicht, und vor der Thüre spielten kleine Kinder, die ihn groß ansahen. Er fragte nach seinen Eltern. „Sie ruhen im Grabe," sagte der fremde Mann; „die Cholera hat sie hinweggerafft." „Also todt!" murmelte er; das Wort war ihm furchtbar. Noch einmal that er den Mund auf, und von den bebenden Lippen rang sich die Frage nach der Schwester und nach den Freunden. „Auch todt!" war die Antwort; „auch sie hat die furchtbare Seuche hinweggerissen." Wie vom Schlage getroffen stand der Unglückliche da und fragte mit gebrochener Stimme nach dem Kirchhofe. Als er Auskunft erhalten hatte, ging er in dumpfem Schweigen versunken dahin. Der Weg führte ihn an einem kleinen Bache vorbei. Noch stand an demselben die alte

Weide, unter deren Zweigen er als Kind so oft und gern gespielt hatte; aber es war ihm, als ob sie im Spiele ihrer gelben Blätter ihn fragte, was er denn hier wolle. Dann kam er auf dem Kirchhofe an; und bald hatte er die schlichten Gräber gefunden, die all sein Hoffen enthielten. An ihrer Stätte brach er zusammen. Lange lag er mit thränenden Augen an den theuren Grüften. Endlich erhob er sich. Es fing an ihn zu frösteln. Wie drückte ihn die Luft so kalt! Schon sank die Sonne hinter den Bergen; er nahm den Stab wieder fest in die Hand. Was wollte er denn noch hier? Sein Lieben und Hoffen lag ja tief unten in der kalten Erde. Zurück in das ferne Land jenseit des Meeres wollte er gehen. Dort war ihm nicht alles fremd. Dort weilten noch Menschen, die ihn kannten und liebten. Keine Minute mehr wollte er in der Heimat bleiben, die ihm zur Fremde geworden war, und wo er selbst wie ein Todter sich vorkam. Noch einen Blick warf er auf die Gräber; dann ging er zum Dorfe hinaus, um zum zweiten Male die neue Welt aufzusuchen, jetzt mit geknickten Hoffnungen und mit vor Schmerz gebeugtem Herzen. Die Sterne waren aufgegangen und stralten in stiller Pracht herab auf den einsamen Wanderer. Dieser hob das Antlitz empor und schaute wieder in denselben Himmel, der mit seinen Sternen so oft Frieden in das Herz des ungestümen Knaben gebracht hatte, und es war ihm, als wären die Sterne die Augen seiner Lieben, die auf ihn herabsähen. „Wir sehen uns wieder!" flüsterte er leise vor sich hin. Und so ging er zum zweiten Male hinaus in die weite Welt. Ende.

48. Der traurige Sohn.

Ein reicher Mann hatte einen Sohn, den er innig liebte. Diesen sandte er in die Fremde, daß er Wissenschaft einsammle und geschickt werde in Weisheit und Kunst. Nach einigen Jahren kehrte der Sohn in die Heimat zurück. Da freute sich der Vater und stellte ein Fest an. Aber der Sohn mied das Fest, wandelte trübsinnig einher, und der Gram wohnte in seinem Herzen. „Mein Sohn," sagte der bekümmerte Vater, „siehe, wir alle haben uns deiner Wiederkehr von Herzen gefreut. Du allein bist traurig unter den Fröhlichen. Sage es mir, was dir das Herz bedrückt!" Der Sohn aber kehrte sich ab und senkte den Blick zur Erde.

Da führte ihn sein Vater hinaus in den Garten, eine Anhöhe hinauf, auf welcher eine kunstreiche Laube stand, und sprach: „Siehe, du liebtest von Jugend auf die Schönheit der Natur. Da haben wir dir zur Freude diese Laube erbaut, daß du rund umher schauen und dich freuen möchtest. Am Fuße des Hügels fließt das Bächlein, und die Nachtigallen singen hier und bauen ihre Nester. Nirgend glänzet der Frühling schöner als hier. Darum sei fröhliches Muthes und guter Dinge, mein Sohn!“ Aber die Stirne des Jünglings ward trüber, und er wandte sich weg von dem Vater und der lieblichen Anhöhe.

Bald nachher kamen die Jugendfreunde des Jünglings und freuten sich, ihn wiederzusehen. Nun wird er sich erheitern, dachte der Vater, ging zu ihm und sprach: „Mein Sohn, da sind die Freunde deiner Jugend. Sie wünschen dich zu sehen und sich deiner zu erfreuen.“ Aber sein Sohn wandte sich ab und suchte sich zu verbergen vor den Freunden seiner Kinderjahre. Da folgte ihm sein Vater nach und war bewegt in seinem Herzen und sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum thust du mir das? Was nützet dir die Weisheit und die Kunst der Fremde, wenn du die Freuden der Heimat also verschmähen willst?“

Da erhob der Sohn sein betrübtes Angesicht und sagte: „Ach, mein Vater, ich wandelte mit unschuldigem Herzen von hinnen. Aber jetzt wage ich nicht mehr, dir ins Auge zu sehen. Eine S ü n d e lastet auf meiner Seele!“ — So sprach er und barg sein Haupt an der Brust des Vaters. Dieser aber schwieg und weinte bitterlich.

Nach K r u m m a c h e r.

49. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrs-Mitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war wie er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper und eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönsten Jugend-

tage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfsgänge des Lasters herabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. Ach, die Schlangen hingen um seine Brust, und die Giftropfen lagen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir die Jugend wieder! — O Vater, stelle mich wieder auf den Scheideweg, damit ich anders wähle!“ Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“ Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich selber!“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und eine Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an. Mitten in dem Kampfe floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser waren als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen, und er sagte: „O, ich könnte auch wie ihr diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!“ Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als regte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge. Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!“

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm um, Jüngling, wenn du dich auf seinem Irrwege siehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter sein; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komme wieder, schöne Jugend!“ — so würde sie nicht wiederkommen!

Richter.

Dritter Abschnitt.

50. Der westfälische Hofschulze.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirtschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Rad er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, achtsam nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung befestigte. Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rothglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das immer noch glutröthliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze. Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stück das

letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der eine ein Pferdehändler, der andere ein Rendant oder Rezeptor war, hatten, unter der großen Linde am Tische vor dem Wohnhause sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten, rüstigen Mannes zugesehen. „Das muß wahr sein," rief jetzt der eine, der Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!" Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboße stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „Ein Narr, der dem Schmied gibt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Amboß, als sei er eine Feder, auf und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen und was sonst zum Zimmer- und Schreinergewerk gehört, bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing. Indem der Alte sich unter dem Schuppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Rezeptor: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Thüren und Schwellen, die Kisten und Kasten im Hause mit eigener Hand flickt oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zuwege bringen." — „Da seid Ihr im Irrthum," sagte der Hofschulze, der das letzte gehört hatte und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schuppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thür und Schwelle gehören nur ein paar gesunde Augen und eine feste Faust; aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmuth verleiten lassen und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zuwegebringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmergewerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und

schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich alles abgepaßt; aber als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war alles verkehrt. Die Wände standen windschief und klafften, die Klappe vorn war zu groß und die Kasten für die Oeffnungen zu klein. Ihr könnt das Machwerk noch sehen; ich habe es auf dem Boden stehen lassen, mich vor Versuchung künftig zu wahren; denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat."

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, schlug sich Feuer an, blies dem Rezeptor eine starke Dampfwolke ins Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf nahm er den lakierten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung!" Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, löste die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblick die Augen des Rezeptors zu funkeln anfingen, während der Hofschulze gar nicht hinsah. „Hier ist das Geld!" rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend; „kriege ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr werth." „Dann behaltet Euer Geld, damit Ihr nicht zu Schaden kommt," versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Pfennig darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr Marx, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nichts verschlägt, weil ich nie von meiner Sache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache werth ist, und thue niemalen vorschlagen, und so könnte ein Posaunenengel vom Himmel dahergefahren kommen, er kriegte die Braune nicht unter sechsundzwanzig." „Aber, Hofschulze!" schrie der Pferdehändler mit einem derben Fluch, „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eigenen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen in der Welt mehr ist, so hört alles Geschäft auf." „Im Gegentheil," erwiderte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit und ist schon um deshalb profitlicher; aber auch außerdem haben beide Theile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur

erhitzt und zuletzt niemand recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt dann der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Ware oft unter dem Preise, den er im Stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits in der Begierde des Bietens verthut sich eben so oft. Ist aber keine Rede von Ablassen, dann bleiben beide schön ruhig und wahren sich vor Schaden."

„Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben," hub der Einnehmer an. „Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon; denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel werth. Indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen und unterschreibt diese nun auf Geld lautende Urkunde, die ich da zu diesem Behufe schon mitgebracht habe." „Durchaus nicht!" antwortete der Hofschulze eifrig. „Es ist ein alter Glaube hier zu Lande, daß, wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach seinem Tode auf dem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist; aber das weiß ich: vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein, Korn wächst darauf. Woher wollen sie das Geld nehmen?" „Ihr sollt ja nicht übervortheilt werden!" rief der Einnehmer. „Es muß alles beim alten bleiben!" sagte der Hofschulze feierlich. „Das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauerschaft in der Kirche hingen. Dazumalen stand alles fest, und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuerdings nur gar zu oft. Hernach hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan. Im Gegentheil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen. Ich für mein Theil, wenn ich sie ansah, hatte die erbaulichsten Gedanken bekommen, zum Exempel: Ueberhebe dich nicht; denn da steht geschrieben, wie viel Zinsroggen oder Schoßhafer du geben mußt: oder auch so: Wenn du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen

sah, gingen die Gedanken immer wandern und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe die Menschen wieder nach dem Pastor hinhörten."

Er ging in sein Haus. „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lakierten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht und sie, im Grunde zu sagen, billig genug losschlägt." „Ein starres, widerhaariges Volk ist hier zu Lande!" sagte der Einnehmer. „Ich bin erst vor kurzem von Sachsen hierher versetzt und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen, und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich mit einander sein. Aber hier in Westfalen sitzt ein jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwuchs um sich, als gäbe es sonst nichts in der Welt. Darum halten sie auch auf ihre alten Schnurren und Faxen so steif, die anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den anderen Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt! Aber dieser ist doch der schlimmste!" „Das kommt daher, weil er so reich ist," bemerkte der Pferdehändler. „Mich wundert, daß Sie es mit den andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben; denn der hier ist General und Advokat und alles. Sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm. Er bückt sich vor keinem. Vorm Jahre kam ein Prinz hier durch. Wie er den Hut vor dem abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: Du bist der, und ich bin der! Der Mistfink! Für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist ein Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene halbe Glockenstunde durch seine Felder, und alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, aber nur die Köpfe der Pferde haben über die Aehren hinweggesehen. Ich dachte, ich würde ersaufen!" „Woher hat er's denn?" fragte der Einnehmer. „O," rief der Pferdehändler, „da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man nennt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann ausstechen, so will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammen geblieben. Und sparsam und fleißig ist der

Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmiede die paar Groschen Verdienst zu nehmen.“

Während der letzten Rede hatte der verdrießliche Pferdehändler sacht in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichsam gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thür, und der andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll.“ Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx; denn Ihr sucht für den Rittmeister in Unna eins für dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt Euch dazu, wie bestellt. Ich ging auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorhersehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet.“

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, das er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing nun an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der andere statt der verworfenen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Gold in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Einnehmer wartete die Rückkehr der beiden nicht ab. „Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen,“ sagte er. Er fühlte nach seinen urkundlichen Papieren in der Tasche, merkte an ihrem Knittern, daß sie noch darin seien, und schlich vom Hofe.

Aus dem Stalle traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwei Pferde, das des Roßkammes und die erkaufte braune Stute, hinter sich her führte. Der alte Schulze sagte, indem er die letztere zum Abschied streichelte: „Es thut einem immer leid, wenn man eine Kreatur, die man aufzog, losschlägt; aber wer kann dawider? — Nun, halte dich brav, Bräunchen!“ rief er und gab dem Thiere einen herzhaften Schlag auf die runden, glänzenden Schenkel. Der Pferdehändler war indessen aufgestiegen und ritt

jetzt, ohne Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaun nachziehend. Keinen Blick warf er nach dem Gehöfte zurück, die Braune hingegen drehte mehrere Male den Hals um und wieherte wehmüthig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: „Das Thier grämt sich.“ „Warum sollt's auch nicht?“ erwiderte der Hofschulze; „grämen wir uns doch auch. Komm auf den Futterboden; wir wollen Hafer messen.“ Immermann.

51. Aus dem preußischen Kriege von 1806.

In einem bei Jena liegenden Dorfe erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von den Truppen des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von den Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen sei, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt habe, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten hätten, so tapfer gewesen wären, wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der That waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte ganz von Staub bedeckt vor meinem Gasthofe an und rief: „Herr Wirt!“ und da ich fragte: Was gibt's? „Ein Glas Branntwein!“ antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft; „mich dürstet.“ Gott im Himmel! sag ich, und will Er machen, Freund, daß Er fortkommt! Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! „Ei was!“ spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt, „ich habe den ganzen Tag noch nichts genossen!“ Nun, Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Lise, rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sagte: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. „Ach was!“ spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Helm abnimmt. „Wo soll ich mit dem Quark hin?“ und: „Schenk' Er ein!“ indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet, „denn ich habe keine Zeit.“ Nun, Er ist ein Kind des Todes! sage ich. Da! sage ich und schenk' ihm ein. Da trink' Er und reit' Er! Wohl mag's ihm bekommen!

— „Noch eins!“ spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins? Plagt Ihn —? „Noch eins!“ spricht er und streckt mir das Glas hin. „Und gut gemessen!“ spricht er, indem er sich den Bart wischt, „denn es wird bar bezahlt.“ Ei, mein Seel, so wollt' ich doch, daß Ihn — Da! sage ich und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist Er nun zufrieden? „Es ist gut!“ schüttelt sich der Kerl. „Na,“ spricht er und setzt sich den Helm auf, „was bin ich schuldig?“ Nichts, nichts, versetz' ich. Pack Er sich ins Teufels Namen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf. Na,“ sagt er, indem er sich in seinen Stiefel greift, „so soll Ihm Gott lohnen!“ und holt sich aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: „Schaff' Er mir Feuer!“ Feuer? sag' ich, plagt Ihn —? „Feuer, ja!“ spricht er; „ich will mir eine Pfeife anmachen!“ Ei, den Kerl —! He, Lise! ruf ich das Mädchen, und während sich der Kerl die Pfeife stopft, schafft sie ihm Feuer. „Na,“ sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul, „nun sollen doch die Franzosen die Schwerenoth kriegen!“ Und damit, indem er sich den Helm in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordkerl! sag' ich, ein verwetterter Galgenstrick! Will Er sich ins Henkers Namen scheren, wo Er hingehört! Drei Chasseurs, sieht Er nicht? halten ja schon vor dem Thore. „Ei was!“ spricht er und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge, „wenn ihrer zehn wären, ich fürchte mich nicht!“ Und in dem Augenblicke reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. „Hurrah!“ ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt, auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohesche Korps hinter sich hätte, an, dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorfe sein mögen, einen Augenblick stutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platze herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und „Hurrah!“ ruft und „Sieht Er wohl, Herr Wirt!“ und Adies!“ und „Auf Wiedersehn!“ und „Hoho, hoho, hoho!“ — So einen Kerl, sprach der Wirt, hab' ich Zeit meines Lebens nicht gesehen! — H. v. Kleist.

52. Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. „Ei!" fing der alte Witt an und schmunzelte, „wär' ich denn wirklich so klug?" „Die ganze Welt sagt's, Herr Witt, und weil ich es auch gern würde ..." „Ja nun, wenn Er das auch gern werden will, das ist leicht. Er muß nur fleißig acht geben, wie es die Narren machen!" „Wie! wie es die Narren machen?" „Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen als die." „Als zum Exempel?" „Als zum Exempel, Herr Till, so lebte hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte mit sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen, und einem ins Gesicht sehen, das konnte er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich herein. Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?" „Wie? einen tiefsinnigen Kopf!" „Ja, warum nicht gar! Einen Narren! Hu! dachte ich da bei mir selbst, denn der Titel stand mir nicht an, wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hereinsehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht. Oder gar mit sich selbst sprechen? Pfui, sprich du lieber mit anderen. Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatte ich recht?" „Ei, ja wohl! Allerdings!" „Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?" „Einen lustigen Kopf?" „Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Hu! dachte ich da wieder, das ist doch drollig. Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den

Leuten dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann sprichst du hübsch bedächtig in dich herein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. Sieht Er, Herr Till? So hatte ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß."

Ein anderes Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. „Ei was!" fing der alte Witt an und schüttelte ihn; „Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau! Er muß danach aus sein." „Das bin ich ja lange; aber was hilft's? Immer kommt ein Streich über den anderen. Künftig lege ich lieber die Hände in den Schoß und bleibe zu Hause." „Ach, nicht doch, nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer danach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt." „Was, wie ich's Gesicht trage?" „Ja, Herr Flau, wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. Als da mein Nachbar zur linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Burgemeister dahergegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Plumps! da lag er, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?" „Ei, die alte Lehre: du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen." „Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. Denn nicht lange danach kam noch ein anderer gegangen, das war der Stadtpoet, Herr Schall. Der mußte nun entweder Verse machen oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! es riß ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Herr Schall in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. Merkt Er nun, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß?" „Sie meinen, so hübsch in der Mitte!" „Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen."

Noch ein anderes Mal besuchte den Herrn Witt ein junger

Anfänger, Herr Will. Der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. „Viel“, fing er an, „wird dabei nicht herauskommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir von selbst in die Hände; da will ich's doch mitnehmen.“ Dieser Ton stand dem Herrn Witt nicht an. „Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Will, daß Er braucht?“ „Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa.“ „Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben, recht gern. Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern seine hundert Thaler werth ist. Er kann reich damit werden.“ „Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein?“ „Es ist nichts; es ist ein bloßes Histörchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die ihn zum Thore hinaus brachte.“ „Ei, das wäre? Die hieß?“ „Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit! fing er an; ein fünfzig Thälerchen etwa, was will das machen? — Oder, wenn man ihm anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren. — Ach was! sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth, eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Will, das Er wollte?“ — „Ich? Ich bat um hundert Thaler, lieber Herr Witt.“ „Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte doch noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler Herr Tomm; der baute mit einer andern Redensart das ganze große Haus auf mit Hintergebäuden und Warenlager. Was dünkt Ihm dazu?“ „Ei, ums Himmelswillen, die möchte ich wissen. Die hieß?“ „Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Thaler! — Oder, wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer fünfzig Thaler! — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus

baute er auf mit Hintergebäuden und Warenlager. Nun, Herr Will, welche Redensart gefällt Ihm nun besser?" — „Ei, das versteht sich, die letzte." „Aber so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätte er nur immer sprechen mögen wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Will, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da spreche ich nun nach Gelegenheit bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm." „Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Warenlager gefällt mir." „Er wollte also?" „Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!" „Sieht Er, Herr Will, es wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell." Engel.

53. Der alte Leichenstein.

In einer kleinen Provinzstadt, bei einem Manne, der Hauseigenthümer war, saß die ganze Familie abends im Kreise zusammen, in der Jahreszeit, wo man sagt, daß der Abend länger wird. Es war noch warmes und mildes Wetter, die Lampe war angezündet, die langen Vorhänge verbargen die Fenster mit den Blumentöpfen, und draußen war es lieblicher Mondenschein. Davon sprachen sie aber nicht; sie sprachen von einem alten großen Steine, der unten im Hofe lag, dicht an der Küchenthür, wo die Mägde oft das gescheuerte Kupfergeschirr aufstellten, damit es an der Sonne trocknen sollte, und wo die Kinder gerne spielten; — eigentlich war es ein alter Leichenstein.

„Ja," sagte der Hausvater, „ich glaube, er rührt von der alten abgebrochenen Klosterkirche her; da wurde ja alles verkauft, Kanzel und Epitaphien und Leichensteine. Mein seliger Vater kaufte mehrere von diesen; sie wurden zerschlagen zu Pflastersteinen, dieser aber blieb übrig, und seitdem liegt er immer im Hofe."

„Man sieht es ihm leicht an, daß es ein Leichenstein ist," sagte das älteste Kind; „es ist noch ein Stundenglas darauf zu sehen und ein Stück von einem Engel. Allein die Inschrift, die darauf stand,

ist fast ganz verwischt, ausgenommen der Name Preben und ein großes S, das gleich dahinter steht, und etwas weiter unten Marthe. Mehr kann man aber nicht herausbringen.“

„Ach, mein Gott! das ist ja der Leichenstein des Preben Swane und seiner Ehehälfte!“ sagte ein alter Mann drinnen; er hätte der Großvater aller in der Stube Anwesenden sein können. „Ja, das Ehepaar war eines der letzten, die auf dem alten Klosterfriedhofe beerdigt wurden. Es war ein altes, ehrenfestes Paar; alle kannten es, und alle hatten es lieb. Die Leute erzählten von ihnen, sie seien eine Tonne Goldes reich, und doch gingen sie einfach gekleidet, im gröbsten Zeuge; die Wäsche aber war glänzend weiß. Es war ein herrliches altes Paar, der Preben und die Marthe! Wenn sie auf der Bank saßen, die oben auf der hohen steinernen Treppe stand, worüber die alte Linde ihre Zweige wölbte, und sie freundlich und leutselig nickten, so wurde einem recht wohl zu Muthe dabei. Sie waren so beispiellos gut gegen die Armen, sie speisten und kleideten sie, und es war Verstand und wahres Christenthum in ihrer Wohlthätigkeit. Erst starb die Frau; ich erinnere mich noch ganz deutlich an den Tag. Ich war ein kleines Knäblein und war mit meinem Vater bei dem alten Preben, gerade als sie entschlafen war. Der alte Mann war tief bewegt und weinte wie ein Kind; er klagte meinem Vater, wie einsam es ihm jetzt werden würde, und erzählte, wie sie so trefflich gewesen, wie viele Jahre sie zusammen gelebt, und wie es sich getroffen hätte, daß sie sich gekannt und lieb gewonnen. Wie gesagt, ich war wie ein Kind, aber mir wurde doch sonderbar zu Muthe, indem ich den Mann anhörte und sah, wie er immer lebhafter wurde und wie seine Wangen sich rötheten, da er sprach. Er erzählte vom Hochzeitstage, und seine Augen glänzten dabei — und sie lag da todt in ihrem Kämmerlein, eine alte Frau, und er war ein Greis und sprach von den Tagen der Hoffnung! Ja, ja! So geht's! Damals war ich noch ein Kind, und jetzt bin ich alt, alt wie Preben Swane. Die Zeit geht, und alles wechselt. Ich erinnere mich noch deutlich des Tages, da sie beerdigt wurde; der alte Preben ging hinter dem Sarge her. Schon einige Jahre früher hatte das Ehepaar seinen Leichenstein mit Inschrift und Namen hauen lassen mit Ausnahme des Todesjahres. Abends wurde der Stein hinausgefahren und auf das Grab gelegt. Ein

Jahr später wurde er wieder emporgehoben, und der alte Preben kam zu seiner Ehefrau herunter. Sie waren nicht so reich gewesen, als die Leute geglaubt und erzählt hatten. Was sie hinterließen, fiel entfernten Verwandten anheim, von denen man früher nie etwas gewußt hatte. Das alte Haus von Fachwerk mit der Bank auf der steinernen Treppe unter der Linde wurde abgerissen, weil es zu baufällig war, um es stehen zu lassen. Später, als es mit der Klosterkirche derselbe Fall war, und auch der Friedhof abgeschafft wurde, da fiel der Stein wie alles übrige von dort her dem ersten besten Käufer zu, und es hat sich so getroffen, daß er nicht zerschlagen und gebraucht worden, sondern noch im Hofe liegt als Spielplatz der Kleinen und als Gestell für das gescheuerte Kupfergeschirr der Mägde. Die gepflasterte Straße geht jetzt über die Ruhestätte des alten Preben und seiner Ehefrau hin; niemand erinnert sich ihrer mehr."

Und der alte Mann, der dieses erzählt hatte, schüttelte wehmüthig den Kopf. „Vergessen! Alles vergessen!" sprach er.

Und dann wurde in der Stube von anderen Dingen gesprochen. Allein der kleinste Knabe drinnen, ein Kind mit großen, ernsthaften Augen, kroch auf den Stuhl hinter den Vorhängen und sah in den Hof hinaus, wo der Mond den Stein klar beleuchtete; der Stein war ihm sonst immer so leer und flach vorgekommen, aber jetzt enthielt er ein ganzes großes Blatt eines Geschichtsbuches. Alles was der Knabe von dem alten Preben und seiner Frau gehört hatte, stand auf dem Steine geschrieben, und er betrachtete ihn und blickte hinauf gegen den klaren, hellen Himmel, und es war ihm wie ein Angesicht Gottes, das über die Erde hinausschien.

„Vergessen! Alles wird vergessen!" erscholl es drinnen in der Stube, und in demselben Augenblicke küßte ein unsichtbarer Engel Brust und Stirn des Knaben und flüsterte leise: „Verwahre wohl das gegebene Samenkörnchen! Verwahre es bis zur Zeit der Reife! — Durch dich, Kind, wird die verwischte Inschrift, der verwitterte Grabstein mit lichten goldenen Zügen vor den Augen künftiger Geschlechter dastehen. Das alte Ehepaar wird wieder Arm in Arm durch die alten Straßen wandeln und lächelnd, mit frischen, rothen Wangen auf der steinernen Bank unter der Linde sitzen und Armen und Reichen zunicken. Von dieser Stunde an wird das Samenkörnchen durch die Reihe der Jahre zum blühenden Dichterwerke heranwachsen. Das

Gute und Schöne wird nicht vergessen; es lebt in der Sage und im Gesange." Andersen.

54. Das Kind mit dem Löwen.

(Im Auszuge.)

Zur Zeit des Jahrmarktes in einer kleineren Stadt machte die junge Fürstin des benachbarten Schlosses in Begleitung des fürstlichen Oheims und des Stall- und Hofjunkers Honorio dorthin einen Spazierritt, während ihr Gemahl in dem fernen Waldgebirge eine große Jagd abhielt. Auf dem Markte angelangt durften die Reitenden nur Schritt vor Schritt ihren Weg fortsetzen; so sehr drängte sich die Menschenmasse an sie heran. Unter geistreicher Unterhaltung waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs kräftigste hören, die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehn, die mit grellen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sehe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen," sagte die Fürstin, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten." „Es ist wunderbar," versetzte der Fürst Oheim, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen. Es ist an Mord und Todtschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen

wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen."

Was dann aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thor hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkte entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet, den wohlgebauten, höheren Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und so fort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen, gegenüber eine weite, nahrhafte Gegend.

Honorio, der durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: „Seht hin! Seht hin! Auf dem Markte fängt es an zu brennen." Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!" rief man, immer durch die Gläser schauend. Auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich. Von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammenglut, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach: „Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut; ich fürchtete immer das Unglück zum zweiten Male zu erleben." Als sie herabgekommen waren und den Pferden wieder zugingen, sagte die

Fürstin zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht. Lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich.“ Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten, steinigen Gang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: „Reiten Euer Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten ist unsicher. Ohnehin wird, bis wir hineinkommen, das Feuer schon wieder gelöscht sein.“ Die Fürstin glaubte nicht daran; sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem schon früher erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthales etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für einen Tiger erkannte; heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild machte den wundersamsten Eindruck. „Flieht, gnädige Frau!“ rief Honorio, „flieht!“ Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berge zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts, unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen; auch das Pferd richtete sich auf; aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden,

die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur, daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft aufs neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand; der Reiter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin schon oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam beides zu Statten.

„Gebt ihm den Rest," sagte die Fürstin; „ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen." „Verzeiht!" erwiderte der Jüngling; „er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll." „Frevelt nicht!" sagte die Fürstin; „alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick." „Auch ich," rief Honorio, „war nicht frömmer als jetzt eben; deshalb aber denke ich ans Freudigste; ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann." „Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern," versetzte sie. „Ist es doch", erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden." „Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! Schon ist kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das weitere. Vor allen Dingen steht auf!"

Unterdes kam hastig eine Frau, einen Knaben an der Hand, den Berg herauf geradezu auf die Gruppe los, warf sich heulend und schreiend über den Leichnam her und ließ an dieser Handlung, sowie an ihrer

obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung so gleich errathen, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Fels zu Fels stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sie eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürften wir nicht verfehlen. „Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der schönste deinesgleichen. Wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und wennschon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Und, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!“

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Berges am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten wie auf gewaltsam hetzender Jagd den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, erläutert. So stand der Fürst vor dem seltenen, unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht,

was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagenszeit. Ach, mein Herr und gnädiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirge ist er hin; aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dies gute Thier."

„Der Löwe?" sagte der Fürst, „hast du seine Spur?" „Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter links hinauf; aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir; neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher." „Also", beorderte der Fürst, „muß sich die Jagd auf diese Seite ziehen. Ihr ladet eure Gewehre; geht sachte zu Werk! es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefsten Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können. Warum waret ihr unvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen?" „Das Feuer brach aus," versetzte jener; „wir hielten uns still und gespannt; es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute."

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt. Aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den ausgestellten Wächter erkannte, der die Schloßarbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höheren Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Eiche, und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: „Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um sie ausputzen zu lassen? Er wäre nicht wieder aufgestanden; das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet."

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf:

„Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?“ „Hier diese Frau und dieses Kind“, erwiderte der Vater hastig, „erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn dann unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.“

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indes hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: „Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten gemauert, von jeher der einzige Zugang war; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Schlosse gelangen kann.“

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludieren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: „Du hast heute viel geleistet; vollende das Tagewerk. Besetze den schmalen Weg. Haltet eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau mögen für das Uebrige stehen.“ — Eilig schickte Honorio sich an die Befehle auszuführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend. Die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung dieser liederartigen Weise; alles war still, hörte, horchte, und nur erst, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte wieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Tuch hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Drucke erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu bringen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: „Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich in diesen Verschluß wieder zurückbringen könnt?“ Sie bejahte es, versichernd und betheuernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit wenigen sich eiligst; die Fürstin folgte langsam mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steil den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reis zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. „Es ist nicht noth,“ sagte die Frau, „es wird ohne das alles in Güte geschehen.“

Weiterhin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelflinte in den Schoß gelegt, auf seinem Posten und wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die herankommenden schien er kaum zu bemerken; er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen; er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Sie redete lebhaft und rief: „Schöner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen, ich fluche dir nicht; schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne dich.“

„Wenn Euer Kind,“ sagte nunmehr der Wärtel, „flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thier entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen; aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel dem Kinde jeden Augenblick zu Hülfe kommen kann.“

„Die Umstände sind alle nicht nöthig; Gott und Kunst, Fröm-

migkeit und Glück müssen das Beste thun.“ „Es sei,“ versetzte der Wärtel; „aber ich kenne meine Pflichten. Erst führe ich euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe. Das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Thier dort hereinlocken.“ — Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind, die Wendeltreppe hinunter, in dem klaren Hofraum sich zeigte und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug; den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder; das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Stralen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied begann.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin; hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran.
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoß gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte; aber gar bald bemerkte er, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die grauliche Tatze des Unthiers,

so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei. Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick.
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Goethe.

III. Sagen.

Erster Abschnitt.

55. Niobe.

Niobe war die Gemahlin des Königs Amphion in Theben, die Tochter des Tantalus. Wie ihr Vater war sie von den Göttern geliebt und gesegnet; aber sie war auch übermüthig und vermessen wie er, so daß sie sich selbst mit den Göttern zu wetteifern unterstand, und zertrümmerte dadurch all ihr Glück. Stolz brüstete sie sich mit ihrer und ihres Gatten Abstammung, mit dem Glanz und der Macht ihrer Herrschaft, mit der Kunst ihres Gatten, der durch sein Saitenspiel selbst Steine bewegte; am meisten jedoch prahlte sie mit ihren Kindern. Sie hatte sieben Söhne und ebensoviele Töchter, und sie wäre in Wahrheit die glücklichste der Mütter gewesen, wenn sie sich nicht selbst dafür gehalten hätte. Das allzustolze Bewußtsein ihres Mutterglückes stürzte sie ins Verderben.

Es war ein Fest des Apollo, des verderblichen Pestsenders und seiner Mutter Latona. Da ging des Teiresias Tochter, die weißagende Manto, durch die Straßen von Theben und rief in göttlicher Begeisterung: „Ihr Ismeniden, Töchter Thebens, kommt alle und bringt der Latona und den beiden Kindern der Göttin Weihrauch mit frommem Gebet und flechtet Lorber in euer Haar. Durch meinen Mund befiehlt es Latona." Man gehorcht, und alle Thebanerinnen schmücken ihre Schläfe mit Lorberzweigen und streuen Weihrauch in die heiligen Flammen unter frommem Gebet. Siehe, da kommt Niobe, die Königin, umringt von der Schar ihrer Dienerinnen, stralend in golddurchwirktem Gewande und schön, soweit es der Zorn zuläßt. Und wie sie dastand und hoch ihr stolzes Auge über die Versammlung hintrug, die wallenden Locken mit dem schönen Haupte schmückend, sprach sie: „Welcher Wahnsinn ist es, Götter zu verehren, die ihr nicht gesehen, während ihr solche, die mitten unter euch wandeln, ohne Opfer und Weihrauch lasset! Ihr bringt der Latona Opfer, und mir versaget ihr die göttliche Ehre? Mein Vater Tantalus saß an den Tischen

der Götter; eine der Plejaden ist meine Mutter; der große Atlas, der die Himmelsaxe auf seinem Nacken trägt, ist mein Großvater. Zeus ist mein anderer Großvater; auch rühme ich mich seiner als Schwähers. Phrygiens Völker gehorchen mir: unter meiner Herrschaft steht die Königsburg des Kadmus und die durch das Saitenspiel meines Gatten zusammengefügten Mauern von Theben. Wohin ich in meinem Hause die Blicke wende, überall schaue ich unermeßliche Reichthümer. Dazu kommt die einer Göttin würdige Gestalt, dazu sieben Söhne und sieben Töchter und bald ebensoviele Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Da fraget noch, welchen Grund ich habe stolz zu sein, und wagt es noch, mir die Titanentochter Latona vorzuziehen, der der weite Erdkreis einst einen kleinen Fleck zur Geburt ihrer Kinder versagte, die, vom Himmel, von der Erde und vom Meere ausgeschlossen, als Verbannte in der Welt umherschweifte, bis Delos, die in den Wogen irrende Insel, der irrenden Göttin mitleidig zur Geburt einen unstäten Sitz bot. Sie gebar zwei Kinder; das ist der siebente Theil meiner Nachkommenschaft. Wer wollte mein Glück leugnen? Und ich werde glücklich bleiben, wer könnte es bezweifeln? Die Menge macht mich sicher. Wenn auch von der Schar meiner Kinder das eine oder andere genommen werden sollte, nimmer doch werde ich zu der Zahl von zweien, zu der Zahl der Latona, herabgebracht. Darum fort von den Altären, eilig fort, und nehmt den Lorber aus dem Haar." Erschreckt nehmen die Frauen den Lorber vom Haupt und verlassen die unvollendeten Opfer, mit leisem Gebet ihre Göttin verehrend; denn das wenigstens kann die Königin nicht hindern.

Latona ist erzürnt. Auf dem Gipfel des Kynthus, des delischen Berges, spricht sie also zu ihren beiden Kindern: „Seht, ich eure Mutter, die ich stolz bin auf eure Geburt, die ich keiner anderen Göttin außer der Hera weiche, werde geschmäht von einer Sterblichen, die meine Göttlichkeit bezweifelt. Ich werde ausgeschlossen von den Altären, an denen ich durch Jahrhunderte verehrt worden bin, wenn ihr nicht, o Kinder, mir beisteht. Und das ist's nicht allein. Die stolze Tantalustochter fügte auch noch Schmähungen zu ihrer frechen That; sie wagte es euch ihren Kindern nachzusetzen und nannte mich, was auf sie selbst zurückfallen mag, mit der vermessenen Zunge ihres Vaters eine Kinderlose." Latona wollte ihrer Erzählung noch Bitten hinzufügen; aber Phöbus rief: „Halt ein, schon zu lang ist der Verzug

der Strafe!" Dasselbe sprach Phöbe. Und in schnellem Schwung durch die Lüfte hatten sie schon, in Wolken gehüllt, die kadmeische Burg erreicht, bereit, die beleidigte Mutter mit ihren Pfeilen zu rächen.

Vor den Thoren der Stadt Theben war ein weiter ebener Plan, wo die thebanische Jugend auf Rossen und Wagen sich tummelte. Dort ergötzten sich die Söhne der Niobe am Wettrennen und dem jugendlichen Spiele der Ringkunst. Von diesen tummelte eben der älteste, Ismenus, heiteren Muthes sein Roß mit dem schäumenden Zügel in engem Kreis. Plötzlich rief er: „Weh mir!" und ließ aus der sterbenden Hand die Zügel fallen und sank, den scharfen Pfeil mitten in der Brust, rechts vom Buge des Rosses. Der nächste, Sipylus, hatte durch die Luft das Klirren eines Köchers gehört, und wie ein Schiffer, der mit ausgespannten Segeln dem nahenden Sturme zu entrinnen sucht, will er mit verhängtem Zügel den Bereich des Verderbens entfliehen. Da schlägt ihn hoch in den Nacken der zitternde Pfeil, daß die nackte Eisenspitze vorn aus der Kehle dringt. Vorwärts gebeugt, wie er war, stürzt er über den gestreckten Hals und die Mähne des Pferdes und färbt die Erde mit seinem rauchenden Blut. Phädimus und Tantalus, der Erbe des großväterlichen Namens, maßen ihre jugendlichen Kräfte im Ringkampf; wie sie Brust an Brust sich ringend umschlungen hielten, durchbohrte sie beide ein Pfeil. Zugleich seufzen sie auf, zugleich lassen sie die von Schmerz gekrümmten Glieder zur Erde gleiten und hauchen zugleich am Boden mit brechendem Auge den Geist aus. Sie sieht Alphenor; die Brust sich schlagend fliegt er herzu, um die kalten Glieder in seinen Armen emporzurichten. Er fällt bei dem frommen Dienste; denn Apollo zerriß ihm mit dem tödlichen Eisen die innerste Brust. Als er das Eisen sich herauszog, riß er an dem Haken ein Theil der Lunge mit heraus, und mit dem strömenden Blute entflog die Seele in die Lüfte. Den zarten Damasichthon traf eine doppelte Wunde. Er war in die Kniekehle getroffen, und während er sich bemühte das verderbliche Geschoß herauszuziehen, drang ein zweiter Pfeil bis an das Gefieder ihm durch den Hals. Ein Blutstrom trieb den Pfeil heraus und schoß hoch empor. Der letzte und jüngste der ganzen Schar, Ilioneus, erhob voll Angst die Hände zum Himmel und betete: „O all ihr Götter, schonet mein!" Den grausamen Schützen rührte das Flehen des Knaben; aber das abgeschnellte Geschoß war nicht mehr

zurückzurufen. Der Knabe sank; doch starb er an der leichtesten Wunde; das Herz war kaum von dem Pfeile berührt.

Der Ruf des Unglücks verbreitete sich schnell in der Stadt. Amphion, der Vater, machte, sobald er die Schreckenskunde vernahm, seinem Schmerz durch das Schwert ein Ende. Bald drang auch der Jammer des Volkes in die Frauengemächer und meldete der Mutter den plötzlichen Untergang ihrer Söhne. Sie kann das Schreckliche nicht fassen; sie wundert sich, daß die Götter das vermocht, sie zürnt, daß sie es gewagt. Voll Schmerz und Zorn eilt sie hinaus auf das Feld, umringt von ihren Töchtern und dem ganzen Volke; sie wirft sich auf die kalten Leichen und vertheilt ihre letzten Küsse unter die todten Söhne. Dann aber erhub sie die bleichen Hände zum Himmel und rief: „Weide dich, Latona, weide dich an meinem Schmerz, sättige dein grausames Herz an meinem Leid! Der Tod der Sieben bringt mich ins Grab! Frohlocke, triumphiere, feindliche Siegerin! Doch warum Siegerin? Habe ich in meinem Unglück nicht noch mehr als du in deinem Glück? Auch bei so vielen Leichen obsiege ich dir!"

Aber kaum hatte Niobe die verwegenen Worte gesprochen, da schwirrte die Sehne eines Bogens, daß vor Schreck alle erbebten, nur Niobe nicht. Vor den Bahren ihrer Brüder stehen in schwarzen Gewändern mit aufgelöstem Haar die Töchter der Niobe. Da sinkt plötzlich eine von ihnen sterbend mit dem Antlitz auf einen der Brüder; ein Pfeil steckt in ihrem Herzen. Eine zweite versucht die jammernde Mutter zu trösten; sie schweigt plötzlich, von einer verborgenen Wunde niedergebeugt. Eine dritte will fliehen, sie fällt; über sie stürzt eine andere; die fünfte, die sechste sinkt —; da bleibt nur noch die letzte übrig, die in dem Schoße der Mutter Schutz gesucht hat. Die Mutter deckt sie mit dem Gewande, mit dem ganzen Leibe. „Nur die eine, die jüngste," schreit sie wehklagend auf, „von den vielen die jüngste laß mir, Latona!" Aber während sie fleht, stirbt die, für welche sie fleht. Verwaist sitzt sie da unter den Leichen der Töchter und Söhne, erstarret vor Schmerz. Kein Windhauch bewegt ihr Haar, in den Wangen fließt kein Blut, das Auge steht starr in dem traurigen Antlitz; sie ist zu Stein geworden. Kalter Tod wohnt in dem Gebilde, aber aus den Augen fließen Thränen, als wenn der Schmerz noch im Innern lebte.

Stoll.

56. Herkules am Scheidewege.

Als Herkules auf dem Kithäron weilte, in einem Lebensalter, wo der Knabe zum Jüngling wird und die ersten ernsten Blicke in die Zukunft wirft, zog er eines Tages von Hirten und Herden weg in die Einsamkeit und überlegte still dasitzend, in ernste Gedanken versunken, welchen Lebenspfad er in Zukunft wandeln sollte. Da sah er zwei stattliche Frauen auf sich zukommen. Die eine zeigte in ihrem Aussehen Anstand und hohen Adel; ihren Leib schmückte Reinlichkeit, Bescheidenheit ihr Auge; ihre Haltung war sittsam, fleckenlos rein ihr weißes Gewand. Anders die andere. In ein üppiges Gewand gekleidet beschaute sie sich selber mit Wohlgefallen, und herausfordernd ließ sie ihr stolzes Auge hierhin und dorthin schweifen. Als die beiden Frauen näher an den Herkules herankamen, schritt sie eilend auf ihn zu und sprach: „Ich sehe, Herkules, daß du unschlüssig bist, welchen Weg des Lebens du einschlagen sollst. Wenn du mich zur Freundin erwählest, wirst du den angenehmsten und an Freuden reichsten Weg wandeln; du wirst kein Vergnügen ungekostet lassen und ein Leben sonder Beschwerde leben. Um Kriege wirst du dich wenig bekümmern; deine einzige Sorge wird sein, wie du an köstlichen Dingen dich ergötzest und dein Auge, dein Ohr und alle Sinne erfreuest. Und glaube nicht, daß ich dich durch mühevolle Arbeit, durch Gefahr und Noth dahin bringen werde; du wirst vielmehr die Früchte fremden Fleißes genießen und nichts von dem entbehren, was irgend Gewinn bringen kann. Denn ich gewähre meinen Freunden die Freiheit, von allem Nutzen zu ziehen."

Als Herkules diese Versprechungen hörte, fragte er: „O Weib, wie ist dein Name?" Sie antwortete: „Meine Freunde nennen mich das Glück, meine Feinde aber, die mich schelten wollen, nennen mich das Laster." Unterdessen war auch das andre Weib herangetreten. Diese nahm nunmehr das Wort und sprach: „Folge du mir, o Herkules! Wisse wohl, ohne Arbeit und Mühe gewähren die Götter den Menschen kein Gut. Willst du, daß die Freunde dich lieben, so mußt du den Freunden dienen; willst du geehrt sein bei deinen Mitbürgern, so mußt du dich ihnen nützlich erweisen; wenn du wegen deiner Tugend die Bewunderung des ganzen Hellas erregen willst, so mußt du sein Wohlthäter werden. Soll das Land dir Früchte tragen,

so mußt du es bebauen; willst du durch deine Herde reich werden, so mußt du sie pflegen. Willst du kriegen und siegen, so mußt du die Künste des Krieges lernen und üben; soll dein Körper deinem Willen dienstbar sein, so mußt du durch Arbeit und Schweiß ihn abhärten." Hier fiel das Laster ihr in die Rede und sprach: „Lang und schwierig ist der Weg, auf welchem dieses Weib zu Glück und Freude dich zu führen verspricht. Ich aber werde dich auf leichtem und kurzem Pfad zur Seligkeit geleiten." „Unselige," sprach die Tugend, „was für Gutes besitzest du denn? Du sättigest dich mit jeder Lust, noch ehe das Verlangen nach dem Genusse vorhanden ist. Du issest, ehe dich hungert, du trinkest, ehe dich dürstet. Darum sind deine Freunde in der Jugend ohne Kraft, im Alter ohne Verstand. Sorglos durchschwelgen sie die Jugend, mühselig schleppen sie sich durch das Alter, beschämt über das, was sie gethan, beschwert durch das, was sie thun. Deshalb bist du, obgleich unsterblich, von den Göttern verstoßen und bei den Menschen verhaßt. Mich dagegen lieben die Götter und die guten Menschen. Ein jeder ist sich meiner Gaben froh bewußt. Die Jüngeren erfreuen sich des Lobes der Alten, die Alten der Ehre bei den Jungen. Mit Lust erinnern sich die einen der früheren Thaten, mit Freuden thun die anderen, was in der Gegenwart ihnen obliegt. Durch mich ist der Gute den Göttern werth, dem Freunde lieb und geachtet im Vaterlande. Und keinem derer, die mir dienen, wird ein ruhmloses Ende. Gefeiert und besungen von der Nachwelt, blühen sie fort im Gedächtniß aller Zeiten. Darum wähle, o Jüngling, und folge mir, auf daß du das höchste der Güter erringest, Unsterblichkeit."

Und Herkules folgte dem Rufe der Tugend, und er wandelte mit geduldigem Sinne den schweren Weg der Pflicht — zu seinem Heile. Nach Stoll.

57. Die Hochzeit des Peirithous.

Peirithous, der König der Lapithen, ein kühner, unbändiger Recke, hatte viel von der Stärke und Tapferkeit des Theseus gehört und bekam Lust mit demselben anzubinden und ihn kennen zu lernen. Er kam daher nach Attika in die Gegend von Marathon und trieb eine Herde Rinder weg, die Theseus gehörte. Dieser eilte auf die Kunde davon dem Räuber nach. Sobald er ihm nahe gekommen, wandte sich Peirithous und stellte sich dem Verfolger kampfbereit ge-

genüber. Da wurden beide Helden so von gegenseitiger Bewunderung ihrer Gestalt und Kühnheit ergriffen, daß sie des Kampfes vergaßen und einander zur Freundschaft und Waffenbrüderschaft die Hände reichten.

Nicht lange nachher zog Theseus nach Thessalien zu der Hochzeit seines neuen Freundes, der sich mit Hippodamia, der schönsten unter den Töchtern der Lapithen, vermählte. Er hatte zu der Feier zahlreiche Gäste geladen, alle Fürsten Thessaliens und manchen Freund aus der Ferne, auch seine Nachbarn, die Kentauren aus dem nahen Gebirge Pelion, ein wildes, rohes Geschlecht, deren Körper eine Mißgestalt war aus Mensch und Roß; an den Oberkörper eines Mannes nämlich schloß sich die Brust und der Rumpf eines Pferdes. Der große Saal der Königsburg faßte nicht alle Gäste; viele noch, Lapithen und Kentauren gemischt, waren an zahlreichen Tischen gelagert in einer weiten, von Bäumen umschatteten Grotte. Lautes Getümmel hallte durch die festlich geschmückten Räume, frohe Lieder wurden gesungen, zahlreiche Feuer flammten auf den Herden und Altären, und die Gäste schwelgten bei Wein und köstlichen Speisen. Die jugendliche Braut saß in der Mitte des Saales, umringt von der Schar der Frauen und Mütter, in stralender Schönheit; neben ihr in froher Jugendkraft der Gatte.

Lange blieb die brausende Lust des Festes ungestört. Da sprang Eurytion, der wildeste und stärkste der Kentauren, berauscht vom Weine plötzlich auf Hippodamia los, faßte sie beim Haar und schleppte sie raubend fort. Seinem Beispiele folgend fielen die übrigen Kentauren über die anderen Frauen und Jungfrauen her, um sie zu entführen. Sogleich erhoben sich die Lapithen und die übrigen griechischen Helden und warfen sich den Räubern entgegen. Die kühnsten und gewaltigsten Helden der Vorzeit stritten gegen rohe thierische Kraft und Wildheit. Theseus zuerst stürzte dem Eurytion entgegen. „Welcher Wahnsinn treibt dich," rief er ihm zu, „daß du vor meinen Augen den Peirithous angreifst und uns beide in einem kränkst!" Mit diesen Worten drängt er die Stürmenden hinweg und entreißt ihrer Wuth die geraubte Jungfrau. Ohne eine Antwort schlägt Eurytion mit seinen gewaltigen Fäusten dem Helden ins Antlitz und vor die Brust; der aber erfaßt einen schweren ehernen Mischkrug, der ihm gerade zur Seite steht, und schleudert ihn dem Kentauren ins

Gesicht, daß er mit zerschmettertem Haupte rückwärts niederstürzt und mit seinen Hufen ausschlagend verendet. „Zu den Waffen!“ riefen bei dem Falle ihres Bruders jetzt alle Kentauren, „zu den Waffen!“ Zuerst flogen Becher und Krüge und weitbauchige Becken hin und wieder. Der Kentaur Amykus riß von der Decke einen Leuchter mit vielen Fackeln und zerschmetterte damit die Stirn des Lapithen Keladon; dafür streckte ihn Pelates mit dem abgerissenen Bein eines Tisches zu Boden. Der Kentaur Gryneus erhob einen ungeheuren Altar und warf ihn mitten unter die Lapithen, nicht ungestraft, denn Exadius stieß ihm mit einem Hirschgeweih beide Augen aus. Rhötus, nach Eurytion der furchtbarste unter den Kentauren, riß einen lodernden Brand von einem Altare und bohrte ihn dem Charaxus in die Schläfe; wie trockene Saat brannte sein Haupthaar, und das Blut in der Wunde zischte, wie wenn man glühendes Eisen in den Kühltrog taucht. Der Verwundete schüttelt die Flammen sich vom Haupte, wühlt eine steinerne Schwelle aus dem Boden und will sie gegen den Feind schleudern; aber die Last ist ihm zu schwer, sie zerschmettert ihn selbst. Jubelnd springt Rhötus herzu und bohrt ihm noch dreimal und viermal den Brand in die Wunde und zersprengt ihm den Schädel. Darauf erwürgt er noch, schwelgend im Blutbad, den jungen Korythus und den Enagrus; doch als er auf den Dryas losspringt, stößt dieser ihm einen vorn angebrannten Pfahl zwischen Schulter und Nacken. Aechzend arbeitet er mühsam die Stange aus dem harten Knochen und flieht, übergossen von dem eigenen Blut. Die Flucht des Rhötus reißt die anderen Kentauren mit fort. Der tobende Kampf zieht sich ins Freie, und die hellenischen Helden können ihre gewöhnlichen Waffen gebrauchen. Der Kentaur Peträus hat eben einen Eichbaum umfaßt und müht sich ihn loszureißen; da fliegt ihm der Speer des Peirithous durch die Rippen und heftet seinen Leib wider den knorrigen Stamm. Noch drei andre Kentauren fallen unter seinem Speere. Diktys will ihm entfliehen, stürzt aber von einer Felsenspitze herab und zerbricht durch die Schwere seines Körpers eine gewaltige Esche; mit zerrissenem Leibe bleibt er an dem Rumpfe hangen. Aphareus sieht es und will ihn rächen; er reißt den Bergfels los, um ihn gegen den Lapithenkönig zu schleudern, aber Theseus zermalmt ihm mit seiner wuchtigen Keule den Arm. Ihn völlig zu tödten, hat er nicht Zeit oder Lust; er springt auf den

breiten Rücken des Brianor und zerschmettert ihm, während er mit der Linken sein Haupt am zottigen Haare zurückzieht, mit der Keule die Schläfe. Einen nach dem anderen erschlägt der athenische Held. In ähnlicher Weise wüthete Nestor, der Held von Pylos, daß bald ganze Haufen von gewaltigen Kentaurenleibern im Blute umherlagen.

Immer mehr kamen die Kentauren in Nachtheil. Peirithous, Theseus, Nestor und vor allen Kaineus, ein Lapithe von unbändiger Kraft, dem die Gunst des Poseidon Unverwundbarkeit verliehen hatte, thaten Wunder von Tapferkeit. Den würgenden Kaineus umringte zuletzt ein Schwarm von Kentauren. Sie schleuderten einen Hagel von Geschossen jeder Art auf ihn, aber der Lapithe blieb unverletzt. Als sie endlich merkten, daß er nicht zu verwunden war, thürmten sie einen Berg von Baumstämmen und Felsen auf ihn, daß er zuletzt, von der Last erdrückt, seine Seele aushauchte. Noch einmal drangen jetzt die griechischen Helden auf die wilden Feinde ein und machten mit der sinkenden Nacht dem Kampfe ein Ende. Die meisten Kentauren waren erschlagen, die übrigen retteten sich durch die Flucht auf den Pelion. Diese verscheuchte Peirithous in den nächsten Tagen mit seinen Freunden aus dem nahen Gebirge und trieb sie nach dem Pindus hin und den Grenzen von Epirus.

Stoll.

58. Hektor und Ajax.

Einst forderte Hektor auf das Gebot seines Bruders Helenus, des kundigen Sehers, die Griechen auf, ihm den Tapfersten aus ihrer Mitte zum Zweikampf gegenüber zu stellen. Jeder bedachte sich und wartete auf des anderen Erbieten; denn mit Hektor zu kämpfen war ein gefährliches Wagestück. Endlich standen neun Männer auf und erboten sich, den Kampf zu bestehen. Agamemnon selbst war unter ihnen, die beiden Ajax auch, auch Odysseus und Diomedes. Jeder von ihnen wählte ein Los und warf es in Nestors Helm. Der Alte schüttelte die Lose, bis eins heraus flog, welches der ältere Ajax für das seinige erkannte. Sogleich stürmte er mächtig dem wartenden Hektor entgegen. Und wahrlich, er war dem Gegner nicht ungleich; denn ein kraftvoller Wuchs, nervige Arme und mächtigen Schultern und Schenkel kündigten schon beim ersten Anblick den furchtbaren Krieger an. Seine Rüstung war undurchdringlich, und ihr allein verdankte er auch dieses Mal seine Rettung vom sicheren Verderben. Sieben über einander gelegte

Stierhäute und noch ein eiserner Ueberzug, das war sein Schild; Helm und Panzer mochten dem angemessen sein. „Sieh da, Hektor," rief Ajax diesem zu, „nun erkennst du doch wohl, daß sich im Achäervolke noch Männer erheben, die deinen Anruf nicht scheuen, auch wenn Achilles ruht! Auch wir andern rühmen uns des Muthes, dir mannhaft zu begegnen, und ich bin nur einer von den vielen. Wohlan denn, beginne den Zweikampf!" „Denkst du durch Trotz mich zu versuchen, Sohn Telamons?" erwiderte Hektor; „irre dich nicht; ich habe die Schlachten der Männer kennen gelernt, weiß den Speer zu schwingen, daß er trifft, und den Schild zu wenden, daß kein Wurf mich verletzt. Zu Fuß und auf flüchtigem Wagen hole ich den Feind ein, und meine Thaten zeugen für meine Worte. Aber jetzt gib acht, tapferer Held, ich will nicht mit lauernder List dich überfallen, sondern offen dich treffen." Sprach es und schleuderte die gewaltige Lanze mit aller Macht auf ihn, daß sie das Erz des Schildes durchdrang und sechs der ledernen Schichten; dann erst ermattete sie. Rasch warf nun Ajax die seinige auf Hektors Brust, und Hektors Schild war nicht stark genug, der Spitze zu widerstehen; nur durch eine geschickte Wendung des Körpers verhinderte er, daß sie in das Fleisch drang. Beide zogen nun die Lanze aus ihren Schilden und rannten gegen einander, jeder entbrannt, den Gegner zu durchbohren. Wiederum traf Hektors richtig gezielter Stoß jenen auf die starke, eherne Buckel des vorgehaltenen Schildes; aber die Lanze drang nicht ein. Auch des Ajax Stoß glitt ab von der Fläche des Schildes; seitwärts streifend fuhr die Lanze dem Hektor in den Hals, daß das Blut ihm den Panzer befleckte. Da wandte sich Hektor schnell und suchte einen Feldstein; den warf er aus vollen Kräften dem Ajax nach dem Kopfe, und er hätte ihn zerschmettert, hätte dieser sich nicht schnell hinter dem schützenden Schilde verborgen. Aber nun packte Ajax einen noch weit größern Feldstein und warf ihn auf Hektor, zerbrach ihm den entgegengehaltenen Schild und verletzte ihn am Knie. Dennoch wäre Hektor gewiß noch einmal mit Wuth über ihn hergefallen, hätten nicht die Griechen selbst dem Streite ein Ende gemacht; denn sie sandten einen Herold, der die beiden Kämpfer trennte. Ajax starrte noch immer auf Hektors Bewegungen hin und rief dem Herolde zu: „Gut, mein Freund, ermahne nur jenen zum Stillstand; er hat das Gefecht begonnen; will er ruhen, so lasse auch ich mir's gefallen." Und Hektor entgegnete ruhig: „Ajax, du hast dich männlich bewiesen im

Streite, und ein Gott hat dir Stärke und Besonnenheit verliehen. So laß uns jetzt ruhen vom Kampfe und künftig einmal ihn erneuern, bis uns ein Gott durch den Tod von einander trennt. Doch zuvor wollen wir einander noch mit preiswürdigen Gaben beschenken, damit man künftig unter Achäern und Troern sage: Seht, sie kämpften erst lange den Kampf in Zwietracht und schieden dann versöhnt in Freundschaft." Und er reichte ihm sein künstlich gearbeitetes Schwert mit der Scheide und dem zierlichen Gehenke, und Ajax schenkte ihm dagegen seinen purpurnen Leibgurt. So schieden sie, und jedes Heer empfing seinen Helden mit Freudengeschrei und führte ihn triumphierend zu den Seinigen zurück. Becker.

59. Hektors Abschied von Andromache.

Als eines Tages die Troer von den Griechen heftig bedrängt wurden, eilte Hektor in die Stadt, um seine Mutter zu bewegen, daß sie der Göttin Athene reichliche Opfer bringe. Dann kehrte er wieder in die Schlacht zurück. Aber als er dem Thore sich nahte, kam seine Gemahlin Andromache eilenden Laufes gegen ihn her; die Dienerin, ihr folgend, trug das unmündige Knäblein Astyanax an ihrer Brust. Mit stillem Lächeln betrachtete der Vater den Knaben, Andromache aber trat ihm unter Thränen zur Seite, faßte seine Hand und sprach: „Schrecklicher Mann! Gewiß tödtet dich noch dein Muth, und du erbarmest dich nicht des stammelnden Kindes, nicht deines unglückseligen Weibes, das bald Witwe sein wird. Würde ich aber deiner beraubt, so wäre es mir das beste, ich sänke in den Boden hinab. Den Vater und die sieben Brüder hat mir Achilles getödtet, meine Mutter hat der Bogen Dianas erlegt. Hektor, nun bist du mir Vater und Mutter und Brüder, du bist mein blühender Gatte. Darum erbarme dich, bleibe hier! Mache dein Kind nicht zur Waise, nicht zur Witwe deine Gattin! Das Heer stelle dort an den Feigenhügel; dort steht die Mauer dem Angriffe frei, und schon dreimal haben die Griechen den Sturm dorthin gelenkt, sei es, daß ein Seher es ihnen offenbarte, sei es, daß das eigene Herz sie dazu antrieb."

Liebreich entgegnete Hektor: „Auch mich härmt dieses alles, theures Weib. Doch schämen müßte ich mich vor Trojas Männern und Frauen, wenn ich wie ein Feiger von ferne dem Kampfe zuschaute. Auch mein eigenes Herz erlaubt es mir nicht; denn stets lehrte es mich im Vor-

derkampfe zu streiten für des Vaters hohen Ruhm und für den meinen. Zwar das ahne ich wohl: einst wird kommen der Tag, wo die heilige Troja dahinsinkt, Priamus auch und sein Volk; aber weder der Trojaner Leid noch das der eigenen Eltern und der leiblichen Brüder, wenn sie alsdann unter dem Schwerte der Griechen fallen, geht mir so zu Herzen wie das deinige, wenn der Achäer einer dich weinende fortführt in das Joch der Knechtschaft und du dann, vom harten Zwange belastet, in Argos traurigen Sinnes am Webstuhle sitzest oder Wasser trägst, und dann wohl ein Mann, in Thränen dich schauend, spricht: Das war Hektors Weib! Möge das Grab mich decken, ehe ich von deinem Jammer und deiner Entführung hören muß." — So sprach er und streckte die Arme nach seinem Knäblein aus; aber das Kind schmiegte sich schreiend an den Busen der Amme, erschreckt durch den Glanz des ehernen Helmes und den flatternden Helmbusch. Und der Vater lächelte, auch die Mutter, und er nahm den schimmernden Helm vom Haupte, legte ihn nieder zur Erde, küßte das geliebte Kind und wiegte es auf seinem Arm. Dann flehte er zum Himmel: „Zeus und ihr andern hohen Götter! Laßt dieses Knäblein werden wie ich selbst, voranstrebend dem Volke der Troer; laßt es stark werden an Kraft, daß es einst mächtig herrsche über Ilium. Möge man dann sagen: Der ist noch tapferer, als der Vater war! wenn er beutebeladen aus der Schlacht heimkehrt, seiner Mutter zur stolzen Freude." Darauf reichte er das Kind der geliebten Gattin, die unter Thränen lächelnd es an die Brust drückte. Hektor aber streichelte sie voll Wehmuth mit der Hand und sagte: „Armes Weib, nicht mußt du zu sehr dich grämen in deinem Herzen. Niemand wird mich tödten gegen das Geschick; was ihm aber einmal verhängt ist, dem wird kein Sterblicher je entrinnen. Wohlauf denn, geh hin zur Spindel und zum Webstuhle; uns Männern aber bleibe die Sorge um den Krieg, und am meisten mir!" So sprach er, setzte sich den Helm aufs Haupt und ging von dannen. Sie aber kehrte zurück in das Haus, und wie die Dienerinnen sie in Thränen sahen, da klagten und jammerten auch sie um Hektor, als wenn er schon gestorben wäre.

60. Hektors Tod.

Die Troer flohen vor dem wüthenden Achilles in heftiger Flucht den Thoren der Stadt zu. Nur Hektor blieb auf offenem Felde zu-

rück, entschlossen, den Kampf mit Achilles zu versuchen. Weinend und klagend rief ihm der greise Priamus von dem Thore herab zu, daß er fliehe. Aber das Herz des tapferen Hektor war nicht zu bewegen; den Schild an den Vorsprung des Thurmes gelehnt, erwartete er muthig den Feind. Aber als nun der Entsetzliche nahte, der Mann mit dem furchtbaren Blick und dem gewaltigen Arm, dem wilden Ares gleich einherstürmend: da erfaßte den Hektor ein unbesiegbarer Schrecken, und unwillkürlich floh er von dannen, seine Schenkel beflügelnd. Längs der Stadtmauer floh er dahin, einer Taube gleich, die dem Falken zu entrinnen strebt; aber wie der Falke mit stärkerer Kraft den schüchternen Vogel verfolgt, so auch Achilles den fliehenden Hektor. Immer weiter ging die Flucht längs der troischen Mauer, an der Warte und dem Feigenhügel vorbei, bis zu den beiden Quellen des Skamandrus und darüber hinaus, in stürmender Eile; denn es ging um das Leben des Hektor. So oft er sich der Mauer und den Thoren näherte, damit von hier aus die Geschosse seiner Freunde ihn schützten, kam ihm Achilles zuvor und scheuchte ihn wieder zurück auf das offene Feld, wie im Gebirge ein Hund den jungen Hirsch verfolgt. So jagte er ihn dreimal um die Stadt, ohne ihn zu erreichen, und schon waren sie zum vierten Male an die Quellen des Skamandrus gekommen; da nahm Zeus, der Vater der Götter und Menschen, die goldne Wage, legte in die Schalen zwei finstere Todeslose, das des Hektor und das des Achilles, faßte den Balken in der Mitte und wog — und siehe, schwer sank die Schale des Hektor nieder dem Hades zu. Athene aber trat hin zum Achilles und sprach: „Stehe still! Ich werde ihm zureden, daß er zum Kampf dir entgegengeht. Dann wird er nicht länger deiner Hand entrinnen.“ Achilles gehorchte freudig und lehnte sich ausruhend an seine mächtige Lanze. Athene aber eilte zum Hektor in der Gestalt seines Bruders Deïphobus und sprach: „Bruder, ich sehe, wie der schnelle Achilles dich bedrängt. Wohlan, laß uns standhalten und ihn abwehren.“ Hektor antwortete: „Deïphobus, du warst mir immer der liebste Bruder, und jetzt muß mein Herz noch höher dich schätzen, da du es wagst mir helfend zu nahen, während die anderen alle in der Stadt bleiben.“ „So laß uns muthig kämpfen,“ sprach Athene, „und die Lanzen nicht schonen, daß wir sehen, ob Achilles uns in den Staub wirft, oder ob er selber deiner Lanze erliegt.“ So täuschte die Göttin den troischen Helden und führte ihn dem Achilles entgegen.

Als sie einander nahe kamen, sprach Hektor: „Nicht länger fliehe ich vor dir, o Sohn des Peleus. Mein Herz treibt mich dir entgegen, mag ich dich nun tödten oder du mich. Aber laß uns die Götter zu Zeugen des Schwures nehmen: wenn Zeus mir den Sieg verleiht, daß ich dich tödte, so will ich deinen Leib nicht mißhandeln, sondern ihn, nachdem ich dir die Waffen geraubt, den Griechen zurückgeben; du aber thue desgleichen." Doch finsteren Blickes antwortete Achilles: „Nicht von Verträgen rede mir, Hektor! So wenig ein Bund möglich ist zwischen Löwen und Menschenkindern oder zwischen Wölfen und Lämmern, so wenig kann ein Vergleich stattfinden zwischen mir und dir. Einer von uns muß hier blutig in den Staub sinken. Drum auf zum Kampfe! Du entrinnst mir nicht mehr. Dich bändigt Pallas Athene durch meine Lanze, damit du mit einem Male alles Weh meiner Freunde büßest, die du mit deiner Lanze erschlugest." Sprach es und schleuderte die weitschattige Waffe gegen ihn. Hektor aber sank nieder in das Knie, die Lanze vermeidend, und weit über ihn weg bohrte sie sich in die Erde. Doch heimlich gab Athene sie dem Achilles zurück. Frohlockend rief Hektor aus: „Das war gefehlt, o Sohn des Peleus! Noch nicht hat Zeus, wie du wähntest, meinen Tod dir versprochen. Aber jetzt hüte du dich und meide die Schärfe meines Speeres!" So rief er und warf seine Lanze und fehlte nicht; er traf mitten auf den Schild des Achilles, aber die Lanze prallte zurück, ohne des Hephästus kunstreiches Werk zu durchdringen. Das sah der Held voll Zorns und Bestürzung und schaute nach seinem Bruder Deïphobus um; denn er hatte keine zweite Lanze zu versenden. Doch Deïphobus war verschwunden. Da erkannte er alsbald, daß Pallas Athene ihn getäuscht hatte, und fühlte, daß der Tod ihm nahe war. Doch wollte er nicht ruhmlos fallen. Er zog sein scharfes Schwert und stürmte einem Adler gleich auf Achilles ein. Der aber drang ungestüm mit geschwungenem Speere gegen ihn und spähte an der Rüstung des Feindes nach einer Stelle, wo die Wunde am leichtesten hafte. Und wo das Schüsselbein den Hals von den Schultern trennt, da schien ihm die Kehle entblößt, die gefährlichste Stelle des Lebens. Dorthin richtete Achilles seinen Speer und durchstach ihm den Hals, daß die Spitze aus dem Nacken hervordrang und der Held in den Staub sank. Frohlockend rief Achilles aus: „Hektor, du glaubtest sicher zu sein, als du dem

Patroklus die Wehre raubtest, und dachtest nicht des fernen Achilles. Thor, der du warst! Er hinterließ einen mächtigen Rächer, der dir jetzo die Kniee gelöset. Nun sollen Hunde und Vögel dich schmählich umherzerren, während jenen die Achäer bestatten." Schwachathmend flehte Hektor: „Bei deinem Leben, bei deinen Eltern beschwöre ich dich, gib meinen Leib nicht den Hunden preis! Nimm von meinem Vater und der Mutter Erz und Gold zum Geschenke, aber den Leib sende nach Ilium, daß ihn die Meinigen bestatten, wie sich's gebühret. Aber ich kenne dich! Dein Herz ist von Eisen und nicht zu erweichen. Doch denke, daß der Götter Zorn mich rächt an dem Tage, wo Paris und Apollo, so tapfer du auch bist, dich tödten werden." Also weißagte er sterbend und schloß sein Auge. Achilles aber rief, indem er den Speer aus dem Leichnam zog, dem Gestorbenen nach: „Stirb! Mein eigenes Los werde ich empfangen, wann Zeus es will und die anderen unsterblichen Götter!" Nach Stoll.

61. Odysseus bei den Cyklopen.

Durch den Sturm, welcher die übrigen Griechen nach der Zerstörung Trojas verschlagen hatte, war auch Odysseus weit abwärts von dem Wege nach der Heimat geführt. Mit einem einzigen Schiffe und nur wenigen Genossen gelangte er bald nach dem Lande der Cyklopen. Die Cyklopen waren ein rauhes Geschlecht, Riesen mit einem einzigen Auge mitten vor der Stirn, die Gesetze der Götter und Menschen verachtend. In der Nähe ihres Landes lag eine kleine Insel, an welcher Odysseus landete. Von hier aus fuhr er am anderen Morgen, nur von zwölf Gefährten begleitet, zu dem Lande hinüber, um die Bewohner desselben kennen zu lernen. Einen Schlauch mit vortrefflichem Weine und einen Korb mit Speise nahmen sie mit sich. Wie sie in das Land hineinschritten, gewahrten sie plötzlich eine Höhle. Sie gingen hinein und fanden eine große Menge von Körben, gefüllt mit wohlschmeckendem Käse; ringsum befanden sich Ställe gedrängt voll von munteren Zicklein und Lämmern. Wohl baten nun die Gefährten den Odysseus, daß er schnell einige von den Käsen nehme und dann schleunigst zu dem Schiffe enteile; aber Odysseus folgte ihrem Rathe nicht. Gegen Abend hörten sie ein fernes Blöken wie von vielen Lämmern und das Meckern von Ziegen, dann vernahmen sie gewaltig dröhnende Tritte, und schon sahen sie den ge-

waltigen Riesen, den Polyphem in die Höhle treten. Er trieb seine Herde in die Ställe, melkte die Thiere und wälzte einen ungeheuren Felsblock vor den Eingang der Höhle; nicht zweiundzwanzig Wagen hätten ihn von der Stelle schaffen können, so schwer war er. Dann zündete er ein Feuer an, und in dem hell leuchtenden Scheine desselben erblickte er auf einmal die Fremden. „Wer seid ihr?" fuhr er sie an. „Woher kommt ihr, und was ist euer Gewerbe?" Odysseus nahm sich ein Herz und entgegnete: „Griechen sind wir, die von Troja kommen und durch ungünstige Winde hierher verschlagen wurden. Unser Schiff wurde an den Klippen zerschellt. Flehend nahen wir deinen Knieen und bitten um ein freundliches Gastgeschenk." Aber der Cyklope ergriff zwei der Gefährten des Odysseus und schleuderte sie gegen den Felsen, daß ihr Gehirn durch die Höhle spritzte. Dann zerhackte er sie, bereitete sie zur Speise und verzehrte sie Glied für Glied als Abendimbiß. Nachdem er sich aber gesättigt hatte, legte er sich der Länge nach in der Höhle nieder und schlief ein. Da überlegte Odysseus, ob er nicht sein Schwert ziehen und dem Ungeheuer den Kopf vom Rumpfe trennen sollte. Aber wer hätte ihnen den schweren Felsblock vom Eingange der Höhle weggeräumt? Trostlos verbrachte er die Nacht mit seinen Gefährten und sann auf einen neuen Rathschluß.

Am nächsten Morgen that Polyphem mit zwei anderen Gefährten des Odysseus, wie er abends zuvor gethan. Dann trieb er die Herde hinaus und legte den Felsblock vor die Höhle, damit ihm niemand entrinne. In der Höhle aber lag eine gewaltige Keule, groß wie ein Mastbaum. Von dieser hieb Odysseus einen Pfahl ab und ließ ihn durch seine Gefährten glätten; er selber spitzte ihn vorne zu und versteckte ihn dann unter dem in der Höhle lagernden Miste. Als Polyphem zurückkam, verspeiste er zum dritten Male zwei Gefährten. Da aber trat Odysseus auf ihn zu und forderte ihn auf, seines herrlichen Weines sich zu letzen. Der Cyklope trank, und da der Wein ihm mundete, so trank er zum zweiten und zum dritten Male. Dann sprach er: „Ich will dir ein Gastgeschenk geben, o Fremdling; sage mir also, wie du heißest." „Niemand heiße ich," entgegnete Odysseus; „Niemand nannten mich Vater und Mutter, Niemand nennen mich meine Gefährten." „Gut denn, so will ich von allen zuletzt dich verzehren — das möge dein Gast-

geschenk sein!“ erwiderte der Unhold, und vom Weine beschwert taumelte er hin auf sein Lager zu festem Schlaf. Sogleich ergriff Odysseus den Pfahl, steckte das spitze Ende in die noch glimmende Asche, und da es anfing zu glühen, bohrte er es mit Hülfe der Gefährten tief in das Auge des Riesen, daß das Blut sprühend hervorquoll. Mit grauenvollem Geheul sprang Polyphem empor, den blutbesudelten Pfahl weit von sich dahinschleudernd: tobend wie ein Unsinniger rannte er durch die Höhle und rief laut brüllend um Hülfe. Und schon vernahmen die fern wohnenden übrigen Cyklopen den weit schallenden Ruf; sie eilten bis heran an die Höhle und fragten ihn, warum er so fürchterlich lärme. „O Freunde,“ schrie er dagegen, „Niemand tödtet mich, Niemand thut mir ein gräßliches Leid an.“ „Thut dir niemand ein Leid an, dann flehe zu den Göttern, daß sie des Wahnsinns Krankheit von dir nehmen; wir vermögen dir nimmer zu helfen.“ So trösteten ihn die Cyklopen und gingen von dannen. Tastend schritt jetzt der Geblendete durch die Höhle, daß er die Fremdlinge fasse; aber sie sahen ihn im Scheine der Flamme und entschlüpften ihm jedes Mal.

So kam der Morgen heran. Der Riese schob den Felsblock der Höhle auf die Seite und ließ die Schafe und die Ziegen eines nach dem andern vorübergehen, sie betastend, daß keiner der Fremden ihm entkomme. Odysseus aber hatte einen listigen Rathschluß ersonnen. Seine Gefährten hatte er unter je zweien der Schafe festgebunden, und so entkamen sie sämmtlich, dem Riesen unbemerkt; er selber aber hatte sich unter dem größten und stärksten der Widder festgeklammert. Langsam wandelte dieser nun als der letzte dem Eingange der Höhle zu. „Armes Thier!“ sprach Polyphem. „Sonst warst du doch immer der erste vor den anderen Schafen, wenn es galt, die grasreiche Wiese zu ereilen. Warum doch bist du heute der letzte? Aber du bist wohl betrübt ob deines Gebieters Auge, das der gottlose Niemand, der tückische Fremdling, ihm geraubt. O, daß du mir sagen könntest, wo er jetzt sich verbirgt! Zerschmettern würde ich ihn an dem Felssteine, daß sein Gehirn durch die Höhle spritzte und mein Herz sich laben könnte an dem Weh des bösen, frevelnden Mannes.“ So sprach er; aber Odysseus entkam aus der Höhle, band seine Gefährten los, raubte mehrere der besten Schafe und Ziegen und eilte schleunigst zu seinem Schiffe. Und als er soweit

vom Ufer entfernt war, daß Polyphem noch seine Stimme vernehmen konnte, rief er laut: „Grausamer Cyklop, nicht ungestraft hast du mir die Gefährten getödtet und zu scheußlichem Mahle sie bereitet, du, der du das Gastrecht so schändlich verletzt hast.“ Voll Ingrimms hob der gewaltige Riese, da er die wohlbekannte Stimme vernahm, einen mächtigen Felsblock und schleuderte ihn gegen das Schiff; aber der Stein fiel hinter dem Schiffe nieder und trieb es nur gegen das Ufer. Schnell ergriff Odysseus die Ruderstange und stieß das Fahrzeug wieder ab. Dann rief er nochmals zu dem Cyklopen hinüber: „So jemand dich fragt, wer dich deines Auges beraubt hat, so sage ihm, daß Odysseus es gethan.“ „Weh mir!“ rief Polyphem. „So ist es denn wahr, was einst ein Seher mir verkündet hat, daß ein Odysseus mich blenden würde! Aber ich dachte, das sei ein Mann, stark und kernig wie ich. Nun muß so ein armseliger Wicht, so ein Elender des Auges mich berauben, nachdem er durch Wein mich betäubt hat.“ Dann hob er seine Hände zum Himmel empor, flehend zum Poseidon, daß er ihn räche an Odysseus und diesem es wehre, jemals zu schauen seine Heimat und die väterlichen Gefilde.

62. Odysseus und Penelope.

Die Freier waren todt, das Werk der Rache war geendigt. Da eilte Euryklcia, die Amme des Odysseus, empor zum Söller, um der geliebten Herrin endlich die frohe Botschaft zu verkünden. Sie trat vor Penelopes Lager, und die Schlummernde weckend sprach sie: „Erhebe dich, Kind! Endlich ist dir vergönnt zu schauen, was du so lange ersehnt hast. Odysseus ist heimgekehrt, Odysseus, dein Gatte, um den wir alle im Herzen uns härmten! Die trotzigen Freier liegen von seiner rächenden Hand erschlagen!“ Penelope aber schaute sie verwundert an und sprach: „Du redest Thörichtes, Alte. Was weckest du mit lügenhaften Märchen mich aus dem süßesten Schlummer? Schelten sollte ich dich, wenn nicht dein Alter dich schützte.“ „So zürne doch nicht so heftig, mein Kind!“ entgegnete die Amme; „es ist, wie ich sage. Der Fremdling ist es, der Bettler, dessen alle im Saale spotteten. Dein Sohn Telemach wußte es längst; auch mir offenbarten es die Götter; dir aber sollte es verborgen bleiben, bis die Rache an den Freiern vollzogen war.“ Da sprang Penelope von ihrem Lager auf, schmiegte sich an die Alte und

sprach unter reichlichen Thränen: „O Mutter, wenn du die Wahrheit redest, wenn Odysseus wirklich daheim ist: sage mir, wie bezwang er die Freier, die zahlreich versammelten?“ „Ich selber habe es weder gesehen noch gehört!“ erwiderte die Alte; „denn wir Frauen saßen voll Angst in unsern Gemächern. Das Aechzen aber und das Geklirr der Waffen hörte ich wohl. Und als mich endlich dein Sohn herbeirief, da fand ich deinen Gemahl umringt von den Todten. Wohl war er schrecklich anzuschauen; aber auch so hätte er dir gefallen, mein Kind. Jetzt liegen die Leichen alle draußen vor der Hofpforte, und du kannst ohne Grauen hinabgehen.“ „Ach, ich vermag nicht es zu glauben,“ sprach Penelope; „ein Gott hat die Freier getödtet — aber Odysseus? Ach nein, der ist ja ferne, der ist nicht mehr am Leben!“ „Ungläubiges Herz!“ entgegnete zürnend die Schaffnerin. „So will ich dir noch ein untrüglicheres Zeichen sagen. Du kennst ja die Narbe, welche deinem Gemahl einst der Zahn des Ebers geschlagen hat; ich erkannte sie sogleich, als ich auf deinen Befehl dem Bettler die Füße wusch, und ich wollte auf der Stelle hin zu dir und es melden, aber er duldete es nicht.“ „So laß uns denn gehen!“ sprach Penelope, in Furcht und Hoffnung zitternd. Sie stieg mit ihr hinab in den Saal, und schritt über die Schwelle; aber ohne ein Wort zu reden, setzte sie sich im Glanze des Herdfeuers Odysseus gegenüber. Er selbst saß gesenkten Auges an der Säule gelehnt und erwartete ihr Wort. Aber Staunen und Zweifel machte die Königin stumm; bald glaubte sie sein Angesicht zu erkennen, bald erschien es ihr wieder fremd, und ihre Augen ruhten nur auf den Lumpen des Bettlers. Da trat Telemach zu ihr und sprach: „Böse Mutter, warum doch bleibst du allein unempfindlich? Geh hin zum Vater, forsche und frage! Hast du denn statt des Herzens einen Stein im Busen?“ „Ach, mein Sohn,“ erwiderte Penelope, „mich erfaßt Staunen und Furcht. Ich kann ihn nicht anreden, kann ihn nicht fragen und vermag es nicht, ihm ins Angesicht zu schauen. Und doch, ist er es wirklich, ist es Odysseus, der in mein Haus zurückgekehrt ist, so werde ich ihn mit Gewißheit erkennen: denn Odysseus und ich haben geheime Zeichen, die sonst niemand bekannt sind.“ Lächelnd wandte sich bei diesen Worten Odysseus an seinen Sohn und sagte: „Laß die Mutter! Sie verachtet mich nur, weil ich in gar so häßliche Lumpen gehüllt bin. Doch wird sie mich gewißlich

erkennen." So sprach er und ging hinweg, sich zu baden und zu salben. Und wie er zurückkam, goß Athene hohe Anmuth um sein Haupt; sein dunkles Haar umringelte in vollem Wuchse den stolzen Scheitel, einem Unsterblichen gleich trat er wieder in den Saal. Dann wandte er sich zu seiner Gemahlin und sprach: „Die Götter haben deine Augen mit Blindheit geschlagen, da du mich noch nicht erkennest. Aber versuche mich nur. Ich will dir auch die geheimen Zeichen sagen, die nur dir und mir und sonst niemand bekannt sind. Siehe, mitten auf dem Platze, wo wir den Palast erbauten, stand im blühendsten Safte ein schattiger Oelbaum, wie eine Säule gewachsen. Und ich traf die Ordnung der Räume also, daß er inmitten des Schlafgemaches zu stehen kam. Als nun die Kammer schön aus Steinen erbaut und die Decke von Holz zierlich gebohnt war, kappte ich die Krone des Baumes ab, den Stamm aber fing ich an von der Wurzel aus zu behauen und zu glätten. So bildete ich scharf nach der Richtschnur den Fuß des Bettes und meißelte dieses selbst bis zur Vollendung aus; dann durchwirkte ich die Lagerstatt künstlich mit Gold und Silber und Elfenbein und spannte von starker Stierhaut Riemen darin für die Betten. Das ist das Lager, Penelope. Ob es noch steht, weiß ich nicht; wer es aber anders geordnet hat, der mußte den Oelbaum von seiner Wurzel trennen." — Die Kniee zitterten der Königin, da sie das Zeichen erkannte. Weinend erhob sie sich, eilte auf den Gatten zu, umschlang ihm den Hals mit offenen Armen, küßte sein Haupt und küßte es wieder und sprach: „Odysseus, du bist ja immer so gut, so voll Verstandes gewesen; darum zürne mir nicht! Die ewigen Götter haben Leid über uns verhängt, weil es ihnen zu selig däuchte, wenn wir unser junges Leben in Eintracht mit einander verbringen und auf sanftem Wege dem Alter nahen sollten. Sei mir nicht gram, daß ich nicht auf der Stelle dich willkommen geheißen habe. Mein Herz war in beständiger Angst ob nicht irgend ein schlauer Betrüger mich täuschte!" — Die halbe Nacht verging den Gatten unter gegenseitiger Erzählung des unsäglichen Elends, welches beide im Laufe der Jahre erduldet, und der Königin kam kein Schlaf in die Augenlider, bis Odysseus ausführlich von allen seinen Irrfahrten ihr berichtet hatte.

Nach Schwab.

Zweiter Abschnitt.

63. Held Siegfried.

Heiter in fröhlicher Jugendkraft, stark in frischem Mannesmuthe und gewaltig in kühner Kraft erwuchs im Niederland zu Santen am Rheine der junge Siegfried, Siegmunds und Siegelindens Sohn. Schon als Knabe ein Held, war er seitdem durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen. Da hörte er Kunde von der schönen Kriemhild, der Königstochter zu Worms, und der Heldenjüngling zog aus der Heimat mitsammt seinen Mannen, um zu werben um die Hand der herrlichen Jungfrau. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in nie gesehenem herrlichem Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die Mannen, niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da schickt König Gunther, Kriemhildens Bruder, zu Hagen von Tronje, dem alle fremden Länder kund sind; aber auch er hat diese Helden noch niemals gesehen. „Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein," sprach er; „von wannen sie auch kommen, es sind hochgemuthe Helden. Zwar habe ich niemals den Siegfried gesehen, aber ich muß glauben, daß nur der es sein kann, der dort so herrlich einhergeht; es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rothem Gold dem Geschlechte Schilbungs und Niblungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampfe entriß, derselbe Siegfried, der auch einen Lindwurm schlug und in dessen Blute sich badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solchen Helden sollen wir freundlich empfahen, daß wir nicht der schnellen Recken Haß auf uns laden mögen." Siegfried ward herrlich empfangen und köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele wurden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; verstohlen schaute Kriemhild durch das Fenster, und im Anschauen des starken Heldenjünglings vergaß sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefährtinnen, alle sinnigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueneinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilte Siegfried am Hofe des Burgundenkönigs, und noch hatte er die, um welche

er werben wollte, nicht einmal gesehen. Da erscholl die Kunde von einem Kriegszuge des Sachsenkönigs Liutger, der mit dem Könige Liutgast von Dänemark der Burgunder Land bedrohte. Siegfried zog mit dem Heere der Burgunder in die Sachsengaue, und im mörderischen Kampfe besiegte er den Dänenkönig Liutgast und nahm ihn gefangen, worauf Liutger mit seinen Sachsen sich des Helden Uebermacht ergab. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rhein, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen derselben läßt Kriemhild vor sich kommen. „Nun sage mir liebe Botschaft,“ sagte sie; „ich gebe dir all mein Gold und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein.“ Da sprach der Bote: „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus Niederland. Die Geiseln, die Ihr aus Sachsen an den Rhein werdet kommen sehen, hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt.“ Voll frohen Dankes hieß die Königsjungfrau dem willkommenen Boten zehn Mark Goldes und reiche Kleider geben, und schweigsam schaute sie seitdem, am Fenster harrend, hinaus auf den Heerweg, auf welchem die Sieger an den Rhein heimkehren sollten. Endlich erschien das siegesfrohe Ritterheer, und die Jungfrau sah das fröhliche Getümmel vor den Pforten der Burg, auf dem weiten Plane am Rhein, und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt und bewundert wie keinen; aber züchtig und still verblieb sie in ihrer engen Kemnate. Da ward endlich ein großes heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem fröhlichen Pfingstfeste zogen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe des Burgundenkönigs. Nun durfte endlich auch Kriemhild zum ersten Male öffentlich erscheinen; sie trat hervor aus ihrer Kammer, wie das Morgenroth aufgeht aus trüben Wolken, im milden Schimmer der Jugend und der Schönheit, wie der Mond im milden Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern stand Siegfried. Da hieß nach höfischer Sitte Gunther auf seines Bruders Gernot Antrieb Siegfried herantreten, daß er die Schwester begrüße. Und der Held kam und neigte sich minniglich der Jungfrau, und beide zwang sehnender Minne Bann. Noch ward kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit welcher das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagte für den tapfern Beistand, den er ihren Brüdern geleistet. „Das ist Euch zu Diensten geschehen,“ antwortete Siegfried,

und nun, nachdem sich auch der Mund etwas getrauet, blieb Siegfried zwölf Tage, die Dauer des Ritterfestes über, in der Nähe des minniglichen Mägdleins. Dann zogen die fremden Gäste von dannen; auch Siegfried rüstete zur Heimfahrt; denn er getraute sich nicht zu erwerben, wonach er so sehr verlangte. Doch leicht ließ er sich durch Kriemhilds jüngsten Bruder Giselher bestimmen, da zu verweilen, wo er am liebsten war, und wo er täglich die schöne Kriemhild sah.

Um diese Zeit kam die Sage an den Rhein von einer Königin Brunhild; die war gesessen über See und war von so großer Schönheit und so gewaltiger Kraft, daß niemand ihr darin gleichkam. Mit Männern, die ihrer Minne begehrten, warf sie im Wettkampf den Speer, schleuderte sie den Wurfstein und sprang ihm im weiten Sprunge nach. Wohl viele waren ausgefahren, sie im Kampfe zu besiegen; aber heimgekehrt war niemand; sie unterlagen und büßten ihre Kühnheit mit dem Leben. Da entschloß sich Gunther um die Königin zu werben und ging den Siegfried mit der Bitte an, ihm beizustehen. „Ich will es thun," sprach Siegfried, „wenn du mir deine Schwester Kriemhild zum Weibe geben willst; eines andern Lohnes begehre ich nicht." Das war Gunther wohl zufrieden und beschwor dem Helden sein Versprechen mit einem Eide. Dann rüstete er zur Fahrt, und von Siegfried, Hagen und anderen Helden begleitet kam er nach zwölf Tagen zum Isensteine in Brunhildens Land. Wie die Königin die Helden kommen sah, ging sie ihnen mit ihren Frauen entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Siegfried sagte ihr, daß Gunther ihrer Minne begehre und mit ihr kämpfen wollte. Sogleich wurden die Vorbereitungen getroffen. Inzwischen ging Siegfried unvermerkt zum Schiffe, nahm seine Tarnkappe an sich und kehrte dann allen unsichtbar zurück. Jetzt kam von ihrem Ingesinde begleitet die Königin, geschmückt mit einem seidenen Waffenhemde und einem Panzer von eitlem Gold. Vor ihr her trugen zwölf starke Männer den großen, schweren Stein in die Mitte des Kampfplatzes, und der Streit hub an. Gunther stand zaghaft; aber ungesehen flüsterte ihm Siegfried zu: „Sei ohne Furcht! Gib dir den Schein, als ob du kämpftest; mich aber laß das Werk vollführen." Und schon warf Brunhild den Speer mit solcher Gewalt, daß er Siegfrieds Schild durchdrang und helle Funken aus dem Eisen stoben. Siegfried strauchelte, aber rasch schleuderte er seinen Speer so kräftig nach der Jungfrau,

daß sie zu Boden sank. Voll Zornmuths sprang sie wieder auf, faßte den Stein mit starker Hand, warf ihn zwölf Klafter weit und sprang dem geworfenen in fliegendem Sprunge nach. Da aber hob Siegfried den wuchtigen Stein, warf ihn weit über die Königin hinaus, erfaßte den König mit seinem Arm und sprang mit ihm den ungeheuren Sprung noch weiter, als die Königin gethan. Da erklärte sich Brunhild überwunden, und ihre Mannen huldigten dem Herren von Burgund als ihrem Könige. Nur kurze Zeit noch weilten die Helden auf dem Isenstein; dann kehrten sie, die Königin in ihrer Mitte, nach Worms zurück.

Und Siegfried erinnerte Gunther des Versprechens, das er ihm gethan. Da rief dieser die Schwester und fragte sie in Gegenwart des ganzen Hofes, ob sie des kühnen Siegfried Weib werden wolle. Erröthend gab die Jungfrau ihr Jawort und gelobte sich dem Helden aus Niederland als seine Gemahlin zu eigen. Dann kam der Tag der Vermählung, und zu gleicher Zeit ward Gunther mit Brunhild und Siegfried mit Kriemhild vermählt. Vierzehn Tage lang währte die fröhliche Hochzeit. Dann zog Siegfried mit seinem Weibe und seinen Gefährten zurück nach Niederland. Da war die Freude groß im Palaste des Königs Siegmund, und freudig begrüßten die Eltern die herrliche Königstochter der Burgunden. Siegmund legte Krone und Land in die Hände seines Sohnes, und zehn lange Jahre waltete dieser in großer Ehre und Herrlichkeit der ihm untergebenen Reiche; dann aber kam die Zeit, wo all die Fröhlichkeit ein jähes Ende nahm.

Einst weilte Siegfried mit seiner Gemahlin auf der Königsburg im Lande der Nibelungen. Da kamen Boten vom Königshofe zu Worms mit der Botschaft, König Gunther entbiete seinem königlichen Schwäher freundlichen Gruß und lade ihn und Kriemhild zu einem fröhlichen Feste an den Rhein ein. Gern folgte der edle Held der wohlgemeinten Bitte, und nach zwölf Tagen brachen der König und seine Gemahlin auf und zogen mit tausend ihrer Recken nach Worms. Hier herrschte große Freude, als die lieben Gäste kamen. Herrliche Festlichkeiten wurden gehalten, und die Helden rangen mit einander im fröhlichen Kampfspiel. Wie nun die beiden königlichen Frauen einmal dem Spiele zuschauten, da entstand ein Streit unter ihnen, wer von den Helden der trefflichste sei. Kriemhild rühmte vor allen den Siegfried, und da sie ihn hoch über Gunther stellte, ward Brunhild

zornig und schalt den Siegfried als Gunthers Dienstmann, da er auf sein Geheiß mit ihm zum Isenstein habe ziehen müssen. Da hielt Kriemhild nicht länger an sich und verrieth nun, wie Gunther durch Siegfrieds Hülfe und nicht durch eigne Heldenkraft die Brunhild errungen habe. Das war ein böses Wort, und wie sehr auch die Männer, als sie von dem Streite der Frauen hörten, zum guten redeten, Brunhild kam in große Traurigkeit und wurde nicht eher ruhig, als bis Hagen versprach, daß er diese Unbill an Siegfried rächen werde. Gunther widerstrebte zwar; aber Brunhild ließ nicht nach mit Bitten, bis sie ihn gewann.

Nach Hagens Rath mußten falsche Boten kommen und dem Könige Gunther im Namen Liutgers den Krieg ansagen, und arglos erbot sich Siegfried, dem Könige mit seinen Mannen beizustehen. Der falsche Hagen aber kam zu Kriemhild, um Abschied zu nehmen. Da bat ihn diese, daß er ihren Gatten schütze und ihn nicht entgelten lasse, was sie an Brunhild gefehlt habe. „Das will ich," sprach er, „doch wollet mir ein Zeichen geben, daß ich die Stelle, wo er verwundbar ist, im Auge behalten kann." Und Kriemhild versprach, dieselbe durch ein kleines Kreuz an Siegfrieds Gewande zu bezeichnen. Nun erschien die Heerfahrt nicht mehr nöthig, und wiederum mußten zwei falsche Boten kommen und melden, daß Liutger Frieden halten wolle. Doch wurde das Gefolge der Könige zu einer großen Jagd entboten. Das Herz Kriemhildens aber ward von bangen Ahnungen erfüllt, und als Siegfried von ihr gehen wollte, da bat sie ihn unter Thränen, daß er der Jagd ferne bleibe. „Mir träumte," sprach sie, „wie zwei wilde Eber nach dir sprangen, und die Haide wurde roth von deinem Blut. Zwei Berge stürzten nieder und deckten dich mit ihren Trümmern." So sprach sie mit bangender Sorge; aber Siegfried suchte sie mit freundlichen Worten zu beruhigen. „Niemand trägt mir Haß," sprach er, „und deine Brüder sind mir hold. Auch habe ich es nicht anders um sie verdient." Und so schied er von ihr und zog mit Gunther auf die Jagd.

Die Jagd war beendet; Held Siegfried hatte das meiste Wild erlegt. Ermüdet setzten sich die Recken gegen Abend auf einer Waldwiese zum Mahle nieder. Allein, wonach die durstigen Jagdgesellen am meisten gelüstete, — der Wein fehlte; Hagen hatte ihn mit kluger List an eine andere Stelle schaffen lassen. Und da Siegfried zu

trinken begehrte, schlug der verrätherische Mann vor, sie alle sollten nach einem Waldbrunnen gehen, den er in der Nähe wisse. Und sogleich brachen sie dahin auf. Wie sie aber die breite Linde von ferne sahen, an deren Fuße die Quelle entsprang, sprach Hagen: „Man rühmte mir viel, daß niemand dem Siegfried im Laufe gleichkomme. Ist dem so, so lasse er es uns schauen.“ „Wohlan,“ sprach Siegfried, „legt ihr die Rüstung ab, ich aber will Jagdgewand und Speer und Schild behalten. Laß sehen, wer zuerst das Ziel erreicht.“ Der Wettlauf begann, und wilden Panthern gleich sprangen Hagen und Gunther durch das hohe Gras dahin; doch war Siegfried zuerst am Ziel. Aber wie sehr ihn dürstete, er trank nicht eher, als bis Gunther seinen Durst gelöscht hatte. Dann stellte er die Waffen zur Seite, beugte sich nieder und trank. Da ergriff der treulose Hagen den Speer des Helden und bohrte dem knieenden die Waffe in den Rücken, dort wo das Kreuz ihm die verwundbare Stelle bezeichnete. Zum Tode getroffen sprang Siegfried auf, ergriff den Schild — das Schwert des Helden hatte Hagen verborgen — und stürzte damit auf den Mörder los. Grimmig schlug der Todwunde auf ihn ein, daß die Edelsteine aus dem Schildrand sprangen und Hagen auf den Boden niedersank. Der Wald hallte wieder von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt schwand dem edlen Helden die Kraft; seine Farbe erblich, das Blut strömte mächtig aus der Wunde und färbte die lichten Waldblumen roth. Die Helden huben den Leichnam auf den Schild, trugen ihn nach Worms, und noch in der Nacht ließ ihn Hagen vor Kriemhildens Thüre legen. Wie nun am andern Morgen ein Kämmerer hinaustritt und den Leichnam daliegen sieht, ruft er der Herrin: „Frau, es liegt dort ein erschlagner Ritter!“ Laut auf schreit da das arme Weib; sie weiß, wer der Erschlagene ist, auch ohne daß man es ihr sagt. Und wie sie den Todten sieht vom Blute übergossen, die edlen Züge starr vom Todeskampfe, da ruft sie in wildem Schmerze: „Du bist ermordet! Dein Schild ist nicht zerhauen! Wehe dem Mörder!“ Von dem Jammergeschrei der Königin erwacht das ganze Haus; laute Klage erschallt. Gunther, Gernot und Giselher kommen herzu; selbst Hagen, der Mörder, wagt es, sich zu nahen. Wie der aber an den Leichnam trat, da öffneten sich die Wunden, und von neuem floß das rothe Blut auf den Estrich

hinab. „Wehe," rief Kriemhild, „jetzt kenne ich den Mörder. Noch einmal wehe! denn nimmer wird die Frevelthat ungerochen bleiben." Aber trotzigen Sinnes kehrte sich Hagen ab und leugnete nicht, daß er es gethan. Viele Jahre verrannen, und geduldig harrte das arme Weib des Tages, der ihren Rachedurst stillen sollte.

Zum Theil nach Vilmar.

64. Rüdigers Kampf und Tod.

Es hatten die burgundischen Helden bis zum Morgen tapfer gestritten. Da kam Rüdiger zu Hof, sah den Schaden auf beiden Seiten und weinte. „Weh mir," rief er, „daß diesen Jammer niemand enden kann! Wie gern ich's frieden wollte, der König thut es nicht, ob er gleich der Seinen Leid sich mehren sieht." Und er sandte an Dietrich, ob er nicht die Könige noch versöhnen könnte. Aber der Berner entbot ihm: „Wer kann dazwischen stehen? Der König Etzel will niemanden scheiden lassen." Wie nun ein Hunnenrecke den Rüdiger mit weinenden Augen dastehen sah, sprach er zur Königin: „Nun seht, wie er dasteht, der doch am meisten Gewalt hat bei Euch und König Etzel. Land und Leute und viele Burgen habt Ihr ihm gegeben, und doch that er in diesem Sturme noch keinen löblichen Schlag." Traurigen Muthes hörte der getreue Mann die Rede, und zornig ballte er die Faust und schlug ihn nieder. „Habe ich nicht Leids genug," rief er, „daß ich hier nicht fechten kann? Wie trüge ich Haß den Gästen, die ich in meines Herren Land geleitete und denen ich nur Gutes thun möchte!" Da sprach König Etzel: „Uebel thut Ihr, Markgraf Rüdiger! Wir haben genug der Todten und bedurften ihrer wahrlich nicht mehr." Und weinend sprach auch Kriemhild: „Wie haben wir das verdient um Euch, daß Ihr unser Leid noch mehrt? Habt Ihr mir doch geschworen, daß Ihr mir wolltet dienen bis an den Tod; und nie war ich armes Weib des mehr benöthigt als eben jetzt." „Wohl schwur ich Euch," entgegnete Rüdiger, „ich wollte wagen Leben und Leib; aber die Seele zu verlieren schwur ich nie." Aber sie flehten beide und ließen nicht nach mit Bitten, daß er sich ihres Leides erbarme. Da trauerte der edle Markgraf und sprach voll Jammer: „So weh mir Gottesarmen, daß ich dies erlebte! Alle meine Ehre, Treue und Sitte muß ich lassen! Was ich auch meide, was ich beginne, immer scheint es böse

und arg. Ich weiß es wohl, noch heute werden meiner ledig Burgen und Lande. So laßt Euch mein Weib und meine Kinder und alle die zu Bechlarn empfohlen sein! Weh mir, daß ich mit meiner Treue und meinem Leben vergelten muß, was Ihr mir Gutes habt gethan!"

Und er ging, Leib und Seele zu wagen. Zu seinen Recken aber sprach er: „Ihr sollt euch waffnen, alle meine Mannen! wir müssen die kühnen Burgunden bestehen." Und sie waffneten sich und schritten mit ihm zu dem Saal. Als Volker, der Fiedler, das sah, war es ihm über die Maßen leid; aber der junge Giselher, da er den Mann sich nahen sah, der ihm seine Tochter als Gemahlin zugesprochen, war von Herzen froh und sprach: „Heil uns der Freunde, die wir auf der Reise gewannen!" „Ich weiß nicht, wes Ihr Euch getröstet," sagte der Spielmann. „Saht Ihr denn jemals der Sühne wegen Recken nahen mit aufgebundenen Helmen und Schwertern in der Hand? Burgen und Lande will Rüdiger an uns verdienen!" Und ehe noch Volker ausgesprochen hatte, sah man Rüdiger vor dem Hause stehen. Er setzte seinen Schild vor die Füße und rief in den Saal: „Ihr kühnen Recken aus Burgundenland, nun wehret euch des Lebens! Wir waren Freunde, nun müssen wir leider Feinde sein." Da erschraken die Männer, da sie das hörten, und all ihr Trost war dahin. „Nicht wolle Gott vom Himmel," sprach Gunther, „daß Ihr Euch feindlich an uns erzeiget und der Treue vergesset, der wir vertrauten!" Und Gernot sagte: „Ich trage Eure Waffen, die Ihr mir gegeben; mancher gute Recke liegt hier durch sie erschlagen. Wollt Ihr uns an den Leib und schlagt Ihr meine Freunde, so nehme ich mit Eurem Schwerte Euch das Leben." Dann sprach auch Giselher: „Ihr gabt mir Eure Tochter zum Weibe, Markgraf Rüdiger! Wollt Ihr sie nun verwitwen? Das ist nicht gut von Euch gethan." Und jammernd stand der leidvolle Mann. „Weh mir!" sprach er. „Wollte Gott, ihr wäret in eurem Land am Rheine, und ich läge hier mit Ehren todt! Was ich nicht wollte, daß es sei, das muß nun geschehen. Des Königs Weib wollte es mir nicht erlassen. Nun wird ein großes Sterben sein, so hier wie dort. Aber ich beschwöre euch bei eurer Treue, sendet euch Gott von hinnen, laßt es mein Weib und meine Tochter nicht entgelten." Und schon erhob er den Schild und wollte mit den Seinigen die Stiege hinan. Da sprach Hagen: „Verweilt noch, edler Rüdiger. Ich stehe in großen Sorgen. Mir gab

Euer Weib diesen reichen Schild, den mir die Hunnen jetzt zerhauen haben!" „So nimm den meinigen," sprach Rüdiger, „und möchtest du ihn glücklich führen nach Burgund!" Da er so willig den Schild ihm bot, wurden die Augen der Helden naß. Die gute Gabe bewegte selbst Hagens grimmes Herz. „Das lohn' Euch Gott!" sprach er. „Alles Uebels gegen Euch entsage ich; meine Hand berührt Euch nicht, und wenn Ihr alle Burgunden schlüget." Da sprach auch Volker: „Edler Markgraf, der Friede, den mein Geselle Hagen Euch geboten, sei Euch auch von mir gewährt; Ihr habt es wohl verdient." Und schweren Herzens standen die beiden Recken vom Streiten ab.

Mit den anderen aber entstand ein fürchterliches Morden. Rüdiger erhob den Schild und stürmte mit den Seinigen empor, und Schlag auf Schlag fiel auf der Gäste Schild und Panzer. Gräßlich wüthend tobte der Kampf hin und her, und Rüdiger schlug manchen Helden todt. Das sah Gernot und rief ihn an: „Ihr wollt mir meiner Mannen keinen leben lassen; das ist Euer Tod. Wendet Euch zu mir; Eure Gabe werde nun verdient mit Blut." Da sprangen die Männer gegen einander, und Rüdiger schlug Gernot durch den Helm, daß das Blut darniederfloß. Wohl war nun Gernot wund bis auf den Tod, doch schwang er noch einmal sein Schwert mit wilder Macht und traf den Rüdiger mit scharfem Schlag, daß er sterbend in die Kniee sank. Und sie erlagen beide ihrer grimmigen Wunde. Als Hagen das große Elend sah, erzürnte er und sprach: „Den Schaden sollen mir die Mannen büßen!" Dann sprang er auf, und immer heftiger rasete der Kampf. Mancher wurde ohne Wunde niedergeschlagen und hätte leben können; aber über ihm erhob sich ein solches Gedränge, daß er dennoch sterben mußte. Da konnte aller Bechlarn keiner mehr entrinnen; sie blieben alle im Saale todt.

Das Tosen im Saale schwieg, und so lange währte die Stille, daß es die Königin verdroß. „Weh," rief sie aus, „nun pflegen sie der Sühne, und Rüdiger will sie heimbringen in ihr Land. Der uns rächen wollte, wird uns zum Verderben!" Da trat Volker vor die Thür und sprach: „Euch ziemt wahrlich solche Rede nicht, und stände es mir an, ein edles Weib der Lüge zu zeihen, so sagte ich Euch, daß Ihr dem Helden Schmähliches angelogen. Er that so willig, was der König ihm gebot, daß er und sein Gesinde nun erschlagen hier liegen." Und man trug den Helden her, daß ihn der

König sah. Da wurde der Jammer Etzels so stark und groß, daß seine Stimme wie die eines Löwen erscholl, und mit ihm klagte sein Weib.

65. Gudruns Befreiung.

Das Heer der Hegelingen stand, als der Morgenstern aufging, vor Kassian, der Normannenburg. Als es der Wächter auf der Zinne erblickte, rief er laut: „Wacht auf, ihr stolzen Recken! Herr König, wachet auf! Zu lange pflegtet Ihr des Schlafes; indessen ist der Feind in Euer Land gekommen!“ Das hörte die Königin Gerlind, stieg eilend auf die Zinne, und da sie die Menge der Feinde sah, erschrak sie sehr. Sie ging zu ihrem Gemahl und sprach zu ihm: „Erwache, König Ludwig! Ich sehe Feinde sonder Zahl sich lagern um die Burg. Nun wehe uns allen!“ Ludwig erhob sich von seinem Lager, schaute das stolze Heer der Fremden vor seiner Burg und ahnte nichts Gutes. Doch sprach er wie zum Troste zu sich selbst: „Es werden Pilger sein, die, um Vorrath einzukaufen, in unser Land gekommen sind. Rufe mir nur meinen Sohn Hartmut; dem sind Fahnen und Zeichen aller Fürsten ja bekannt, und er wird wohl auch diese kennen.“ Als aber Hartmut das Heer der Feinde sah, sprach er zu seinem Vater: „Das sind keine Pilger. Wate von Sturmland und die Seinen mögen es wohl sein. Ich sehe die Fahnen Horands und Frutes von Dänemark. Jene Fahne mit dem glänzend rothen Balken und zwei Schwertspitzen darin ist Ortwins von Nordland, dem wir den Vater auf dem Wülpensand erschlagen haben Auch Herwigs Fahne erblicke ich; die dort von wolkenblauer Seide ist es, Seeblätter sind darein gewebt. Das Heer hat Hilde gegen uns gesandt. Nun laßt uns nimmer säumen; denn heute wird ein großes Kämpfen sein!“ Da das Gerlind hörte, weinte sie und sprach: „Wollt ihr alle eure Helden und selber Leib und Leben verlieren? Ihr werdet alle erschlagen, wenn ihr vor die Burg hinausziehen wollt.“ Hartmut aber erwiderte und sprach: „Nun laßt Euer Rathen, Mutter. Euren Frauen mögt Ihr sagen, wie sie die Seide mit Gold und Edelsteinen schmücken sollen; wo aber Männer thaten sollen, da ist Euer Rath nicht gut.“

Und sie rüsteten sich manniglich zum Kampfe. Fünfhundert auserwählte Recken ließ Hartmut zum Schutze der Burg zurück; dann

wurden die Riegel der Thore geöffnet, und hinaus stürmte der edle Held an der Spitze seiner Scharen. Da stieß der alte Wate dreimal in sein gewaltiges Horn, und als sich sein ganzes Heer gesammelt hatte, gebot er Horand, daß er mit Hildens Banner voranziehe. So rückten die Heere gegen einander, und hell leuchteten im Strale der Morgensonne die glänzenden Panzer und Schilde. Da sah Ortwin den Hartmut, dessen Gewand silberhell erglänzte, und er erkor sich den Helden zu seinem ersten Gegner. In wildem Trotze rannte er gegen ihn an. Aber als die zwei Helden zusammenstießen, da war der Stoß der Lanzen gegen die Schilde so gewaltig, daß selbst die Rosse strauchelten und in die Kniee stürzten. Bald aber erhoben sich die Helden, und laut erklangen die Schwerter von den Schlägen, die sie gegen einander führten. Dichter als Schneeflocken bei einem Wintersturme fielen die Schläge nieder. Da traf Hartmut den Ortwin mit einem Male so gut, daß das Blut aufsprudelnd aus der Wunde drang und den ganzen Panzer überströmte. Als das Ortwins Helden sahen, mischten sie sich in den Streit, um ihren Herrn zu rächen, und es erhub sich ein großes Gedränge. Da kam auch Horand heran, und als er Ortwin blutig sah, fragte er: „Wer hat meinen Herrn so übel zugerichtet? Wüßte ich es, er sollte es mir büßen.“ Ortwin aber sprach: „Hartmut war es, der mich schlug.“ Sogleich stürzte Horand mit wildem Muthe in die Schar der Feinde, um sich mit seinem Schwerte einen Weg zu Hartmut zu bahnen. Schon war mancher Held unter seinen Streichen gesunken, und laute Klage erscholl über sein Wüthen. Dann trafen die beiden Helden auf einander. Funken stoben aus den Panzern, und die Spitzen der Schwerter bogen sich um, wenn sie auf die Helmspangen niederfielen. Sie schlugen sich manche klaffende Wunde; aber sie ließen nicht ab, bis endlich das wilde Kampfgedränge sie von einander trieb. Auch König Ludwig fällte manchen Mann der Hegelingen und war ein rechter Held. Als ihn Herwig sah, fragte er: „Wer ist der Alte, der so vielen Frauen Thränen schafft?“ Das hörte Ludwig und sprach: „Wer fragt nach mir? Ich bin König Ludwig von Normannenland, und wenn jemanden gelüstet mit mir zu kämpfen, so bin ich wohl bereit.“ Ihm antwortete Herwig: „Bist du Ludwig, der auf dem Wülpensande den König Hettel schlug und meine Braut mir raubte, so bin ich Herwig, Gudruns Bräutigam, und einer von uns muß

heute todt am Platze bleiben.“ Nach diesen Worten liefen die Helden gegen einander, und da auch ihre Recken dasselbe thaten, so ward das Kampfgetümmel allgemein. Aber nun führte Ludwig einen so kräftigen Schlag gegen Herwig, daß dieser davon niederfiel. Wären nicht seine Mannen so nahe gewesen, Ludwig hätte ihn erschlagen. So aber entzogen sie ihn den Streichen des wüthenden Alten. Aber Herwig gedachte Gudruns und schämte sich der Niederlage. Rasch erhob er sich, und wieder fielen die Schläge hageldicht. Mit einem wohlgezielten Streiche schlug Herwig dem Könige eine tiefe Wunde ins Gesicht, und mit einem zweiten Hiebe schlug er ihm das Haupt vom Rumpfe, daß es weithin in den Sand darniederrollte. Als das Ludwigs Helden sahen, erhoben sie laute Klage und eilten fliehend nach der Burg zurück. Harmut wußte es nicht, daß sein Vater erschlagen lag; als er jedoch das Fliehen sah, wandte auch er der Burg sich zu.

Hier aber war der alte Wate ihnen zuvorgekommen. Mit tausend seiner Helden hielt er die Pforte besetzt, und ob auch gewuchtige Steine auf ihn herabgeschleudert wurden, es kümmerte ihn gar wenig, und sein Sinnen war nur darauf gerichtet, wie er den Sieg gewinnen möchte. Wie Hartmut ihn sah, sprach er zu seinen Recken: „Ich sehe den alten Wate vor der Pforte der Burg. Wo der Pförtner ist, da darf man des Guten nicht zu viel erwarten. Zu spät dachte ich des Rückzugs. Nun steiget von den Rossen, ihr Mannen! noch einmal müssen die Panzer von Blute roth sich färben.“ Da lief Wate zornig den Hartmut an, und nun entstand ein so fürchterlicher Kampf, daß von dem aufgewirbelten Staube selbst die Sonne ihren hellen Schein verlor. Wie zwei grimmige Löwen standen Wate und Hartmut sich gegenüber; und ob auch Wate der Stärke von sechsundzwanzig Männern sich rühmen konnte, das half ihm dies Mal nichts. Einen Berg von Todten hatte der junge Held schon um sich aufgehäuft.

Während aber vor der Burg der Kampf wüthete, war darinnen lautes Klagen. Die holde Ortrun eilte zu Gudrun hin, fiel ihr zu Füßen und bat: „Laß dich erbarmen, edle Fürstentochter, aller der Verwandten, die mir heute erschlagen sind. Gedenke, wie man deinen Vater dir erschlug. Nun liegt auch mein Vater todt, dazu noch mancher liebe Freund. Mein Bruder Hartmut aber ist in großer Noth vor dem alten Wate. Erbarme dich denn und schlichte den Streit;

denn ich weiß, daß du es kannst.“ Und sie ließ nicht nach mit Bitten, bis Gudrun an das Fenster trat und mit der Hand hinauswinkte, fragend, ob nicht ein Held aus ihres Vaters Lande in der Nähe sei. Da antwortete ihr Herwig: „Wer seid Ihr, Jungfrau? und was wollt Ihr von uns? Vom Hegelingenlande ist niemand hier zur Stelle; wir sind aus Seeland hergekommen.“ Gudrun sprach: „So bitte ich Euch, daß Ihr Hartmut vor dem alten Wate erlöset; dafür will ich Euch dankbar sein. Ich bin Gudrun, Hettels Tochter.“ „Seid Ihr die,“ sprach Herwig, „so seid Ihr meine liebe Braut; denn ich bin Herwig. Nun aber will ich thun, um was Ihr mich gebeten habet.“ Und er ging hin, wo er die Kämpfer fand. Aber Wate ward zornig über die Bitte und schlug noch viel grimmiger auf Hartmut ein, so daß diesem das Schwert aus den Händen sank. Da nahm ihn Wate gefangen und ließ ihn gebunden auf ein Schiff führen.

Dann erzwang er sich endlich, von niemand mehr behindert, den Eingang in die Burg. Die Riegel wurden aus der Mauer gebrochen, und unaufhaltsam ergoß sich der Strom der Recken in die Burg Wate wüthete am grimmigsten. Mann und Weib erschlug er, und in allen Gemächern floß das Blut in Strömen. Da kam Ortrun wiederum in ihres Herzens Angst zu Gudrun und bat und flehte: „Edle Gudrun, nun laß mich nicht verderben! Wenn du es nicht wehrst, so liege ich von deinen Freunden hier erschlagen!“ Auch Gerlind kam in jäher Eile zu Gudrun und sprach: „Rette uns vor Wate und seinen Mannen; in deiner Hand liegt unser aller Leben.“ In diesem Augenblicke kam Wate in das Gemach; zornig blitzten seine Augen, seine Zähne knirschten, und mit Blut überronnen war sein Gewand. „Nun sei willkommen, Wate!“ sprach Gudrun. „Habe Dank, daß du mich gerettet hast. Aber nun bitte ich dich, daß du dieser Frauen schonest.“ Aber Wate sprach zürnend: „Herrin Gudrun, gebet mir die Königin und die anderen heraus, die Euch zu niedern Diensten zwangen!“ Und wie er das sagte, rollten seine Augen so fürchterlich, daß sich alle vor ihm ängstigten. Weil ihm aber Gudrun die Königin nicht ausliefern wollte, gab ihm eine Jungfrau ein Zeichen, wo er die Gesuchte finden könnte. Da ergriff Wate die Königin bei der Hand, zog sie hervor und schleppte sie bei den Haaren bis vor die Thüre des Saales; dann schlug er ihr das Haupt ab. Schrecken ergriff die Frauen, wie sie das sahen, und vor Furcht schrieen sie

laut auf. Wate aber kehrte in den Saal zurück und fragte, ob nicht noch andere Verwandte Gerlinds da seien. Da trat Gudrun vor, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, da sie sprach: „Laßt die in Frieden, die noch bei mir sind. Es ist die edle Ortrun mit ihren Jungfrauen. Laßt sie es nicht entgelten, was mir die Königin gethan!“ Und der wilde Wate neigte sich und sprach: „So mögen sie um Euretwillen leben, hohe Herrin!“

Es wurde nun stiller in der Burg. Der Kampf und das Strafgericht waren zu Ende. Die Helden kamen hinauf in den Saal zu Gudrun, die sie als ihre Befreier freundlich willkommen hieß; ihren Bräutigam Herwig aber umfing sie in süßer Freude des Wiedersehns. Dann dachten sie der Rückkehr ins Hegelingenland, und Wate fragte: „Wen sollen wir hier lassen, daß er des Landes hüte, wenn wir mit Gudrun und den Gefangenen zu unsrer Herrin Hilde heimkehren?“ Da sprachen alle: „Horand möge mit tausend kühnen Recken hier bleiben.“ Das war Wate zufrieden. Darauf brachte man das geraubte Gut auf die Schiffe; auch die Gefangenen, Hartmut und Ortrun und die anderen Helden und Frauen, wurden herbeigeführt. Zwar bat Hartmut, daß man ihn in seines Vaters Lande zurücklassen möge; sein Leben und all sein Gut wolle er zum Pfande setzen, daß die Hegelingen nichts von ihm zu fürchten hätten. Aber Wate sagte dagegen: „Wenn Ihr gefesselt seid, so haben wir ein Pfand, das noch viel sicherer ist. Zwar sehe ich nicht, warum Ortwin die Helden, die ihn selbst am liebsten getödtet hätten, nach seinem Lande führen will. Stände es bei mir, so wollte ich wohl mit meinem guten Schwerte dafür sorgen, daß wir um Euretwillen nie mehr in Aengsten sein müßten!“ Das hörte Ortwin, und er sprach: „Was hülfe es, wenn wir alle, die in diesem Lande sind, erschlügen? Ich will sie alle sicher zu meiner Mutter Hilde bringen.“ — Endlich war die Abfahrt gerüstet, und fröhlich zogen die Helden nach vollbrachtem Streite heim; Horand aber blieb im Lande der Normannen.

66. Dietrich von Bern und Ecke.

Zu Köln am Rhein war vor Zeiten eine herrliche Königin gesessen, der viele gute Helden dienten. Einst hörte sie von dem edlen Dietrich von Bern, dem niemand unter der Sonne gleiche an kühnem Muthe und gewaltiger Heldenkraft, und es gelüstete sie, den Helden

zu sehen. „Wer mir den edlen Dietrich von Bern an meinen Hof bringen wollte,“ sprach sie, „dem wollte ich es gerne mit Ehren herrlich lohnen.“ Das hörte Ecke, ein trotziglicher Recke, und er sprach: „Wollt Ihr mich rüsten, edle Königin, so sollt Ihr mich gerne bereit zu Eurem Wunsche sehn.“ Da schenkte ihm die Königin gar herrliche Waffen, Helm, Schild und Schwert und einen Panzer, wie es einen bessern nie gegeben; die Ringe waren von Gold und in Drachenblut gehärtet; kunstreiche Zwerge hatten ihn bereitet, und kein Schwert vermochte ihn zu durchschneiden. So ausgerüstet machte sich Ecke auf den Weg nach Bern. Aber den Helden, den er suchte, fand er hier nicht; denn Dietrich war ausgefahren in das Land Tyrol. Da folgte ihm Ecke auch dorthin, und er ruhte nicht, bis er ihn endlich in einem Walde fand. Von ferne hörte Dietrich das Klingen und Klirren von Eckes Schild und Panzer, und da er sich umschaute und den Helden bemerkte, rief er ihm zu: „Wohin so eilig, guter Held? Woher kommt Ihr und was suchet Ihr?“ Ecke antwortete: „Mich hat eine edle Königin gesandt, Herrn Dietrich von Bern zu suchen, und manches Land habe ich nach ihm durchwandert.“ Dietrich aber sprach scherzend: „In Bern gibt's manchen Dietrich. Sucht Ihr aber den, der Dietmars Sohn ist und über Dietmars Erbe herrscht, so bin ich dieser Dietrich selbst.“ Da freute sich Ecke, daß er endlich den Gesuchten gefunden hatte, und über den Rand seines Schildes rief er ihm zu: „Bist du der Held von Bern, so bitte ich dich, daß du mir folgest zu meiner Königin, um deretwillen ich dir schon lange auf meinen Füßen nachgeeilt bin. Willst du das aber nicht, so will ich mit dir kämpfen, und reiches Waffenkleid magst du an mir durch einen Sieg erwerben.“ Dietrich aber mochte nicht mit Ecke kämpfen und sprach: „Ich sehe wohl, daß du einen goldenen Panzer trägst, der wohl des besten Lobes würdig ist. Doch warum soll ich mit dir kämpfen? Du hast mir kein Leid gethan, und mit meinem Stahlpanzer bin ich wohl zufrieden. Willst du aber mein Geselle werden, so will ich gerne deiner harren; des Kampfes willen aber harre ich deiner nicht.“ Ecke bat von neuem: „Steige von deinem Rosse, so will ich dir erzählen, was dir Freude schafft, wie eine reiche Königin sich nach dir sehnt und wie dein Name durch alle Lande weit gepriesen wird.“ Dietrich vermuthete Hinterlist. „Wenn ich zu Rosse bin,“ sprach er, „bin ich am sichersten. Wünschest du aber wirk-

lich mit mir zu reden, so binde deinen Helm vom Haupte." Als Ecke sah, daß Dietrich ihm weder freiwillig folgen, noch mit ihm kämpfen wollte, versuchte er den Helden durch kränkende Worte zu reizen. Er begann zu spotten und sprach: „Das Lob, das man dir zollt, verdienst du wahrlich nicht. Wie bist du doch so verzagt! Wenn ich nun wieder heimkehre, will ich das Lied von deiner Feigheit in allen Landen singen!" Zornig erwiderte Dietrich: „Schiltst du mich feige, so mag mein gutes Schwert dich lehren, wie wenig Furcht ich kenne. Dein Prahlen und Schelten soll dir nicht zum Guten sein." Und er sprang vom Rosse, erhob den Schild, zog sein Schwert aus der Scheide und stürmte auf seinen Gegner los. Der freute sich, daß der Kampf begann und zog ebenfalls sein gutes Schwert. Ein fürchterliches Streiten erhub sich, und da die Nacht schon einbrach, so leuchtete ihnen nur der Glanz, der von den Helmen strömte und um so leuchtender war, je mehr sie mit ihren Schwertern auf die Helme trafen. So kämpften sie lange Zeit, bis endlich die volle Dunkelheit dem Kampfe ein Ende machte. Da sprach Dietrich: „Bist du es zufrieden, so wollen wir den Kampf in der Frühe zum Austrag bringen, und bei aller Frauen Ehre verspreche ich dir, daß ich dir nicht entweichen will. So lange aber laß uns schlafen, edler Held, und einer mag den anderen bewachen." Ecke war es gern bereit; er legte sich zum Schlafe nieder, und Dietrich bewachte ihn. Nach Mitternacht weckte er ihn auf und sprach: „Steh' nun auf, Held, und laß auch mich eine Weile schlafen. Und wie ich dich in Treuen behütet habe, so thue auch du mit mir." Dem kühnen Ecke aber ward während des Wachens die Zeit lang, und zornig beklagte er sich, daß die Nacht so lang sei und der Morgenstern so lange auf sich warten lasse. Endlich mochte er nicht länger harren. Unsanft weckte er den Helden mit einem Stoße des Fußes. Dietrich sprang auf, und zornig über solche Art zu wecken, war er alsbald zum Kampfe bereit.

An diesem Tage weckte nicht die Sonne die kleinen Waldvögelein zu fröhlichem Sange auf; Schwerterklang und Schilderdröhnen schreckte sie aus dem Schlafe empor, und lautlos saßen sie auf den Aesten, dem grimmigen Kampfe zuschauend. Das Gras unter den Bäumen ward von den Helden zertreten, und von den schweißtriefenden Kämpfern stieg ein Dampf zu den Aesten auf wie der Rauch eines Feuers. Inzwischen war es lichter Tag geworden. Manchen Schlag hatten

die Helden auf einander gethan, aber keiner hatte einen Vortheil über den andern gewonnen. Da erfaßte Ecke sein Schwert mit beiden Händen, und so gewaltig schlug er damit auf Dietrichs Schild, daß dieser von oben bis unten zerschnitten ward. Dietrich mußte weichen und suchte hinter den Bäumen des Waldes Schutz vor seines Gegners Hieben. Ecke eilte ihm nach und rief: „Noch habe ich nicht alle meine Kraft gegen dich angewandt; denn gerne möchte ich dich durch Wunden zwingen, daß du lebend mit mir an den Rhein kämest. Widerstehst du mir aber noch länger, so ist es um dein Leben gethan, und dann will ich wenigstens den Todten der Königin zeigen." Dietrich antwortete auf diese stolze Rede nicht, aber er traf den Prahler mit einem so wuchtigen Schlage, daß er in das Gras darniederfiel. „Ei," rief Ecke, „woher kommt dir denn auf einmal solche Kraft? Ist es doch, als ob ein unsichtbarer Helfer dir beistünde." „So ist es auch," erwiderte Dietrich, „denn meines Gottes Hülfe ist es, die dich schlug." Mit diesen Worten stürzte er sich auf seinen Gegner nieder und aus dem Schwertkampf ward ein gräßliches Ringen. Aber noch einmal kam Dietrich in große Noth. Ecke preßte ihn so fest an sich, daß ihm fast die Sinne schwanden. Dann griff er mit seinen Händen in des Helden Wunden, und sie weit aufzerrend schuf er ihm grimmigen Schmerz. Traurig senkte Dietrichs Roß sein Haupt, als wüßte es, wie großes Weh dem Herrn geschähe. Noch einmal mahnte Dietrich seinen Feind zur Sühne, aber Ecke wollte nicht. Mit gewaltiger Anstrengung suchte er sich dem Helden zu entwinden. Da preßte dieser ihn so fest an den Stamm eines Baumes, daß ihm die Sinne schwanden und er die Hände aus den Wunden sinken ließ, die er gefaßt hielt. Nun brach Dietrich ihm auch den Helm vom Haupte, und, das Schwert in der Hand, mahnte er, daß Ecke sich ergebe. „Gott weiß," sprach er, „daß ich dein Leben schonen möchte. Willst du aber meinem Rathe nicht folgen, so bereite dich zu sterben." „Lieber todt, als von meiner Herrin verspottet!" rief Ecke, und Dietrich zögerte nun nicht länger, ein Ende zu machen. Er stach dem Gegner das Schwert durch den Leib, daß er für immer verstummte. Wie er nun aber den stolzen Recken todt vor sich daliegen sah, da gereuete es ihn, daß er seiner nicht geschont habe. „Wehe," klagte er, „um dieses Sieges muß ich schamroth werden. Wohin ich nun komme in der Welt, da wird man sagen: Das ist der Dietrich, der den jungen Ecke

hat erschlagen! Wehe, daß ich das gethan!" Dann ritt er fort nach Köln zur Königin und schalt sie mit bitteren Worten, daß sie einen so edlen Helden zum Kampfe gegen ihn ausgesandt. „Du ungetreues Weib!" sprach er. „Wer hat dir den Rath gegeben, daß du den jungen Helden sandtest, mich hierher zu holen? Wisse, ich bin Dietrich, den du gerne sehen wolltest. Jetzt komme ich her, aber nur, um dir zu sagen, daß Ecke um deiner Hoffahrt willen im Walde erschlagen liegt. Wärest du ein Mann, so sollte Eckes Tod an dir nicht ungerochen bleiben." Und ohne ein weiteres Wort zu sagen, schied er von ihr und ritt zurück nach Bern zu den Seinigen.

IV. Geschichten.

Erster Abschnitt.

67. Miltiades.

Nichts hatte den Darius so beleidigt, als daß die Athener, ein Völkchen, von dessen Dasein er nur so eben gehört, es gewagt hatten, ihm, dem Herrn der Erde, Widerstand zu leisten. Der verjagte Tyrann Athens, Hippias, wußte diesen Zorn so zu nähren, daß er täglich betete: „Götter, lasset mich Rache üben an den Athenern!" und daß ein Diener ihm bei jeder Mahlzeit zurufen mußte: „Herr, gedenke der Athener!" Doch nicht Athen allein, ganz Griechenland sollte den Frevel büßen. Noch einmal wollte Darius die Griechen einladen, sich freiwillig zu unterwerfen; er schickte deshalb Gesandte an die einzelnen griechischen Staaten, um Erde und Wasser zu fordern. Mehrere Staaten schickten diese Zeichen der Unterwerfung aus Furcht vor der schreckenerregenden Macht der Perser. Allein die beiden Hauptstaaten Griechenlands, Sparta und Athen, thaten es nicht. In Sparta wurde man sogar über die persische Forderung so erbittert, daß die Herolde in der ersten Hitze gegen alles Völkerrecht auf der Stelle niedergehauen wurden, und in Athen warf man sie in einen Brunnen mit der höhnenden Weisung, sich dort zu holen, was sie forderten.

Jetzt rüstete der zornentbrannte Darius eine Flotte und ein Land-

heer; aber die Flotte wurde durch einen Sturm so stark beschädigt, daß sie wieder umkehren mußte, und auch das Landheer kam vor lauter Unfällen nicht bis Griechenland. Furchtbarer segelte eine zweite Flotte daher, gerade auf Athen los; das Landheer fuhr diesmal auf den Schiffen. Es war in der That eine furchtbare Macht, der nichts widerstehen zu können schien. Die Perser hatten sich mit vielen Ketten versehen, um die große Menge der Gefangenen, die sie machen würden zu fesseln; auch hatten sie einen großen Marmorblock mitgebracht, um auf dem Schlachtfelde ein Denkmal ihres Sieges zu errichten. Alle griechischen Inseln, welche die Flotte auf ihrem Wege berührte, mußten sich unterwerfen; kein Volk außer den Spartanern wollte den Athenern beistehen. Aber bei den Spartanern herrschte der Aberglaube, man dürfe keinen Krieg vor dem Vollmonde anfangen; sie kamen also nicht. Nur die kleine Stadt Platää schickte tausend Mann zu Hülfe; die Athener selbst stellten neuntausend Mann, und in der Noth bewaffneten sie auch ihre Sklaven. Dieses Häufchen war freilich nur klein, aber fest entschlossen, für Freiheit und Vaterland alles zu wagen. Die Bürger waren geübt in Kampfspielen aller Art, kraftvoll nicht allein durch Stärke, sondern auch durch Gewandtheit: auch hatten sie bequemere Waffen und festere Rüstungen als die Perser. Diese aber konnten den zehntausend Griechen hunderttausend der Ihrigen entgegenstellen.

In der Ebene von Marathon zogen beide Heere gegen einander. Als die Griechen das ungeheure Heer des Feindes in der Nähe erblickten, kam auch den Tapfersten eine Furcht an vor der überlegenen Macht der Perser. Denn das athenische Heer war gar zu klein. Einige fingen schon an, von Rückzug zu reden und ob es nicht besser sei, erst Verstärkung durch die Spartaner zu erwarten. Aber ein Mann hielt die Verzagten und flößte allen wieder Muth und Vertrauen ein; das war Miltiades. „Zeigen wir uns nicht gleich vom Anfang an als tapfere Männer,“ rief er aus, „räumen wir schon das erste Mal schimpflich das Feld: dann wird der Feind, kühn gemacht durch unsere Flucht, uns verfolgen, angreifen und schlagen; unsere Stadt wird ein Raub der wilden Asiaten, und der entflohene Tyrann wird uns zu Sklaven des Perserkönigs machen. Drum zaudert nicht, ihr Griechen; laßt uns einig sein, einig zur Schlacht! Dieser Entschluß rettet uns und Griechenlands Freiheit!“ Und alle

folgten dem Miltiades in die Schlacht. Auf dem rechten Flügel standen die Athener, auf dem linken die Platäer; die Sklaven hatte man in die Mitte genommen. Hier in der Mitte brachen die Perser siegreich durch, aber der rechte und linke Flügel warfen sich mit solcher Wucht auf die Scharen der Perser, daß Miltiades mit seinen Tapfern auch bald den Sklaven zu Hülfe eilen konnte. Mancher edle Grieche fiel; aber die Athener siegten und schlugen das ganze große Perserheer in die Flucht. Als die Perser umkehrten, drangen ihnen die Griechen jubelnd nach und hieben nieder, was immer ihnen in den Weg kam. Die Geschlagenen suchten ihre Schiffe und überließen ihr Lager sammt Marmorblock und Fesseln ihren Siegern. So glorreich war lange kein Sieg erfochten, und größere Freude hat kaum je ein siegendes Heer empfunden als das athenische bei Marathon. Während man noch die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein athenischer Bürger in vollem Laufe nach seiner zwei Meilen entfernten Vaterstadt. „Freuet euch, Athener, wir haben gesiegt!" rief er fast athemlos, und als er es gerufen, fiel er todt zur Erde. Noch lange nachher feierten die Athener diesen Siegestag; sie brachten ihren Göttern Opfer dar auf der Walstatt und setzten den Gefallenen Denkmale. Der vor allen gefeierte Held war aber Miltiades; das Volk empfing ihn mit Jubelgeschrei und verewigte sein Andenken durch ein Gemälde, welches den Feldherrn darstellte, wie er das Heer zum Siege führte. — Als die athenischen Sieger in ihre Vaterstadt zurückkehrten, begegnete ihnen ein spartanisches Heer, das in Eilmärschen ausgerückt war, nachdem der Tag des Vollmondes vergangen. Sie kamen zu spät, ließen sich aber das Schlachtfeld zeigen und lobten die Tapferkeit der Athener.

Des Miltiades Ansehen stieg immer höher bei seinen Mitbürgern, und der treffliche Mann war emsig bemüht, seinen Mitbürgern neue Vortheile zu verschaffen. Bald aber beneideten ihn seine Feinde um sein Ansehen und suchten ihn zu stürzen. Einst wollte er mit der athenischen Flotte die Insel Paros erobern und belagerte die gleichnamige Hauptstadt derselben. Schon hatte er die Belagerungsmaschinen erbaut und bereitete den Sturm vor, als auf einer benachbarten Insel ein Wald in Brand gerieth. Beide Theile wurden die Flammen gewahr und hielten sie für ein Zeichen der persischen Flotte, die zum Entsatze der Parier heranrücke. Sofort hob Miltiades die Belagerung auf, steckte seine Werke in Brand und eilte nach Athen zu-

rück. Wegen dieses Rückzuges klagten ihn die Athener der Verrätherei an, und seine Feinde beschuldigten ihn sogar, er habe, durch persisches Geld bestochen, die Belagerung aufgehoben. Da ihn die auf Paros erhaltenen Wunden hinderten, sich selbst zu vertheidigen, so übernahm sein Bruder die Vertheidigungsrede. Miltiades wurde nun zwar von der Anklage der Verrätherei freigesprochen, aber zu einer Geldbuße von fünfzig Talenten verurtheilt, die man auf die Ausrüstung der Flotte verwandt hatte. Unfähig, eine so große Summe zu bezahlen, mußte er ins Gefängniß wandern, und hier starb er als ein Opfer des Undanks seiner Mitbürger.

Grube (nach Bredow).

68. Die Schlacht bei Thermopylä.

Als König Xerxes, des Darius Sohn, gegen Hellas heranzog, versammelten sich Abgesandte der hellenischen Staaten, welche der Sache der Freiheit wohlgesinnt waren, auf dem Isthmus und hielten Rath, wie sie den Krieg führen wollten und an welchen Orten. Sie beschlossen endlich, den Paß bei Thermopylä, welcher unweit der Stadt Trachis den Eingang nach Hellas bildet, zu vertheidigen. Es ist aber der Paß gen Abend von einem unzugänglichen, steilen und hohen Berge begrenzt, der sich bis in den Oeta erstreckt, gen Morgen aber stößt gleich das Meer daran, also daß der Weg nicht sehr breit ist; an zwei Stellen, vor und hinter Thermopylä, hat er sogar nur eine Wagenbreite. Auch befand sich an dieser Stelle eine Mauer mit einem Thore darin; dieselbe war zwar größtentheils schon eingefallen, aber man beschloß, sie nun wieder aufzurichten. Dieser Ort schien den Hellenen wohlgelegen zu sein, weil die Barbaren da weder von ihrer Menge noch von ihrer Reiterei Gebrauch machen konnten. Daher beschlossen sie, gerade hier den anrückenden Feind zu erwarten.

Die ganze streitbare Mannschaft, welche Xerxes gegen die Griechen ins Feld führte, betrug etwa zwei Millionen und sechsmalhundert vierzigtausend Mann*). Die Dienerschaft aber und der Troß zählte wenigstens ebensoviel Köpfe. Also folgten dem Xerxes bis nach Thermopylä etwa fünf Millionen und dreimalhunderttausend Menschen. Mit dem Landheer war König Xerxes bei Trachis gelagert, da wo die breiteste Stelle der ganzen Gegend ist zwischen den Bergen

*) Angabe Herodots.

und dem Meere; die Hellenen aber lagerten in dem Passe. Ihr Heer betrug etwa fünftausend Mann, darunter dreihundert schwerbewaffnete Spartaner; auch die übrigen waren Peloponnesier mit Ausnahme von siebenhundert Thespiern und vierhundert Thebanern. An der Spitze des gesammten Heerhaufens stand Leonidas, der König von Sparta. Derselbe hatte sich die dreihundert Spartaner besonders ausgewählt, alles Männer von gesetztem Alter, keine Jünglinge. Diese waren denn auch die tapfersten der ganzen Schar; die Thebaner aber waren die schlechtesten, denn sie waren nicht willigen Herzens mitgezogen, sondern gezwungen, weil man sie sehr im Verdacht hatte, daß sie persisch gesinnt wären.

Als nun das ungeheure Heer der Perser dem Passe sich näherte, fürchteten die Hellenen doch, sie seien zu schwach zur Abwehr, und hielten Rath, ob sie nicht lieber abziehen sollten. Leonidas aber stimmte dahin, sie sollten bleiben und Boten in die Städte senden um Hülfstruppen. Wie sie nun gerade rathschlagten, schickte Xerxes einen Späher zu Pferde ab, um zu sehen, wie stark sie wären und was sie vornähmen. Und als der Reiter an das Lager heranritt, überschaute und sah er zwar nicht das ganze Lager — denn die jenseit der Mauer standen, konnte er nicht übersehen — sondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingange lagerten. Es hatten aber um diese Zeit die Lacedämonier draußen die Wache, und er sah, wie einige Männer turnten, andere aber ihr Haar schmückten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl. Dann ritt er wieder ruhig zurück; denn keiner verfolgte ihn, und keiner bekümmerte sich um ihn; und als er zurückkam, sagte er dem Xerxes alles, was er gesehen. Als Xerxes das hörte, begriff er nicht, daß sie sich vorbereiteten zum Tode oder zum Siege, sondern ihr Thun erschien ihm lächerlich. Darum ließ er den Demaratus zu sich rufen, den vertriebenen König von Sparta, und er fragte ihn nach allem. Demaratus aber sprach: „Schon zuvor, als wir aufbrachen nach Hellas, habe ich mit dir, o König, über diese Männer geredet, und du lachtest meiner, als ich dir sagte, wie alles nach meiner Einsicht kommen würde. Denn es ist ein gefährliches Amt, die Wahrheit zu reden vor dir; jedoch vernimm sie auch jetzt. Diese Männer sind gekommen, den Platz nach Kräften zu vertheidigen, und dazu beeilen sie sich jetzt. Denn es ist Sitte bei ihnen, daß sie ihr Haupt

schmücken, wenn sie im Kampfe ihr Leben aufs Spiel setzen wollen. Wisse aber, wenn du diese und diejenigen, welche in Sparta zurückgeblieben sind, bezwingest, so ist kein Volk mehr auf der Erde, welches es wagt, wider dich, o König, den Arm aufzuheben; denn jetzt hast du es mit den tapfersten Männern zu thun."

Xerxes aber glaubte seinen Worten nicht. Er ließ nun vier Tage vorübergehen; denn er hoffte immer, sie würden fliehen. Als um diese Zeit ein Trachinier zu einem Spartaner sagte, wenn die Feinde ihre Geschosse entsendeten, würde die Sonne verdunkelt werden, entgegnete dieser ganz unerschrocken: „Um so besser für uns! Wir werden dann im Schatten kämpfen." Am fünften Tage endlich, als Xerxes deutlich einsah, die Hellenen seien unklug genug, ihm Widerstand zu leisten, schickte er aus seinem Heere eine Abtheilung der Meder gegen sie und befahl ihnen, sie lebendig zu fangen und vor sein Angesicht zu führen. Als nun die Meder vorsprangen und die Griechen angriffen, fielen eine große Menge von jenen, und sie konnten die Griechen nicht zum Weichen bringen, wie sehr sie sich auch mühten. Da ward es denn offenbar, daß in dem Heere des Königs wohl viele Menschen wären, aber wenig Männer. Das Treffen dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, wichen sie zurück, und an ihre Stelle rückte eine auserlesene Schar der Perser vor, welche der König die „unsterbliche" nannte; denn sobald einer durch Krankheit oder Tod an der Vollzahl von zehntausend fehlte, wurde sogleich ein anderer genommen; sie hatten aber am meisten Glanz vor allen und waren auch die tapfersten im ganzen Heere der Perser. Als aber nun diese handgemein wurden mit den Griechen, richteten sie nicht mehr aus als die Meder; sondern es erging ihnen ebenso wie diesen, weil sie in einem so engen Passe stritten und kürzere Speere hatten als die Hellenen, so daß sie von ihrer Uebermacht keinen Gebrauch machen konnten. Die Lacedämonier fochten wacker und zeigten, daß sie den Krieg verstanden. Die Perser aber verstanden ihn nicht. Sie wandten den Feinden bisweilen den Rücken und flohen alle auf einmal; die Lacedämonier jagten ihnen dann nach mit Lärm und Geschrei; waren sie nahe gekommen, so kehrten jene sich wieder um, und erlagen dabei in großer Zahl. Von den Lacedämoniern aber fielen nur wenige. Als nun auch die Perser den Paß nicht stürmen konnten, zogen sie sich zurück. Xerxes aber,

der zusah, soll während dieses Kampfes dreimal von seinem Stuhle aufgesprungen sein aus Besorgniß für sein Heer. Am folgenden Tage fochten die Perser nicht glücklicher. Sie griffen an in der Hoffnung, die Hellenen würden, da ihrer nur wenige wären, alle verwundet und nicht mehr im Stande sein den Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen fest in ihren Gliedern, alle nach den Völkerschaften, mit Ausnahme der Phokäer; diese standen auf dem Berge und bewachten einen heimlichen Fußpfad, auf welchem man den Paß umgehen und nach Hellas gelangen konnte. Da es nun den Persern an diesem Tage nicht besser von Statten ging als am vorigen, so zogen sie sich wiederum zurück.

Als aber Xerxes nicht wußte, was er beginnen sollte, trat vor ihn Ephialtes, ein Hellene von Geburt, vermeinend, er werde eine große Belohnung von dem Könige erhalten, und verrieth ihm jenen über das Gebirge führenden Fußpfad. Dadurch wurde dieser Grieche die Ursache des Verderbens aller derjenigen, welche bei Thermopylä standen. In der Folge entwich er aus Furcht vor Strafe aus der Heimat; aber es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und als er wieder heimkam, erschlug ihn ein Mann aus Trachis. Dem Könige aber gefiel, was Ephialtes auszurichten verhieß, und war darüber sehr erfreut. Er schickte also mit ihm den Obersten Hydarnes und die Schar der Unsterblichen ab. Diese brachen um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager auf und zogen auf dem Fußpfade die ganze Nacht durch einher, und als die Morgenröthe hervorkam, waren sie auf der Höhe des Berges. Hier standen die tausend Mann Phokäer, und als sie die Feinde kommen sahen, verwunderten sie sich sehr und legten in Eile ihre Rüstung an. Da fürchtete Hydarnes, die Phokäer möchten Lacedämonier sein; als er aber von Ephialtes die Wahrheit erfuhr, stellte er die Perser in Schlachtordnung auf. Die Phokäer nun, da sie von einem dichten Pfeilregen getroffen wurden, entflohen auf die Spitze des Berges und bereiteten sich zum Tode. Aber Hydarnes kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern ging mit seiner Schar den Berg eilends hinab.

Um diese Zeit meldeten dem Leonidas die Späher, welche er auf den Höhen aufgestellt hatte, daß die Perser über den Berg gingen. Und wie er das erfuhr, berief er eine Versammlung und befahl, daß die anderen nach Hause zurückzögen; er aber mit seinen Lacedämoniern

wollte bleiben und in den Tod gehen. Die entlassenen Bundesgenossen gehorchten dem Leonidas und zogen ab. Nur die Thebaner und Thespier blieben, die Thebaner gegen ihren Willen, denn Leonidas behielt sie als Geißeln, die Thespier aber mit freudigem Herzen, und sie sagten, sie wollten den Leonidas und seine Leute nicht verlassen, sondern mit ihnen in den Tod gehen.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang rückte Xerxes aus seinem Lager gegen Thermopylä heran; denn so hatte er es mit Ephialtes verabredet. Die Hellenen aber, da sie nun doch in den Tod hinauszogen, gingen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als am Anfang. So trafen sie jetzt jenseits der Engen auf einander. Da nun hinter den Persern die Hauptleute mit den Geißeln standen, mit welchen sie auf die Glieder loshieben, um sie vorwärts zu treiben, so fanden hier viele Perser ihren Tod. Die einen stürzten in das Meer und ertranken, die meisten aber fielen durch die Speere der Hellenen. Denn da diese ihren Tod mit Gewißheit vor Augen sahen, so setzte ein jeglicher alle seine Kraft daran und schonte weder sein noch des Feindes. Bald gingen sie den Persern mit dem Schwerte zu Leibe. In dem Getümmel, welches nun entstand, fiel heldenmüthig kämpfend Leonidas; aber auch den Persern fiel eine große Zahl, darunter zwei Brüder des Königs selbst. Ueber dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Perser und Lacedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit dem Ephialtes dazu kamen. Da gewann der Streit eine andere Gestalt; denn die Hellenen wichen zurück in die Enge des Weges und gingen wieder hinter die Schutzmauer und setzten sich dicht gedrängt auf dem Hügel fest, außer die Thebaner. Hier wehrten sie sich mit den Schwertern; aber die Feinde begruben sie unter ihren Schwertern; denn ein Theil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die anderen aber umringten sie von allen Seiten. So fielen sie alle bis auf den letzten Mann. Sie wurden später auf der Stelle begraben, wo sie gefallen waren, und zu ihrem Gedächtniß wurde daselbst eine Denksäule mit einer Inschrift errichtet.

Zwei aber von den Dreihundert, Eurytus und Aristodemus, waren vor dem Kampfe von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden und lagen in einer benachbarten Stadt an einer schlimmen Augen-

krankheit darnieder. Als diese erfuhren, daß die Perser über den Berg gegangen wären, legte Eurytus schnell seine Rüstung an und befahl seinem Knechte, ihn zu den Kämpfenden zu führen. Und als ihn dieser dahin geführt hatte, lief der Führer davon; er selbst fiel und ward erschlagen. Aristodemus aber hatte sein Leben zu lieb und rettete sich durch die Flucht; als er jedoch nach Lacedämon zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit, und keiner sprach mit ihm, und man nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemus. In der Schlacht bei Platää aber tilgte er durch Tapferkeit seine Schuld wieder aus.

Die Thebaner hatten nur so lange mit den Hellenen wider des Königs Heer gefochten, als sie mußten; als sie aber sahen, daß die Perser die Oberhand gewannen, so trennten sie sich von ihnen und gingen mit gestreckten Händen den Feinden entgegen, indem sie sagten, wie es denn auch in der That richtig war, daß sie schon längst persisch gesinnt wären und daß sie nur aus Noth gedrungen nach Thermopylä gekommen und ganz unschuldig wären an dem Verluste, den der König erlitten. Dadurch retteten sie nun zwar ihr Leben; aber sie kamen doch nicht ganz glücklich davon. Denn als sie herankamen, wurden ihrer etliche getödtet, die meisten aber wurden auf Befehl des Xerxes mit dem königlichen Male gebrandmarkt. Also kämpften die Hellenen bei Thermopylä und erschlugen von den Feinden bei zwanzigtausend. Lanz (nach Herodot).

69. Tod des Sokrates.

Durch seine ausgezeichnete Weisheit und Tugend hatte sich der edle Sokrates längst den Haß und Neid eines großen Theiles seiner schon sehr verdorbenen Mitbürger zugezogen. Sie verleumdeten ihn und suchten ihn auf alle Weise lächerlich zu machen. Als ihnen das nun aber nicht half, verklagten sie ihn öffentlich. Sie beschuldigten ihn, er glaube nicht an die Götter seiner Vaterstadt und verderbe durch seine Lehre die Jugend; darum müsse er als staatsgefährlich hingerichtet werden. Sokrates, bereits ein Greis von siebenzig Jahren, fand es seiner unwürdig, sich gegen solche Anklagen eingehend zu vertheidigen. Er wies auf sein öffentliches Leben hin, betheuerte, daß ihm seit dreißig Jahren nichts mehr am Herzen gelegen habe, als seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen, und dazu habe ihn eine innere göttliche Stimme getrieben. Seine freimüthige

Sprache erbitterte die Richter. Sie hatten erwartet, er würde Verbrechern gleich durch eine lange Rede unter Bitten und Thränen um Mitleid und Begnadigung flehen. Darum schickten sie ihn vorläufig ins Gefängniß. Hierhin brachte ihm einer seiner Freunde, Lysias, eine sehr schön ausgearbeitete Vertheidigungsrede. Sokrates las sie und fand sie schön. „Aber," sagte er, „brächtest du mir weiche und prächtige Socken, ich würde sie nicht anziehen, weil ich es für unmännlich halte." Damit gab er ihm die Rede zurück. In der nächsten Gerichtssitzung wurden die Stimmen über ihn gesammelt. Eine geringe Mehrheit von drei Stimmen verurtheilte ihn zum Tode. Sokrates hörte das Urtheil mit der größten Ruhe, nicht aber seine Schüler. Sie drängten sich mit Thränen in den Augen zu den Richtern und flehten und boten eine große Summe Geldes für die Freiheit ihres Lehrers. Sie wurden aber abgewiesen. Sokrates nahm Abschied von den Richtern, die für ihn gestimmt hatten, und verzieh auch denen, die ihn verurtheilt. Mit heiterer Miene, festem Schritte und edler Haltung entfernte er sich hierauf aus dem Gerichtshause und begab sich in das Gefängniß zurück. Seine Freunde gaben ihm das Geleite. Als er einige derselben Thränen vergießen sah, sprach er: „Warum doch weinet ihr erst heute? Ihr wußtet doch, daß die Natur, als sie mir das Leben gab, mich zugleich auch zum Tode verurtheilte." Apollodor, der ihm sehr ergeben war, versetzte dagegen: „Ach, daß du so unschuldig sterben mußt!" Sokrates lächelte und sprach: „So wolltest du wohl lieber, wenn ich schuldig stürbe!"

Ein kleiner Trost für die Jünger des Sokrates war es noch, daß der Tag der Hinrichtung hinausgeschoben wurde. Denn an demselben Tage, an welchem Sokrates vor Gericht stand, hatte der Priester des Apoll das heilige Schiff, welches die Athener jährlich nach Delos sendeten, zur Abfahrt bekränzt. Sobald dies geschehen war, durfte nach einem alten Gesetze die Stadt durch keine Hinrichtung verunreinigt werden, bis das Schiff von seiner heiligen Fahrt zurückgekehrt war. Darüber vergingen dreißig Tage, eine kostbare Zeit, denn es war dem Sokrates vergönnt, in der nächsten Nähe des Todes die Kraft und Weisheit seiner Lehre zu bewähren. Er ward mit jedem Tage heiterer; ja, er fing sogar an zu dichten, brachte mehrere äsopische Fabeln in Verse und machte Loblieder auf die Götter. Und

wenn die Freunde ihn besuchten, fanden sie bei ihrem Meister stets Worte des Trostes und der Weisheit. Kriton, der älteste und vertrauteste seiner Freunde, konnte sich jedoch gar nicht in das Schicksal seines Lehrers finden. Er hatte daher den Gefängnißwärter gewonnen, und dieser ließ des Abends die Thür des Gefängnisses unverschlossen. Für einen sichern Aufenthalt und ein ehrenvolles Leben war bereits gesorgt; Thessalien war das Ziel einer wohlüberlegten, gefahrlosen Flucht. Als aber Kriton zum Sokrates eintrat und ihn mit aller Beredsamkeit zur Flucht ermunterte, antwortete der Weise: „Lieber Kriton, sind wir nicht einverstanden, daß die erste Bürgerpflicht darin bestehe, den Gesetzen zu gehorchen? Haben wir nicht das für wahr anerkannt, daß man in keinem Falle unrecht handeln muß? Ich habe so lange unter den Gesetzen meiner Vaterstadt gelebt und ihre Wohlthaten genossen, warum sollte ich jetzt, da einige Menschen sie zu meinem Verderben mißbrauchen, mich ihnen entziehen?“

Zwei Tage nach dieser Unterredung kamen die Elfmänner, welche die Hinrichtung der Verurtheilten zu besorgen hatten, früh am Morgen in das Gefängniß, nahmen dem Sokrates die Fesseln ab und kündigten ihm an, daß er heute sterben müsse. Kurz darauf traten seine Freunde ein, um die letzten Stunden bei ihm zu sein. Da ergriff Kriton das Wort und sprach: „Sage uns, welchen Auftrag hinterlässest du uns betreffs deiner Kinder und deiner häuslichen Angelegenheiten? Womit können wir dir zu Gefallen sein?“ „Dadurch, daß ihr so lebt,“ erwiderte der Greis, „wie ich euch längst empfohlen habe; etwas neues habe ich nicht hinzuzufügen.“ „Wir werden mit allen Kräften streben, dir zu gehorchen, edler Sokrates,“ fuhr der Jünger fort; „wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren?“ „Wie ihr wollt,“ antwortete Sokrates, „wofern ihr mich wirklich habt und ich euch nicht entwische.“ Dabei sah er die übrigen lächelnd an und sprach: „Kriton meint noch immer, mein Leichnam werde derselbe Sokrates sein, der jetzt mit ihm spricht. Man soll bei meiner Beerdigung nicht sagen: Man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinaus. Denn ich bin dann längst bei den seligen Geistern.“ Jetzt kamen noch sein Weib und seine drei Kinder, und als er Abschied von diesen genommen hatte, neigte sich die Sonne zum Untergang. Und der Gerichtsdiener trat herein, den vollen Giftbecher in der Hand. „Sage mir doch, wie habe ich mich zu ver-

halten?" fragte er den Diener. „Du mußt nach dem Trinken auf- und abgehen," erwiderte dieser, „bis dich eine Müdigkeit befällt; dann legst du dich nieder." Mit heiterer Miene nahm Sokrates den Becher, betete noch zu den Göttern, setzte ihn an den Mund und leerte ihn mit einem Zuge. Da fingen seine Freunde laut zu weinen an. „Still doch!" sagte Sokrates, „darum habe ich ja die Weiber fortgeschickt." Jetzt ging er auf und ab, dann legte er sich nieder. Das Gift fing an zu wirken, seine Füße wurden kalt und die Glieder steif. In trauriger Stille umstanden die Freunde das Lager. Plötzlich schlug er die Augen auf und sprach: „Mir ist wohl! Nun opfert dem Aeskulap ein Dankopfer." Nach diesen Worten verschied er. Grube.

70. Alexanders des Großen Jugend.

Schon als Knabe hatte Alexander manche Probe eines feurigen und ehrgeizigen Geistes gegeben und eine sehr unbiegsame Gemüthsart gezeigt, die sich nicht mit Gewalt, wohl aber durch vernünftige Gründe und Ueberzeugung leiten ließ. Sein Vater sorgte mit großem Eifer für die Erziehung und Bildung seines Geistes, da er es nicht für genug hielt, wenn er in körperlichen Fähigkeiten und den Künsten des Krieges unterwiesen würde. Außer den Lehrern der Musik und anderen Pädagogen berief er den Aristoteles, den berühmtesten und gelehrtesten Philosophen jener Zeit, zur Bildung seines Sohnes und ertheilte ihm hierfür eine schöne Belohnung. Er ließ nämlich die Vaterstadt des Aristoteles, Stagira in Thracien, die er kurz vorher zerstört hatte, wieder aufbauen und gab den in Sklaverei gerathenen Bürgern ihre Freiheit wieder. Gleich nach der Geburt seines Sohnes soll er an den Aristoteles einen Brief geschrieben haben, dessen Inhalt etwa folgender war: Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist. Mich freut es überaus, daß er in deinen Tagen geboren wurde. Von dir erzogen und herangebildet, wird er unser würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbtheil sein wird, gewachsen sein. Aristoteles übernahm die Erziehung des jungen Königssohnes, als derselbe dreizehn Jahre alt war. Damit der Unterricht ganz ungestört vor sich gehen könne, wies König Philipp dem Lehrer und dem Schüler einen Hain bei Myrza an. Der Philosoph unterrichtete den Jüngling in dem, was recht und tugendhaft ist, in der Staatskunst, und,

wie es scheint, auch in der Arzneiwissenschaft. Denn Alexander rieth seinen Freunden später oft in Krankheiten, was sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu thun hätten. Aristoteles gab ihm auch eine verbesserte Abschrift der Ilias. Dieses herrliche Werk des Homer war Alexanders Lieblingsbuch; er betrachtete es als das beste Lehrbuch der Kriegskunst, führte es immer mit sich herum und hatte es nachts neben seinem Dolche unter dem Kopfkissen liegen. Als man auf dem Zuge gegen die Perser unter der kostbaren Beute ein prächtiges goldenes Kästchen des Darius fand, bestimmte er es dazu, seine Handschrift des homerischen Gedichtes aufzunehmen, weil er es als das Köstlichste auch des köstlichsten Behältnisses werth erachtete. Der Liebe zur Philosophie und zur Poesie blieb er sein ganzes Leben treu; auch lag ihm stets am Herzen, dem Aristoteles bei seinen Forschungen in der Naturgeschichte behülflich zu sein; den Jägern, Fischern und allen denen, welche mit Thieren zu thun hatten oder genauere Kenntnisse davon besaßen, befahl er dem Aristoteles mit ihren Erfahrungen an die Hand zu gehen, und er verwandte zu diesem Zweck achthundert Talente. In der Beredsamkeit wurde Alexander durch Anaximenes von Lampsakus unterrichtet, denselben, welcher nachmals das Verderben von seiner Vaterstadt abwendete. Alexander hatte beschlossen, sie zu zerstören, weil sie die Perser begünstigt hatte. Als er nun seinen alten Lehrer zum Thore herauskommen sah, zweifelte er nicht, daß er für seine Vaterstadt Fürbitte einlegen wolle, und schwur bei den Göttern, er werde nicht thun, um was jener ihn bitte. Dies vernahm Anaximenes und bat nun den König, er möge Lampsakus zerstören. Dieser Einfall verhinderte den König an der Ausführung seines Vorhabens, und er verzieh der Stadt. Der Musik befliß sich Alexander mit großem Eifer und liebte früher eine kunstreiche Gesangweise; aber als ihn einmal sein Vater fragte, ob er sich dessen nicht schäme, erröthete er und trieb von da an nur noch den männlichen phrygischen Gesang, der ihn bisweilen so begeisterte, daß er aufsprang und zu den Waffen griff, als wäre der Feind da.

In dieser Liebe zu Kunst und Wissenschaft zeigte sich Alexander als echter Hellene. Aber er versäumte auch nicht die körperlichen Uebungen, das Waffen- und Kriegswerk, und war schon als Knabe ausgezeichnet als schneller Läufer. Als man ihn aber einmal fragte, ob er nicht in Olympia bei den Wettspielen auftreten wolle, antwor-

tete er stolz: „Gewiß, wenn ich Könige zu Mitkämpfern haben werde.“ Schon in seinem Knabenalter leuchtete die Selbstbeherrschung aus seinem ganzen Benehmen hervor, und wie hitzig und ungestüm er auch in vielem war, ließ er sich doch vom sinnlichen Vergnügen nicht leicht hinreißen und zeigte im Genusse desselben viele Mäßigung. Frühe reifte in ihm ein hoher Geist und eine unbezwingliche Ruhmbegierde. Wenn Botschaft kam, daß sein Vater einen Sieg gewonnen oder eine Eroberung gemacht habe, so nahm er sie mit finsterer Miene auf und sagte zu seinen Gespielen: „Mein Vater wird mir alles vorwegnehmen und mir keine Gelegenheit lassen, mit euch große und glänzende Thaten zu verrichten.“ Und als er einmal in Abwesenheit seines Vaters Gesandte des persischen Königs bewirthete, richtete er an sie keine kindischen Fragen wie andere, über den goldenen, mit Trauben aus Smaragden und Edelsteinen geschmückten Weinstock, welchen der reiche Pythius dem Darius geschenkt hatte, oder über die hängenden Gärten der Semiramis, oder wie der König geschmückt sei, sondern er stellte Fragen an sie über die Länge des Weges und die Art und Weise in Asien zu reisen, über den König selbst und über die Macht der Perser, so daß jene sich sehr verwunderten und die hoch gerühmte Gewandtheit des Philipp gegen den kühnen und unternehmenden Geist des Sohnes für nichts rechneten.

Die Gewandtheit des Jünglings in ritterlichen Uebungen erkennt man aus der Art, wie er das berühmte Pferd Bucephalus bändigte. Ein Thessalier brachte dies Pferd zum Philippus und bot es ihm für die große Summe von dreizehn Talenten zum Kaufe an. Man begab sich auf das freie Feld, um es zu versuchen, fand es aber wild und ganz unbrauchbar, weil es niemanden aufsitzen ließ und sich gegen jeden bäumte, der ihm nahe kam. Schon befahl Philipp unmuthig, man solle das Pferd wieder hinwegführen, als der junge Alexander sagte: „Und dieses herrliche Roß sollen wir verlieren, bloß weil ihr es aus Mangel an Muth und Geschicklichkeit nicht zu behandeln wißt?“ Zürnend fragte Philipp, ob er, der älteren Männern Vorwürfe mache, denn besser mit Pferden umzugehen wisse als sie. „Mit diesem Pferde wenigstens,“ versetzte Alexander, „getraue ich mir besser umgehen zu können als ein anderer.“ „Und welcher Strafe willst du dich für deine vorlaute Keckheit unterwerfen, wenn du es nicht kannst?“ fragte Philipp. „Beim Zeus, ich will den Preis des Pferdes bezahlen!“

Darüber entstand ein großes Gelächter; aber Alexander ging auf das Pferd zu, faßte es beim Zügel und kehrte es gegen die Sonne, wohl weil er bemerkt hatte, daß es vor dem an ihm niederfallenden und hin- und herschwankenden Schatten scheute. So lief er eine Weile neben dem Pferde her und streichelte es, so lange er es vor Zorn und Ungestüm schnauben sah. Dann aber ließ er sachte seinen Mantel fallen, schwang sich rasch und behende auf und setzte sich im Sattel fest. Anfangs faßte er den Zügel kurz und hielt das Pferd, ohne es zu spornen, zurück; wie er aber merkte, daß es sein wildes Wesen ablegte, sprengte er mit verhängtem Zügel davon und trieb es jetzt mit Zuruf und mit den Fersen zum Laufe an. Als er endlich umlenkte und voll stolzer Freude zurückkehrte, erhoben alle ein lautes Jubelgeschrei; der Vater aber küßte ihn beim Absteigen unter Thränen und sagte: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, das deiner würdig ist; Macedonien ist für dich zu klein.“ Pfizer.

71. Die Schlacht am Granikus.

Alexander hatte, sobald er auf asiatischem Boden stand, richtig erkannt, wie wichtig ein möglichst baldiges Zusammentreffen mit dem Feinde für ihn sein müsse, und er suchte dasselbe. Desto mehr hätten die persischen Feldherrn ein solches vermeiden sollen. Memnon, der Anführer der Griechen im Perserheere, hatte auf das lebhafteste im Kriegsrathe die Gründe entwickelt, weshalb ein Kampf, der kaum einen Sieg und sicherlich keinen Vortheil hoffen ließe, mit dem Macedonier zu vermeiden sei. Allein er war nicht gehört worden, und die persischen Satrapen stimmten eben so sehr aus Kampflust als aus Abneigung gegen den Fremdling, der ihnen schon zu viel bei dem Könige galt, für den Angriff. So rückten denn die Perser den Macedoniern bis an den Fluß Granikus entgegen und beschlossen, an den steilen Ufern dieses Flusses gelagert jedes Weiterrücken Alexanders zu verhindern. Sie hatten sich an dem rechten Ufer so aufgestellt, daß unmittelbar am Flusse die persische Reiterei und in einiger Entfernung hinter ihr die griechischen Söldner lagerten.

Indeß rückte Alexander über die Ebene Adrastea dem Granikus zu, das schwere Fußvolk in die zwei Kolonnen des rechten und linken Flügels getheilt, auf der rechten Flanke die macedonische, auf der linken die thessalische und griechische Reiterei; die Packthiere mit dem

größeren Theile des leichten Fußvolks folgte im Rücken; die Vorhut bildeten die Plänkler und etwa fünfhundert Mann leichtes Fußvolk unter Führung des Hegelochus. Schon näherte sich die Hauptmasse dem Flusse, als eilends einige von den Plänklern zurückgesprengt kamen mit der Nachricht, die Feinde ständen jenseits des Flusses in Schlachtordnung, und zwar die Reiter in ausgedehnter Linie neben dem steilen und lehmigen Flußufer, eine Strecke rückwärts das Fußvolk auf den Anhöhen, welche die Ebene jenseits beherrschten. Alexander durchschaute die Fehler der feindlichen Aufstellung, welche statt des ungestümen Angriffes die Vertheidigung eines schwierigen Terrains wählte und die trefflichen griechischen Söldner zu müßigen Zuschauern eines Kampfes machte, dem nur sie gewachsen waren; ein Angriff seiner ritterlichen Scharen mußte hinreichen, das jenseitige Ufer und damit die Schlacht zu gewinnen, deren Erfolg zu sichern und zu benutzen ihm seine Phalangen und Bundesgenossen zu Gebote standen. Sofort ließ er rechts und links in die übliche Schlachtordnung aufrücken, während sich seine Generale um ihn zur Berathung versammelten. Einige widerriethen den Kampf, namentlich der vorsichtige Parmenion. Es sei rathsam, sagte er, sich vorerst an dem Ufer des Flusses zu lagern; denn der an Fußvolk schwächere Feind werde nicht wagen in der Nähe der Macedonier zu übernachten; die Perser würden sich zurückziehen und es so möglich machen, daß man am anderen Morgen den Uebergang ohne Gefahr bewerkstelligen könne. Jetzt dagegen scheine ein Uebergang nicht ohne Gefahr; der Tag neige sich, der Fluß sei an manchen Stellen tief und reißend, das Ufer jenseits steil; man könne nicht in Linie passieren, man müsse kolonnenweise durch den Fluß setzen. Die feindliche Reiterei würde sie in die Flanke nehmen und niederhauen, ehe sie zum Fechten kämen. Der erste Unfall aber sei nicht bloß für den Augenblick empfindlich, sondern für die Entscheidung des ganzen Krieges höchst bedenklich. Darauf antwortete Alexander: „Wohl erkenne ich das, o Parmenion. Aber ich würde mich schämen, wenn uns dieses kleine Wasser abhalten sollte überzusetzen, nachdem wir den Hellespont überschritten haben. Auch würde das weder mit dem Ruhme der Macedonier noch mit meinem Sinn der Gefahr gegenüber stimmen. Die Perser, glaube ich, würden Muth fassen, als könnten sie sich mit Macedoniern messen, wenn sie nicht sofort erfahren, was sie fürchten." Mit diesen Worten ent-

sandte er Parmenion an den linken Flügel, während er selbst zu den Geschwadern des rechten hinabsprengte.

An dem Glanze seiner Waffen und an den weißen Federn seines Helmes, an der tiefen Ehrfurcht der um ihn beschäftigten Umgebung sahen die Perser jenseits, daß Alexander ihrem linken Flügel gegenüber stand und daß von dorther der Hauptangriff zu erwarten sei; sie eilten, den Kern ihrer Reiterei in dichten Reihen gegenüber an das Ufer zu stellen. Dort war Memnon mit seinen Söhnen und der cilicische Satrap Arsames mit der persischen Reiterei; dann folgte in der Schlachtreihe der phrygische Satrap Arsites und der lydische Spithridates, dann die weiteren Reiterhaufen des Zentrums und die des rechten Flügels und Rheomithres. Eine Zeit lang standen beide Heere einander schweigend gegenüber voll banger Erwartung der nächsten Zukunft. Dann schwang sich Alexander auf sein Schlachtroß, rief seinen Macedoniern zu, ihm zu folgen und als Männer zu kämpfen, und gab das Zeichen zum Vorrücken. Voran die Edelschar des Sokrates, die Päonier und die Plänkler und eine Abtheilung der Hypaspisten unter Amyntas und Ptolemäus. Etwas später ging Alexander an der Spitze des rechten Flügels unter dem Schall der Trompeten und des Schlachtgesanges gegen den Fluß. Er wollte, während Ptolemäus durch seinen Angriff den äußersten linken Flügel beschäftigte, mit den macedonischen Geschwadern des rechten Flügels halb links aufrückend, rechts an Ptolemäus und links an die nachrückende Phalanx gelehnt, auf das Zentrum der Feinde einbrechen und dasselbe sprengen. Parmenion selbst sollte den rechten Flügel der Feinde in Unthätigkeit halten, während seine Fronte sich gleichfalls allmählich dem Flusse zu in schräger Linie in Bewegung setzte.

Sobald sich nun Sokrates und Amyntas dem rechten Ufer des Flusses nahten, begann das Gefecht. Die Perser widersetzten sich mit aller Macht ihrem Hinaufdringen, indem sie theils vom hohen Ufer herab ihre Wurflanzen schleuderten, theils unmittelbar an das Wasser anrückten und die heraufkämpfenden Macedonier zurückdrängten. Diese, durch den schlüpfrigen Lehm am Ufer noch mehr behindert, mußten trotz des tapfersten Kampfes un nach dem viele niedergehauen waren, sich auf Alexander zurückziehen. Denn schon war der König mit seinen macedonischen Reitern im Strome; er stürmte schon gegen die Stelle des Ufers an, wo die dichteste Masse der Feinde

und seine Heerführer an einander waren. Sofort begann der heftigste Kampf um die Person des Königs, währenddes eine Abtheilung nach der andern das linke Ufer erreichte und sich zum Durchwaten und zum Angriff ordnete. Es begann eine Reiterschlacht, die in ihrer Hartnäckigkeit, Stetigkeit und der Wuth des Handgemenges eher einem Kampfe des Fußvolkes glich. Roß an Roß, Mann an Mann gedrängt kämpften die Macedonier mit ihren Speeren, die Perser mit ihren leichten Wurflanzen und bald mit ihren krummen Säbeln, jene, um die Perser vom Ufer zurück auf das Blachfeld zu werfen, diese, um die Macedonier nicht auf das Land zu lassen oder sie in den Strom zurückzustoßen. Alexanders weißen Helmbusch sah man im dichtesten Getümmel. In der Wuth des Gefechtes zersplitterte sein Speer; er rief seinem Stallmeister zu, ihm einen andern zu reichen. Aber auch dem war sein Speer zerbrochen. So kämpfte der König mit dem umgekehrten Stumpf und machte sich freie Bahn. Aber kaum hatte ihm der Korinthier Demaratus seinen eigenen Speer gereicht, so sprengte auch schon ein neuer Schwarm erlesener persischer Reiter auf ihn los. Der wilde Führer, Mithridates, jagte weit voraus und auf Alexander zu; sein Wurfspieß verwundete des Königs Schulter; da streckte ein Speerstoß Alexanders den persischen Fürsten todt zu Boden; laut auf schrieen beide Heere. In demselben Augenblick jagte des Gefallenen Bruder Rhösaces auf Alexander los und zerschmetterte mit einem Hiebe dessen Helm, so daß der Säbel noch die Stirnhaut ritzte. Alexander bohrte ihm den Speer durch den Harnisch bis tief in die Brust, und Rhösaces stürzte rücklings vom Pferde. Zugleich war der lydische Satrap Spithridates an Alexander hinangesprengt; schon hatte er über des Königs Nacken, ohne daß dieser es merkte, seinen Säbel zum tödlichen Schlag erhoben, da kam ihm der Macedonier Klitus zuvor; mit einem Hiebe trennte er des Barbaren Arm vom Rumpfe und gab ihm den Todesstoß. Immer wilder wurde der Kampf; die Perser fochten mit ungeheurer Tapferkeit, den Tod ihrer Fürsten zu rächen, während von den Macedoniern immer neue Scharen über den Fluß setzten, eindrangen, niedermetzelten. Endlich war das Zentrum der Perser durchbrochen, und nun wurde die Flucht allgemein. Etwa tausend, nach anderen zweitausend fünfhundert Perser waren geblieben; die übrigen flohen weit zersprengt vom Schlachtfelde. Alexander ver-

folgte sie nicht weit, da noch die ganze Masse des feindlichen Fußvolkes unter Omares auf den Höhen stand, entschlossen den Ruhm griechischer Söldner gegen die macedonischen Waffen zu bewähren. Die blinde Flucht der Reiterscharen hatte sie preisgegeben; müßige Zuschauer bis dahin, erwarteten sie den Angriff des siegreichen Heeres und den eigenen Untergang, den sie so theuer als möglich zu machen bereit waren. Nach kurzem, aber hartnäckigem Kampfe wurden sie, von allen Seiten zugleich angegriffen, bald bewältigt; es entkam niemand, sie wurden geschlagen oder gefangen genommen.

Alexanders Verlust war verhältnißmäßig gering. Beim ersten Angriff waren fünfundzwanzig Mann von der macedonischen Ritterschaft geblieben, außerdem etwa sechzig Mann von der Reiterei und dreißig vom Fußvolke gefallen. Am folgenden Tage wurden sie in ihrer Waffenrüstung und mit allen militärischen Ehren begraben. Für die Verwundeten trug Alexander persönlich die größte Sorgfalt; er ging zu ihnen, sah ihre Wunden, fragte, wie sie dieselben empfangen, und hörte eines jeden Erzählung theilnehmend an. Die persischen Heerführer ließ er beerdigen, auch die griechischen Söldner, welche im Dienst des Feindes den Tod gefunden hatten. Die gefangenen Griechen dagegen wurden in Fesseln geschlagen und zu öffentlicher Strafarbeit nach Macedonien abgeführt, weil sie für die Perser gegen Griechenland gefochten hatten. Das reiche persische Lager fiel in Alexanders Hände. Die Beute des Sieges theilte er mit seinen Bundesgenossen. Seiner Mutter Olympias schickte er nach Macedonien eine Menge goldener Becher, purpurne Teppiche und andre Kostbarkeiten, welche in den Zelten der persischen Fürsten gefunden waren. Dreißig vollständige persische Rüstungen sandte er nach Athen als Weihgeschenk für Pallas Athene mit der Aufschrift: Alexander Philipps Sohn, und die Griechen mit Ausnahme der Lacedämonier von den persischen Barbaren. Droysen.

72. Kriegszucht des L. Papirius Cursor.

Im Jahre 324 v. Ch. wurde dem Dictator L. Papirius Cursor und dem Magister Q. Fabius Rullianus die Führung des zweiten Krieges mit den Samnitern übertragen Als sie bereits dem Feinde gegenüberstanden, meldete der Pullarius dem Dictator, daß er durch seine heiligen Hühner bedenkliche Zeichen erhalten habe. Der Dictator eilte

daher nach Rom zurück, um dort die Auspicien, welche hierdurch zweifelhaft geworden waren, zu erneuern, ließ aber seinen Stellvertreter, dem Fabius, den bestimmten Befehl zurück, daß er während seiner Abwesenheit jedes Zusammentreffen mit dem Feinde vermeiden sollte. Die Samniter hatten von der Entfernung und wahrscheinlich auch von dem Verbote des Dictators gehört; sie bewiesen sich daher, da sie nach ihrer Meinung nichts zu fürchten hatten, übermüthig und höhnisch gegen die Römer und reizten den Fabius so lange, bis dieser eine günstige Gelegenheit ergriff, sie zu einer Schlacht zwang und ihnen eine entscheidende Niederlage beibrachte. Fabius kannte seinen Oberbefehlshaber, und in der wohlbegründeten Voraussetzung, daß er von ihm alles zu fürchten habe und daß eine Besänftigung bei ihm unmöglich sei, sandte er die Botschaft von dem errungenen Siege nicht an ihn, sondern an den Senat und suchte zugleich die Truppen für sich zu gewinnen, um nöthigenfalls an ihnen einen Rückhalt zu finden. Allein Papirius eilte auf die empfangene Nachricht sofort ins Lager, berief das Heer zu einer Versammlung, setzte hier das Vergehen seines Reiterobersten auseinander und schloß seine Rede damit, daß er das Todesurtheil über ihn verkündete. Das Heer murrte, die Unterbefehlshaber in der Nähe des Dictators baten, aber ohne anderen Erfolg, als daß dieser nur noch mehr gereizt wurde. Zwar war mittlerweile der Abend herangekommen und demnach an diesem Tage die Vollstreckung des Urtheils unmöglich geworden, aber desto gewisser war es, daß der Dictator sie am andern Tage erzwingen würde. Da ergriff Fabius ein anderes Rettungsmittel; er floh in der Nacht nach Rom. Dort trat er am andern Tage im Senate auf und suchte seine Sache zu vertheidigen. Allein auch hierhin folgte ihm der Dictator, und Fabius hatte seine Rede noch nicht beendigt, als sein Gegner eintrat und mit allen Gründen, die ihm die Rücksicht auf die Kriegszucht eingab, das ausgesprochene Todesurtheil aufrechthielt. Noch blieb ein Mittel übrig, die Berufung an das Volk. Es wurde versucht, allein Papirius behauptete auch dem Volke gegenüber seinen Willen. So sehr sich auch einige Volkstribunen des Schuldigen annahmen und so geneigt das Volk selbst dem jüngeren Manne war, so wußte doch Papirius die Ansicht geltend zu machen, daß es sich hier lediglich um Gehorsam gegen den Vorgesetzten handle und daß selbst das Volk hier nicht eingreifen dürfe, ohne seine Befugnisse zu

überschreiten und die Zucht im Heere aufzulösen, bis endlich Fabius selbst und sein Vater um Gnade flehend auf die Kniee fielen und auch das Volk sammt den Tribunen seine Bitten mit denen jener vereinigte. Nun erst erklärte der Dictator, ohne Schaden für das Vaterland nachgeben zu können; er nahm das Todesurtheil zurück, gewährte aber seinem Gegner auch jetzt noch keine Verzeihung; wenigstens enthob er ihn seiner Würde und setzte einen andern an seine Stelle. Peter.

73. Die Schlacht bei Cannä.

Hannibal hatte sein Hauptquartier nach dem Städchen Cannä in Apulien gelegt. Hier hatten ihn die römischen Consule aufzusuchen, die mit einem Heere von achtzigtausend Mann zu Fuß und neuntausend Reitern dem Feinde wohl um das doppelte überlegen waren. Aber schon gleich zu Anfang erhob sich unter den Führern ein beklagenswerther Zwiespalt. Aemilius Paullus war für Vermeidung eines Zusammenstoßes; eine Schlacht, wie groß immer die scheinbare Ueberlegenheit des einen Theiles sein möge, sei immer eine Sache zweifelhaften Ausgangs; eine sofortige Schlacht sei das einzige, was Hannibal zu wünschen bleibe. In der That kam jeder Tag Aufschub den Römern zu gute, indem er die Sicherheit und Feldtüchtigkeit ihrer Truppen erhöhte; ohnehin hatten sie es mit ihrer doppelt so starken Macht in ihrer Hand, den Feind zu jeder Zeit zur Schlacht zu zwingen, und sie konnten ihn, wenn sie ihn auf einen engen Raum beschränkten, so lähmen und schwächen, daß in kurzer Zeit ein Sieg unzweifelhaft und vielleicht nicht einmal mehr nöthig war. Auch erfuhr man später wirklich, daß Hannibals Heer nur noch auf zehn Tage mit Lebensmitteln versehen war. Ganz anders Terentius Varro, der den Standpunkt des gemeinen Soldaten vertrat, welcher immer nach Schlacht und sofortiger Entscheidung verlangt. „Wir sind“, gab er seinem Kollegen zu hören, „mehr als doppelt so stark als der Feind. Durch einen blutigen und vernichtenden Schlag muß die Schande gesühnt werden, welche der Punier seit zwei Jahren auf den römischen Namen gehäuft hat; dies allein entspricht der Ehre des Staates; dies allein wird sein wankendes Ansehen bei den Bundesgenossen, die er zu beschützen die Pflicht hat, wiederherstellen.“

Es würde schwer gewesen sein, einem so großen, von Kampf-

lust glühenden Heere, wie das römische war, die Rolle annehmbar zu machen, welche ihm Aemilius bestimmte, und die alte, überaus verkehrte Bestimmung über den Heeresbefehl gab dem Terentius die Möglichkeit, seine unbedachte Meinung sofort zur That werden zu lassen. Der Oberbefehl wechselte zwischen den Consuln einen um den andern Tag; an seinem Tage konnte niemand den Varro hindern zu thun, wozu er Lust hatte. Die Römer standen am Aufidus; für zwei Drittheile ihres Heeres schlugen sie das Lager am rechten, für das dritte am linken Ufer des Flusses auf; das letztere war vom ersteren etwa eine halbe Stunde, vom feindlichen wenig weiter entfernt. Hannibal erkannte die Nähe der Schlacht. Was im römischen Lager vorging, war ihm bekannt, als wäre es im eigenen. Er zog seine Truppen zusammen und entsandte nun seine numidischen Reiter in der Richtung des größeren römischen Lagers, die Feinde zum Kampfe zu reizen. Es bedurfte dessen nicht mehr, die Schlacht war eine beschlossene Sache; schon der nächste Tag sollte die Entscheidung bringen.

Es war im Juni des Jahres 216 v. Chr. Die Sonne war eben aufgegangen. Mit Anbruch des Tages sah man die rothe Fahne vom römischen Feldherrnzelte wehen, und Varro gab, ohne den Kollegen weiter zu befragen, die nöthigen Befehle. Allenthalben sah man die Truppen den ihnen am linken Aufidusufer angewiesenen Stellungen zumarschieren. Auf dem rechten Flügel unmittelbar am Flusse nahm die römische Ritterschaft, schwere Reiterei, welche der Consul Aemilius befehligte, ihre Stellung. An sie schloß sich, die Mitte bildend, das gesammte Fußvolk in sehr tiefer Aufstellung, eine Macht, der nichts widerstehen zu können schien; es führte sie der erfahrene Consul des vorigen Jahres, Servilius. Nach dem linken Flügel führte der kriegseifrige Consul, der die Verantwortung dieses Tages trug, die Streitkräfte der bundesgenössischen Reiter. Vor der ganzen Linie breiteten sich die leichten Truppen aus, um das Gefecht einzuleiten. Zehntausend Mann ließ man zum Schutz des größeren Lagers am rechten Ufer zurück; das ganze übrige Heer hatte am linken seine Stellung genommen.

Dieser furchtbaren Macht hatte Hannibal aufs höchste gerechnet etwa die Hälfte, vierzigtausend Mann zu Fuß und zehntausend Reiter, gegenüberzustellen. Die Schleuderer von den balearischen Inseln und die Speerschützen hatten in der Frühe den Fluß überschritten;

die Masse des Heeres, an zwei Stellen ihren Uebergang bewerkstelligend, folgte. Links, unmittelbar am Flusse, ritten die gallischen und iberischen Reiter auf, schön gerüstet nach der Sitte ihres Volkes; sie befehligte Hasdrubal, dem das Schicksal eine wichtige Rolle an diesem Tage bestimmt hatte. An das andere Ende der Stellung, nach dem rechten Flügel, ritten die Numidier. Die Aufstellung im Zentrum organisierte Hannibal selbst, der von hier aus, unterstützt von seinem jüngeren Bruder Mago, die Schlacht leitete. Er stellte sein hispanisches und das gallische Fußvolk ins erste Treffen; als zweites Treffen, aber in zurückgenommener Stellung, rechts und links nach den Flügeln zog das libysche Fußvolk auf. Das letztere war ganz nach römischer Art gerüstet; die Hispanier führten den kurzen, auf Hieb und Stoß eingerichteten Degen, und sie nahmen sich stattlich aus in ihren hellweißen Röcken mit rothen Aufschlägen; minder das gallische Fußvolk, das schlecht gekleidet und nicht sonderlich bewehrt war; es führte die nationale Waffe des Keltenlandes, das nur zum Hieb eingerichtete breite Schlachtschwert ohne Spitze.

Vom frühen Morgen an schlugen sich die Leichtbewaffneten vor der Front der noch nicht ganz vollendeten Aufstellung. Ernster begann die Schlacht, als auf dem linken karthagischen Flügel, wo Hasdrubal befehligte, die gallischen und iberischen Reiter sich gegen die römische Ritterschaft unter Aemilius in Bewegung setzten. Die gegenseitige Erbitterung ließ keinen Reiterkampf im gewöhnlichen Sinne zu; viele sprangen sofort von den Pferden und setzten zu ebener Erde den Kampf fort. Hannibal vernahm die Meldung gern. „Es ist eben so gut," äußerte er, „als wenn der Consul sie mir gebunden überlieferte." In der That nahm hier bald das Gefecht eine für die Römer ungünstige Wendung. Eine große Anzahl fiel; den Rest trieb die gallisch-iberische Reiterei den Fluß aufwärts unter fortwährendem, erbittertem Fechten, bei dem keine Gefangenen gemacht wurden.

Mittlerweile hatte auch im Zentrun, wo die Entscheidung zu liegen schien, der Zusammenstoß des Fußvolks begonnen. Mit vieler Tapferkeit begegnete hier das gallische und spanische Fußvolk anfangs dem römischen Angriffe; aber dem Drucke der andringenden immer neuen Massen mußte ihre dünne Linie bald weichen; sie gingen rückwärts, ihnen nach drängten die Legionen, vom Gewicht ihrer eigenen Masse unwiderstehlich vorwärts gezogen, und es stand zu erwarten,

daß das karthagische Zentrum bald durchbrochen werden würde. Allein wie die Legionen scheinbar so in vollem Siege vorwärts drangen, rückten von rechts und links einschwenkend Hannibals beste Truppen, das afrikanische Fußvolk, heran, um ihre neuen römischen Waffen, mit denen Hannibal sie nach dem letzten Siege ausgerüstet hatte, an den Feinden zu erproben, denen sie dieselben verdankten. Sie faßten ihre Gegner in den Flanken, hielten sie fest, und hier entbrannte nun ein lang andauerndes, furchtbares Handgemenge, in welchem den Römern ihre eigene Masse und tiefe Aufstellung nicht gestattete, ihre Ueberlegenheit an Zahl und Kraft zu entfalten.

Inzwischen war Hasdrubal mit der römischen Reiterei des rechten Flügels vollständig fertig geworden. Er hatte keinen Feind mehr gegenüber; er sah vor sich das offene Feld, sammelte seine Reiter und führte sie hinter dem Kampfgetümmel des römischen Fußvolkes weg nach dem linken römischen Flügel, welchen Varro befehligte. Dieser hatte sich seither ohne Erfolg mit den Numidiern herumgeschlagen, deren Kampfweise seine Reiter ermüdete, ohne denselben einen nachdrücklichen Angriff zu gestatten. Ihre Kampfweise war abwechselnd Flucht und Verfolgung. Auf ihren kleinen, behenden, nicht zu ermüdenden Pferden sprengten sie heran und erschütterten die feindlichen Reiter durch die Gewalt ihres Stoßes; wollten diese zum Angriff in geschlossenen Reihen übergehen, so lösten jene ihre Ordnung, jagten zurück, und wenn die bundesgenössischen Reiter von der nutzlosen Verfolgung umkehrend sich wieder stellten, kamen die Numidier ein zweites Mal herangestürmt, um dasselbe ermattende und ergebnißlose Kampfspiel zu wiederholen. So hatte dieses Gefecht einförmig und erfolglos eine geraume Zeit angedauert. Ermüdet und verdrossen sahen die italischen Reiter jetzt in ihrem Rücken einen neuen Feind, Hasdrubal und seine Reiter, erscheinen. Eben wiederholten unter lautem Ruf heranjagend die Numidier ihren Angriff. Schrecken bemächtigte sich der Reiterei Varros, sie gab ihren Kampf verloren, löste ihre Reihen und warf sich in die Flucht, hastig verfolgt von den Numidiern, die sie nicht wieder zum Stehen gelangen ließen. Zum zweiten Male sammelte Hasdrubal seine Reiter. Wenn er, der Sieger über beide Flügel, jetzt im Rücken des römischen Zentrums erschien, ehe dessen Uebermacht das karthagische überwältigte, so war die Schlacht gewonnen.

Dort wogte noch immer unentschieden der heftigste Kampf. Hannibal selbst war zugegen und befeuerte die Seinigen. Auf römischer Seite leiteten die Consularen Servilius und Regulus die Schlacht an dieser Stelle; auch Aemilius war, nachdem er seinen Kampf auf dem rechten Flügel verloren, herzugeritten und mitten im Getümmel. Die Römer, zu einer dichten Masse zusammengeballt, konnten nicht rückwärts und nicht seitwärts sich entfalten; nach vorn widerstand ihnen Hannibals gallisches und hispanisches Fußvolk, das durch den Seitenangriff der Libyer Zeit gefunden hatte, sich wieder zu sammeln; ihre Flanken bestürmten das libysche Fußvolk, und mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit hatte Hannibal seine Stellung so gewählt, daß der Wind die Staubwolken der Ebene den Römern ins Gesicht führte und ihnen den freien Blick beim Kampfe hemmte. Und jetzt erschien, ihr Schicksal zu entscheiden, der zweimal siegreiche Hasdrubal mit der gesammten schweren Reiterei in ihrem Rücken. Kein Rückzug, kein Durchbruch war möglich; ein furchtbares Schlachten, ein grausiger Menschenmord, wie er in der Geschichte kaum wieder erhört worden, nahm seinen Lauf. Die römischen Feldherrn Aemilius, Servilius und Regulus fielen; in Masse deckten die Todten, Sterbenden, Verwundeten, zum Tode Erschöpften das Feld; einzelne gewannen das Freie und suchten sich vor den über die Ebene hin nachsetzenden Reitern zu retten. Als nach zehnstündigem Fechten endlich der Abend einbrach, war ein Sieg erfochten, wie ihn noch kein Feind einem römischen Heere abgewonnen hatte.

Das römische Heer, das größte, das bis dahin jemals von der Republik aufgeboten worden war, bestand nicht mehr. Die Führer, alle außer Varro, waren todt. Den Consul Aemilius hatte einer der Kriegsobersten, Cn. Lentulus, noch mit Blut bedeckt auf einem Feldstein sitzen sehen; Lentulus hatte ihm sein eigenes Pferd zur Flucht angeboten, damit der traurige Tag nicht durch den Tod eines Consuls noch trauriger werde; aber Aemilius hatte es abgelehnt. „Der Senat möge auf die Deckung der Hauptstadt Bedacht nehmen!“ war sein letztes Wort. Unmittelbar darauf riß den Kriegsobersten ein Haufe Fliehender fort, dem nachsetzende Feindesscharen folgten. In diesem Getümmel starb Aemilius. Es fielen die Quästoren beider Consuln, neunzehn Kriegstribunen, mehrere Männer consularischen Ranges, achtzig Männer senatorischen Standes, welche freiwillig in den Legionen gedient

hatten. Die Verluste an Mannschaften, Todte, Schwerverwundete Gefangene, werden verschieden angegeben; sicher betrugen sie nicht weniger als sechsundsiebenzigtausend Mann.

Am folgenden Morgen begann Hannibal die große Ernte des vergangenen Tages heimzuholen und zu vervollständigen. Es war eine schwere Arbeit, die Beute zusammenzulesen, die Reste eines Heeres von fast neunzigtausend Mann; alles Entsetzliche eines Schlachtfeldes, wo der Kampf mit aller nur möglichen Erbitterung einen Sommertag hindurch getobt hatte, stellte sich dem Auge dar. Im Laufe des Tages ergaben sich auch die beiden römischen Lager. Dann begann die Vertheilung der Beute unter die Sieger und die Bestattung der Todten. Hannibal selbst soll der große Sieg achttausend Mann gekostet haben.

Von denen, welche diese beispiellose Niederlage überlebt hatten, waren nur wenige, die nicht ein Gefühl der Verzweiflung übermannt hätte. So stark war dieses Gefühl, die letzte Stunde für den römischen Staat sei gekommen, daß eine Anzahl vornehmer junger Männer, welche nach Canusium versprengt waren, unter ihnen L. Cäcilius Metellus, mit dem Gedanken sich trug, ihre italische Heimat ganz aufzugeben und über das Meer zu entfliehen. Aber schon waren nicht wenige dieser ersten Verzweiflung Herr geworden. Unter den Geretteten befanden sich vier Männer von höherem Range, unter ihnen Appius Claudius Pulcher und P. Cornelius Scipio. Diesen beiden übertrug das Vertrauen der Versammelten den Oberbefehl, von dem Scipio sofort wirksamen Gebrauch machte. Kaum hatte er von dem unseligen Plane vernommen, der im Quartier des Metellus besprochen wurde, so eilte er dorthin. Er traf den Unglücksrath eben beisammen. Mit gezogenem Schwerte stellte er sich den Verirrten entgegen, welche in einem solchen Augenblicke ihre Sache von der ihres Vaterlandes trennen wollten. Er selbst schwur „beim großen und guten Jupiter," das Vaterland nicht zu verlassen, und verlangte von ihnen denselben Eid; sie leisteten ihn ohne Widerrede. Unterdessen erfuhr man, daß Varro sich nach Venusia gerettet hatte, und alsbald wurde ein Bote abgeschickt, seine Befehle einzuholen; was immer er verschuldet hatte, er war der Consul des römischen Volkes, dem der Oberbefehl gebührte. Dort zu Venusia hatten sich gleichfalls etwa viertausend fünfhundert Mann um den überlebenden Consul zusam-

mengefunden. Er führte sie nach Canusium, um sie mit der Mannschaft Scipios zu vereinigen. So war wieder etwas da, was, wie Livius sich ausdrückt, doch aussah wie ein consularisches Heer.

Nach Jäger.

74. Die Zerstörung Karthagos.

Karthago hatte sich von der Ohnmacht, in welche es durch den zweiten Krieg mit den Römern versetzt worden war, durch seinen blühenden Handel schnell erholt. Das erregte den Neid und zugleich die Besorgniß der Römer. Besonders heftig trat der alte Senator Cato, der früher als Sittenrichter die überhandnehmende Pracht und Ueppigkeit der Römer aufs strengste verfolgt hatte, gegen die alten Feinde seines Vaterlandes auf. Einst schilderte er im Senate die Gefahr, mit der das wiederaufblühende Karthago Rom bedrohe, und ließ am Ende seiner Rede einige Feigen aus seiner Toga fallen. „Sie sind erst vor drei Tagen in Karthago gepflückt," sagte er; „so klein ist der Zwischenraum, der uns von diesem gefährlichen Feinde trennt." Seidem trat er nie im Senate auf, ohne seiner Rede, wovon sie auch immer handeln mochte, die Worte hinzuzufügen: „Uebrigens bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß." Endlich drang er mit seinem Vorschlage zu einem Vernichtungskriege durch. Schon längst hatte der den Römern befreundete König von Numidien die Karthager wiederholt beleidigt und ihnen Land weggenommen, und immer waren diese zu Rom mit ihren Klagen abgewiesen worden. Endlich vertheidigten sie sich ohne Erlaubniß der Römer. Sie wurden geschlagen, aber die Römer erkannten in ihrer Vertheidigung einen Vertragsbruch und schickten ein Heer nach Afrika. Da versprachen die Karthager völlige Unterwerfung und schickten zum Unterpfande ihrer Treue dreihundert Jünglinge aus den angesehnsten Familien nach Rom. Der Consul lobte sie für diese schnelle Unterwerfung, verlangte aber nun die Auslieferung aller ihrer Waffen und Kriegsvorräthe. Auch dazu verstanden sich die Bedrängten; sie brachten zweimalhunderttausend vollständige Rüstungen, zweitausend Wurfmaschinen und eine zahllose Menge von Wurfspießen und Pfeilen und lieferten ihre ganze Flotte aus, die sofort vor ihren Augen verbrannt wurde. Aber nun fügte der Consul die letzte, härteste Forderung hinzu: sie sollten ihre Stadt zerstören und drei Meilen von der Küste sich wieder an-

bauen. Da ergreift Verzweiflung das betrogene und entwaffnete Volk; sie rüsten sich, ihre alte, heißgeliebte Vaterstadt bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Mit außerordentlicher Anstrengung arbeitet jung und alt, Männer und Weiber, um neue Vertheidigungsmittel zu schaffen. Alle Tempel und öffentlichen Gebäude verwandeln sich in Werkstätten; aus Gold und Silber und jeglichem Metall werden Waffen geschmiedet; die Weiber schneiden ihr Haar ab, um daraus Seile und Bogensehnen zu flechten; die Häuser werden abgetragen, um Holz zu Schiffen und Wurfmaschinen zu beschaffen. Und es gelingt den Karthagern in der That, drei Jahre lang alle Angriffe der Römer zurückzuschlagen und ihnen sogar zur See wie zu Land beträchtlichen Schaden zuzufügen.

Endlich wendeten sich in Rom, wo mit jedem Jahre die Besorgniß und der Unwille zunahm, die Blicke des ganzen Volkes auf einen Jüngling, dessen Name schon die besten Hoffnungen erweckte, und der bereits die rühmlichsten Proben seiner Tapferkeit und seines Feldherrngeschickes abgelegt hatte. Es war P. Scipio Aemilianus, von Geburt Sohn des Aemilius Paullus, der den Perseus unterworfen hatte, und durch Adoption Sohn des Siegers bei Zama, dessen Namen er nach römischer Sitte führte. Wiewohl er noch nicht das gesetzliche Alter hatte, wählte ihn das Volk zum Consul und schickte ihn mit bedeutender Verstärkung nach Afrika. Hier war seine erste Sorge, die ganz verfallene Zucht im Heere wiederherzustellen. Darauf bemächtigte er sich der Landenge, welche Karthago mit dem festen Lande verband, zog von einem Meere zum andern einen Wall und zwei Gräben und schnitt so der Stadt alle Zufuhr vom Lande ab. Dann suchte er durch einen breiten Damm auch den Hafen zu sperren. Doch die Karthager öffneten sich mit beispielloser Anstrengung einen neuen Zugang zur See und erbauten gleichzeitig sechzig neue Schiffe. Mit diesen hätten sie die Römer durch den neuen Ausgang überfallen und hätten die ganze Flotte derselben verbrennen können; aber sie versäumten den rechten Augenblick, und als sie endlich angriffen, wurden sie mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Da Scipio inzwischen die übrigen Städte des karthagischen Gebietes bezwang, von wo aus den Belagerten bisher die Lebensmittel zugeführt worden waren, so nahm mit jedem Tage das Elend und der Mangel zu. Endlich eroberten die Römer eine Insel, welche mitten im Hafen lag und die

Schiffsmagazine enthielt. Von hier aus drangen sie nach einem blutigen Kampfe in die Stadt selbst ein und besetzten den Marktplatz. Doch auch jetzt noch wareu die Karthager entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen, und fochten in allen Straßen mit dem Muthe der Verzweifelnden.

Auf die Burg führten vom Markte aus drei Straßen, die mit sechsstöckigen Häusern besetzt waren. Als die Römer nun die Burg angriffen, wurden von den Dächern und Fenstern dieser Häuser herab Steine und Geschosse auf sie geworfen. Sie erstürmten daher die ersten Häuser und drangen von den Dächern aus in die nächsten. So wurde also in diesen Straßen ein doppelter Kampf geführt, oben auf den Dächern und unten auf dem Pflaster. Mitten unter die unten Kämpfenden wurden von oben Lebende und Todte herabgeschleudert, während ein fürchterliches Getöse und Jammern die Luft erfüllte. Endlich, als die Römer bis zur Burg vorgedrungen waren, wurden die Straßen in Brand gesteckt. Von hier aus verbreitete sich das Feuer über andere Theile der ungeheuren Stadt, und dadurch verloren noch unzählige von den Bewohnern, meist Greise, Weiber und Kinder, unter den einstürzenden Balken ihr Leben. Sechs Tage und sechs Nächte arbeiteten die Soldaten, die sich beständig ablösten, an der Wegräumung des Schuttes, um dem Heere einen Zugang zur Burg zu bereiten. Endlich am siebenten Tage erschienen Bevollmächtigte der Burgbesatzung vor dem römischen Feldherrn und flehten um Gnade und freien Abzug. Scipio gewährte ihnen Sicherheit des Lebens. Da erschienen denn die Unglücklichen, dreißigtausend Männer und zwanzigtausend Weiber, vor dem Sieger, bleich nnd abgezehrt, und folgten willenlos über die Brandstätte ihrer Vaterstadt nach dem Orte, wo sie einstweilen in Gewahrsam genommen wurden. Nur die römischen Ueberläufer, neunhundert an der Zahl, die Scipio von der Begnadigung ausgeschlossen, harrten bei dem karthagischen Feldherrn Hasdrubal aus. Im Tempel des Heilgottes auf dem höchsten Felsengipfel der Burg, wohin er sich mit seiner Gattin, seinen Kindern und der entschlossenen Schar von Kriegern begeben, vertheidigte sich der kleine Haufen noch einige Tage mit verzweifelter Tollkühnheit gegen die anstürmenden Feinde, bis Hunger, Schlaflosigkeit und die höchste Anstrengung die letzte Kraft gebrochen. Als der sichere Untergang ihnen winkte, da verließ der ehrlose Feld-

herr seine Waffengefährten und seine Familie. Unfähig dem Tode muthvoll ins Auge zu blicken, entwich er heimlich aus dem Heiligthum und flehte fußfällig die Gnade des Siegers an. Sie wurde ihm gewährt. Voll Ingrimm über den Verräther steckte die verlassene Kriegsschar den Tempel in Brand und suchte den Tod in den Flammen. Und als sein Weib den feigherzigen Gemahl zu den Füßen des Römers erblickte, da schwoll der Karthagerin das stolze Herz über diese Schändung der theuren untergehenden Heimat, und mit bitterem Hohne dem unwürdigen Manne zurufend, doch ja sein kostbares Leben sorgfältig zu schonen, tödtete sie ihre beiden Kinder und stürzte sich mit ihnen in die lodernde Glut.

Der Kampf war damit zu Ende. Im Lager der Römer herrschte Freude und Jubel; aber Scipio, welcher dem Werke der Zerstörung zusah, vergoß Thränen des Mitleids und der Wehmuth, und der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Hoheit gedenkend sprach er die homerischen Worte: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.“ In dem Schicksale Karthagos ahnte er die Zukunft der eigenen Vaterstadt. Nach Dielitz und Weber.

75. Cäsars Tod.

Nach Beendigung der Bürgerkriege stand Julius Cäsar auf der Höhe seines Glückes, mit Glanz und Macht bekleidet wie keiner vor ihm. Senat und Volk überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen ohne Maß und Ziel, und während man ihn als unumschränkten Herrscher anerkannte und fürchtete, beeiferten sich die angesehensten Männer, seine Gunst zu gewinnen. Ohne Sorge mehr vor einem äußern oder inneren Feinde dachte er nur noch darauf, seinen Sieg dauernd zu machen und durch Weisheit und Milde zu behaupten, was er durch das Glück der Waffen gewonnen hatte. Die Machtfülle, welche ihm aus der immerwährenden Dictatur und aus der freien Verfügung über den öffentlichen Schatz und über alle Würden und Rechte erwuchs, konnte wohl jeden Wunsch der Herrschsucht befriedigen; dennoch trachtete sein immer höher strebender Sinn, die höchste Gewalt, die er in der That besaß, noch durch den Schmuck der Königskrone zu verherrlichen und zu befestigen. Wohl mochte er auch überzeugt sein, daß die dem Staate wiedergegebene Ruhe und neugegründete Ordnung

nicht besser gesichert werden könne als durch dauernde Befestigung seiner Macht.

Noch aber war eine Partei, an deren Spitze die ehrenwerthesten Männer standen, welche die Wiederherstellung der früheren Verfassung der Republik für möglich und dem Staate heilsam hielten. Der Glanz, welcher die Masse blendete, beschämte sie; und in der Fülle der Macht, welche nach den gräßlichen Stürmen der Bürgerkriege der Welt Frieden und Ruhe zu sichern versprach, sahen sie nur den Untergang der Freiheit. Fanden sich diese Männer schon in der stillen Hoffnung, Cäsar werde nach Beendigung der Kriege die ihm übertragene Gewalt von selbst niederlegen, getäuscht, so wurden sie durch das wenig verhüllte Streben nach dem Ziel seiner Wünsche nur noch besorgter und durch den Stolz seines Betragens gereizt. Als ihm der gesammte Senat, die Consuln an der Spitze, die Beschlüsse überreichte, welche ihm die glänzendsten Ehrenbezeugungen zuerkannten, empfing er sie auf seinem goldenen Ehrenstuhle sitzend, ohne aufzustehen. Die Leibcohorten, welche ihn während der Kriege begleitet hatten, entließ er zwar, lehnte auch zum Schein den angebotenen Königstitel ab; aber die Volkstribunen, welche diejenigen, die ihn als König begrüßten, zur Strafe zogen, entsetzte er ihres Amtes und steigerte dadurch den Unwillen um so mehr, als dieses Amt nach alten Gesetzen für heilig und unverletzlich galt. Als ihm der Consul Antonius bei einer Festfeier auf öffentlichem Markte ein Diadem aufsetzen wollte, nahm er es zwar nicht an; aber jedermann sah, daß er dabei nur der Stimme des Volkes nachgab, das seine Entrüstung laut zu erkennen gegeben hatte.

Wie nun der Unwille und die Erbitterung immer allgemeiner wurde, entspann sich unter den angesehensten Männern eine Verschwörung, um durch Ermordung des Alleinherrschers die freie Verfassung wieder herzustellen. Unter denselben befanden sich seine vertrautesten Freunde und Männer, die er durch Gnaden und Wohlthaten an sich gefesselt zu haben glaubte. An der Spitze standen M. Junius Brutus und C. Cassius. Von sanftem und ernstem Charakter, durch Unterricht und philosophische Grundsätze gebildet, war Brutus für alles Große und Edle empfänglich, durch Lauterkeit des Herzens und Geradheit der Gesinnung ausgezeichnet. Daher schoben selbst die Feinde das Gehässige der That auf Cassius, der ein leidenschaftlicher

Mann war, und man sagte, Brutus hasse die Tyrannei, Cassius hasse den Tyrannen selbst. Wie sehr er aus Grundsatz handelte und das öffentliche Wohl dem seiner Familie voranstellte, hatte er beim Ausbruch des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus bewiesen. Dieser hatte seinen Vater tödten lassen; dennoch trat er zu seiner Partei über, weil er seine Sache für gerechter hielt. Nach der Schlacht bei Pharsalus verzieh ihm Cäsar, ehrte ihn ganz besonders und nahm ihn unter seine vertrautesten Freunde auf; ja, es hing nur von ihm ab, der erste unter denselben zu sein und an Cäsars Macht so viel Antheil zu nehmen, als er wollte. Aber die Verschworenen hielten nicht minder auf ihn und glaubten, durch seinen Beitritt werde gewissermaßen die Gerechtigkeit ihrer Sache bestätigt. Seine Freunde, welche sich unter denselben befanden, suchten ihn daher zur Theilnahme zu bewegen und tadelten ihn, daß er sich von dem Tyrannen durch Gunstbezeugungen verweichlichen lasse, die er ihm nicht aus Wohlwollen erweise oder um sein Verdienst zu ehren, sondern um seine Kraft zu entnerven. Nicht minder wurde er durch mancherlei schriftliche und mündliche Aufforderungen der Bürger zum Beitritt angetrieben. An der Bildsäule seines Ahnherrn Brutus, der die Königsherrschaft gestürzt hatte, las man: O daß jetzt Brutus lebte! Seinen Richterstuhl fand er täglich voll Aufschriften der Art: Brutus, schläfst du? Du bist nicht Brutus! Cassius insbesondere ließ es sich angelegen sein, ihn zu gewinnen. Gegen den ersten März fragte er ihn, ob er an diesem Tage in den Senat zu kommen gesonnen sei, da, wie er höre, Cäsars Freunde für denselben auf die Königswürde antragen würden. Brutus erwiderte, er werde nicht kommen. „Wie aber," fuhr Cassius fort, „wenn sie uns rufen?" „Dann," sprach Brutus, „kommt es mir zu nicht zu schweigen, sondern abzuwehren, was uns droht." Hierdurch ermuntert rief Cassius: „Brutus, meinst du, daß Weber und Krämer deinen Richterstuhl beschreiben, und nicht die angesehensten Männer? diese sind alles für dich zu leiden bereit, wenn du dich zeigst, wie sie es hoffen und erwarten." Jetzt erst sagte Brutus seine Theilnahme zu.

Es wurde nun beschlossen, am fünfzehnten März in voller Senatssitzung zu Werke zu schreiten. Als der Tag erschienen war, begaben sie sich schon frühe in den Versammlungssaal, eine Säulenhalle, die mit des Pompejus Bildsäule geschmückt war. Brutus und Cassius,

welche Prätoren waren, hielten, bevor Cäsar erschien, vor der Halle Gericht, hörten ruhig die Streitenden an und sprachen Urtheile mit aller Aufmerksamkeit und Einsicht; so unerschütterlich war ihr Gemüth in der Nähe solcher Gefahr, die niemand, der nicht eingeweiht war, hätte ahnen können. Indes ereignete sich verschiedenes, was sie beunruhigen konnte. Cäsar blieb aus, wiewohl es schon hoch am Tage war, zurückgehalten von seiner Frau, die durch ängstliche Träume und ungünstige Opfer geschreckt war. Aber Decimus Brutus, einer der Verschworenen, der zu seinen Vertrauten gehörte, wußte ihn zu überreden, daß er nicht einen solchen Schein des Uebermuthes auf sich lade. Darauf ließ er sich in einer Sänfte hintragen, willens nichts wichtiges vorzunehmen. Noch vor seiner Ankunft trat jemand zu dem Verschworenen Casca, ergriff seine Rechte und sprach: „Du hast zwar das Geheimniß vor uns verschwiegen, aber Brutus hat mir alles entdeckt." Casca war betroffen, doch jener fuhr lachend fort: „Woher bist du denn auf einmal so reich geworden, daß du nach der Würde eines Aedilen strebst?" So nahe war Casca daran, durch eine Zweideutigkeit getäuscht, das Geheimniß zu verrathen. Den Brutus selbst aber und den Cassius begrüßte ein Senator, Popilius Länas, viel freundlicher als sonst und sagte ihnen leise ins Ohr: „Ich wünsche von Herzen, daß ihr glücklich vollenden möget, was ihr im Sinne habet. Nur rathe ich euch nicht zu zögern; denn die Sache ist kein Geheimniß mehr."

Endlich erschien Cäsar. Noch auf dem Wege war ihm eine Schrift übergeben, in welcher das Vorhaben der Verschworenen enthüllt war; er steckte sie ungelesen zu sich. Ein Wahrsager begegnete ihm, der ihn jüngst vor den Iden des März gewarnt hatte. Cäsar rief ihm zu: „Die Iden des März sind da!" „Aber noch nicht vorüber!" antwortete ihm jener. Wie Cäsar aus der Sänfte trat, näherte sich ihm Popilius Länas und sprach geraume Zeit mit ihm, wobei er aufmerksam zuhörte. Die Verschworenen dachten nicht anders, als Popilius entdecke den Plan, und ließen schon den Muth sinken. Aber Brutus, welcher bemerkte, daß Popilius dringend um etwas bat, blieb ruhig und hob dadurch wieder ihr Vertrauen. Endlich küßte jener Cäsars Hand und ging weg.

Nachdem der Senat in den Versammlungssaal getreten war, stellten sich die Verschworenen um Cäsars Sessel herum, als wollten

sie ihm etwas vortragen. Trebonius zog den Antonius, den Mitconsul und Vertrauten des Cäsar, an der Thür bei Seite und verweilte ihn durch ein Gespräch. Tullius Cimber trat vor, um vom Cäsar für seinen verbannten Bruder Gnade zu erbitten; die andern unterstützten seine Bitte, ergriffen Cäsars Hände und küßten ihm Brust und Haupt. Anfänglich wies er die Bitten zurück; als sie aber nicht nachließen, stand er erregt gegen sie auf. Da riß ihm Tullius mit beiden Händen den Mantel von der Schulter, und Casca, der gerade hinter ihm stand, versetzte ihm mit dem Dolch einen Stich in den Rücken. Cäsar faßte gleich den Griff mit der Hand und rief ihn an: „Verruchter Casca, was beginnst Du?“ Aber in diesem Augenblicke drangen die Verschworenen von allen Seiten auf ihn ein; er blickte umher, wie er die Andringenden abwehren könnte, bis er auch Brutus den Dolch gegen ihn richten sah. Da ließ er die Hand des Casca, die er noch festhielt, fahren, und sein Haupt in die Toga gehüllt gab er den Leib ihren Stichen hin. Nun fielen die Verschworenen im Gedränge so hastig über ihn her, daß sie sich einander selbst verwundeten und mit Blut bespritzt wurden.

Mit blutbefleckten Händen und entblößten Dolchen zogen Brutus und seine Freunde jetzt auf das Capitolium und riefen die Bürger zur Freiheit auf. Zuerst entstand große Verwirrung und Bestürzung in der Stadt und ängstliches Schreien und Hin- und Herlaufen. Da aber kein Mord weiter, noch Plünderung erfolgte, faßte man wieder Muth; es kamen die Senatoren und viele Bürger aufs Capitolium, und vor der versammelten Menge sprach Brutus eine angemessene Rede, und ruhig hörte das Volk ihm zu. Als aber nach ihm Cinna auftrat, den Cäsar anzuklagen, äußerte es Zorn und Unwillen. Am folgenden Tage ward der Senat versammelt; Antonius und Cicero mahnten zur Eintracht und Versöhnung. Die Versammlung stimmte bei, und man vereinigte sich von allen Seiten in freundlicher Begrüßung.

Lanz.

Zweiter Abschnitt.

76. Armin.

In den Jahren, da unsere Zeitrechnung beginnt, als schon alle von Deutschen bewohnte Länder links des Rheines in die römische

Herrschaft eingeschlossen waren, drohte auch denen zwischen Elbe und Rhein dasselbe Los. Nur geringen Preis der Eroberung bot ihre Armut den Herren ungleich größerer und schönerer Länder, deren Grenze am Rhein so stark und fest war, daß sie vorzurücken thöricht schien. Allein die Römer beunruhigte und reizte die Menge kriegerischen Volkes, von ihrer Mark bis dahin, woher die Kimbrer einst gekommen, wohnhaft, die jetzt in ihrer Freiheit mehr als andere Nachbarn den Kern des Heeres anhaltend beschäftigte und wenigstens die Grenze zu hüten nöthigte. Den Widerstand, der von so streitbaren Völkern zu erwarten stand, minderte nicht allein ihre eigene, eifersuchtsvolle Trennung, die mit ebensoviel Kunst als Sorgfalt von den Römern genährt wurde, sondern auch das absichtlich unbestimmte Verhältniß, worin sich diese zu den deutschen Volksstämmen hielten. Es war weder Krieg noch Frieden ausgesprochen in diesem Verhältniß, keine offene Anmaßung der Herrschaft; aber es bot sich Gelegenheit zu herrischer Einmischung, mit einzelnen Volksstämmen wurden Verträge abgeschlossen, einzelne Vornehme durch allerlei Reiz angezogen und mit Gepränge in des Kaisers Freundschaft, zum Theil auch in Kriegsdienst aufgenommen. Dazu befanden sich auf mehreren Strecken des rechten Rheinufers römische Ansiedlungen, wohin die Deutschen offener Markt zu allerlei Genuß, zu friedlichem Verkehr und zu fremden Sitten lockte.

Diese vorbereitende Unterjochung, eben so klug angelegt wie ehemals in Gallien und Hispanien, gedieh nicht weniger schnell als hier; also daß schon im achtzehnten Jahre nach des Drusus erstem Einbruche Quinctilius Varus, des Rheinlandes Statthalter, ein in Staatsgeschäften ergrauter Mann von hohem Adel und dem Kaiserhause verwandt, nicht zweifelte, die Deutschen völlig zähmen und zu rechten Unterthanen des großen Reiches machen zu können. Er kam über den Rhein mit dem größten Theile seiner Heeresmacht — es waren wohl fünfzigtausend Mann — und pflanzte die Adler nicht, wie seine Vorgänger gethan, auf kurze Zeit, sondern bleibend an der Weser auf. Hier nun, mitten unter freiheitsfrohen Völkern, verfuhr er nicht anders als in Syrien, welches der Knechtschaft längst gewohnte Land er zuvor regiert hatte. Er maßte sich des Richteramtes an, fällte und vollstreckte in römischer Form Rechtssprüche über Händel, welche zuvor als unter selbständigen Menschen ein frei erwählter

Richter oder das Los der Waffen zu entscheiden pflegte, übte den Blutbann nach römischem Gesetz und ließ gegen die Uebertreter seiner Satzungen die Ruthen und das Beil wüthen. So gewiß war er, die Deutschen in seiner Hand zu haben, daß er sich vermaß, Lieferungen zu gebieten, Abgaben einzutreiben, nicht bloß für das Heer allein oder für den Kaiser, sondern auch zu eigenem Gewinn.

Solch unerhörter Hohn entzündete die edleren, der alten Freiheit treu gebliebenen Gemüther mit Zorn und Schmerz und regte auch viele derer wieder auf, welche die Gewöhnung an die Obmacht der Römer bisher niedergehalten oder abgestumpft hatte. Allein so stark war schon die Herrschaft, von welcher sie vorlängst umstrickt, nun plötzlich überzogen waren, daß vor einem offenen Angriff auch der frischeste Muth sich scheuen mußte. Denn mitten im Lande lag das beste aller Heere, welches das römische Reich damals aufwies, Krieger, die mit Drusus und Tiberius mehrmals dasselbe Land siegreich durchzogen hatten, den Deutschen weit überlegen, wenn auch nicht an Zahl und Tapferkeit, so doch an Trefflichkeit der Waffen und an des Krieges Kunst und Uebung. Gedrängt in vortheilhafter Stellung, waren sie, obgleich fern vom Rhein, der Verbindung durch eine vortreffliche Straße Meister, dazu durch manche Burg und manche wohl vertheilte Wache. In solcher Lage ein solches Heer aufs Haupt zu schlagen, ja nur zu vertreiben, durften die Deutschen, selbst gesammelt und wohl gerüstet, nicht hoffen; aber wie auch nur sich sammeln, wie sich rüsten, da sie so umstellt waren und so bewacht?

Der hohe Geist eines Jünglings erfand Rettung aus dieser Noth. Armin, ein Sohn Sigmars, des vornehmsten der Cherusker, mit welchem Volke Tiberius auf seinem Zuge Frieden geschlossen und von welchem er Söldner erhalten hatte, übertraf an Leibesgestalt und Tüchtigkeit, besonders an Scharfblick, Seelenstärke und Entschlossenheit die meisten seines Volkes. Sein Gemüth, dessen Feuer ihm aus den Augen und allen Zügen stralte, war in den römischen Feldlagern, wo er mit seinem Bruder von früher Jugend auf als Führer seiner Landsleute gedient hatte, weder durch den Dienst gebeugt noch gefangen durch des Dienstes Lohn, da man ihn zum Römer und Ritter machte. Die Schmach des Vaterlandes fühlte er am tiefsten, und wie das Joch immer schwerer und fester werde und gerades Anstreben dawider nichts vermöge, sah er am besten. Daher unterwarf er den

natürlichen Ungestüm der kältesten Ueberlegung und gesellte zu der Stärke List.

Sein erstes war, mit Hülfe seines edlen Vaters die Gesinnung anderer Häupter seines Volksstammes und der benachbarten leise zu erforschen und denen, welche er gleichgestimmt fand, zuerst ferne Aussichten auf Rettung, sodann allmählich nähere zu eröffnen. Das that er fast unter Varus Augen, dem er sich immer unbefangen zeigte, übrigens auf seiner Landsleute Redlichkeit vertrauend, daß auch die Abgeneigteren ihn nicht verrathen würden. Einer fand sich doch, Segest, ein mächtiger Mann, den Römern durch ihr Bürgerrecht, worauf er sich viel zu gute that, verpflichtet und sein Vaterland beglückter in Knechtschaft als in Freiheit achtend. Dieser warnte den römischen Befehlshaber. Allein Varus, entweder durch Armins Betragen gegen ihn getäuscht, oder, was glaubhafter ist, aus Trotz auf seine Macht und Geringschätzung der Deutschen, achtete der Warnung nicht. Als nun in solcher Stille Armin eine große Eidgenossenschaft gestiftet, so daß die Römer nichts argwöhnend von Feinden rings umgeben waren, gab er endlich seinen Anschlag den Verbündeten kund und setzte ihn auch alsbald ins Werk. Die Feindseligkeit begann auf seinen Wink ein ferne wohnender Stamm, indem er die in der Nähe liegenden Römer überfiel. Auf diese Kunde beschloß Varus mit aller seiner Macht nach den Wohnsitzen der Aufständischen gerades Weges aufzubrechen, obwohl ein durch Sumpf und Wald beinahe unwegsames Land dazwischen lag; allein er rechnete auf leichten Sieg über diese Schwierigkeit durch die ihm dienstbare Kraft der zahlreichen Völkerschaften, an deren Gehorsam er nicht zweifelte. Als er den Zug nun angetreten, beurlaubte sich Armin mit seinen Genossen unter dem guten Vorwande, sie müßten das Aufgebot ihrer Stämme selbst ordnen und heranführen. Sie eilten an die Stellen, wohin die Aufgebote schon beschieden waren, zogen schnell voran mit der gesammelten Mannschaft, der Landsturm erhob sich durch alle Gaue, und was allda von Römern war, in Haufen oder einzeln, raffte plötzlich das Schwert.

Unterdessen schritt das römische Heer, in die Wildniß eingedrungen, langsam, mühselig, doch sorglos fort, ein gewaltiger Zug, nicht nur Bewaffnete, sondern auch Weiber, Kinder und Gesinde mit sehr vielen Wagen und Lastthieren. Mit der Beschwerlichkeit wuchs die

Unordnung, als unter heftigem Winde ein starker Regen fiel, wodurch die Waldpfade schlüpfrig und zugleich durch Krachen und Sturz der Bäume, die der Sturm brach, schauerlich und gefahrvoll wurden. Plötzlich fällt in das Rufen und Klagen der Heranziehenden deutsches Schlachtgeschrei ein; rings umher, im Dickicht, auf den Höhen, Feinde; schon trifft auf manche Abtheilung des Heeres ihr Wurfgeschoß. Indes nun der wehrlosere Theil des Zuges in angstvoller Eile sich drängt, versuchen tapfere Hauptleute Gegenwehr; Varus untersagt es; einige reißt dennoch der gereizte Muth ins Gefecht; die läßt er greifen und bestrafen. Mühselig und mit bedeutendem Verluste, da die Deutschen immer näher kamen und ihrer Wurfspeere Gewalt zunahm, führte er an diesem Tage das Heer auf einen freieren, zum Lager tauglichen Platz. Hier befahl er, die meisten Wagen und was sonst entbehrlich war zu verbrennen, rastete die Nacht in fest geschlossenem Lager und soll, verderblichen Dünkels jetzt noch voll, die Feinde als Aufrührer vor seinen Richterstuhl geladen haben. Am folgenden Morgen zog er weiter, abermals durch Wald, umgeben, angefallen und verfolgt wie den vorigen Tag. Sein Zug war jetzt besser geordnet, und Gegenwehr schien nicht mehr verboten; sie hielt denn auch die Deutschen fernevon den Reihe n, doch nicht so weit, daß ihr Geschoß diese nicht erreicht und viele niedergestreckt hätte. Nochmals gelangte Varus auf ein offenes Gefild und schlug ein ordentliches Lager auf.

Armin aber hatte es unterdessen genügt, mit dem kleinen Kriege den Römern Abbruch zu thun. Da er den Feind nun fern genug von seinen Straßen, tief genug im schwierigen Lande, die eigenen Scharen aber so verstärkt sieht, daß sie das Feld nicht scheuen dürfen, beschließt er auf den folgenden Tag, den dritten seit des Verfolgens Anfang, die Vertilgungsschlacht. Als daher Varus des Morgens wieder aufbrach, ward sogleich heftiger auf ihn eingedrungen, und der Streit gedieh zum Handgemenge. Da ward unter dem Schreckniß eines Ungewitters auf dem weichen Blachfelde mit großer Hitze und Erbitterung gekämpft; denn es galt um Leben und Tod, und die einen stritten um Befreiung, die andern um Rettung. Wie aber der Muth der Deutschen stärker als des Feindes Verzweiflung war, so that ihnen auch als den frischeren und leichter bewaffneten Sturm und Regen weniger Schaden. Als endlich der Römer Ordnungen meistentheils gesprengt, auch zwei Adler genommen, Varus selbst verwundet

und zwei seiner Unterfeldherrn gefangen waren, da versuchte der dritte noch unversehrte mit der Reiterei sich durchzuschlagen. Allein weder ihm noch anderen, die abgeschnitten oder freiwillig getrennt das Weite suchten, gelang die Flucht. Die meisten wurden von den nachsetzenden Deutschen theils sogleich, theils an folgenden Tagen in Wildnissen, Schluchten, Sümpfen erjagt und niedergemacht. Das noch übrige Fußvolk zog indessen immer fechtend weiter; und da es eine Stellung, die zum Lager günstig schien, gewonnen, schloß es sich eng zusammen, um sich zu behaupten. Während nun ein Theil focht, warfen die übrigen nach Gebrauch zum Schutz des Lagers den Graben auf. Allein unaufhaltsam dringt die deutsche Heeresmacht heran; da stürzt Varus verzweiflungsvoll in sein Schwert; die vornehmsten des Heeres verzagen, als sie das sehen, unterhandeln mit Armin und ergeben sich auf Gnade und Ungnade.

Auf der leichenbedeckten Walstatt bestieg der deutsche Feldherr ein Gerüst und sprach die Ehren der Sieger, das Los der Besiegten aus. Zuerst ward an Altären in dem nahen Gehölz das Blut der gefangenen Obersten und ersten Hauptleute vergossen; dann litten die übrigen theils unter dem Richtschwerte, theils an zahlreichen Galgen die Strafe ihrer Missethat. An Bäumen um den Walplatz wurden als Siegeszeichen die Häupter erschlagener Pferde aufgesteckt, die Adler an geweihten Stätten eingegraben, die Fahnen aber in den heiligen Hainen feierlich aufgehängt. Unter die Genossen der siegreichen Heerfahrt wurde mit vieler und herrlicher Beute an Geschmeide und Waffen die Menge der Gefangenen vertheilt; und mancher hochgeborene Jüngling, der zu Rom vielleicht über tausend Knechte gebot und nach Deutschland gekommen war, um das Regieren zu lernen, mußte nunmehr als Leibeigener eines deutschen Mannes Hütte oder Schafe oder Hunde hüten. Etlichen dieser Elenden wurde bald nachher, etlichen erst nach vielen Jahren Gelegenheit zu entkommen.

Die Stämme der Deutschen, von welchen solchergestalt das Heer der Römer aufs Haupt geschlagen wurde, sind vornehmlich diese: die Cherusker, rechts und links von der Weser, die Brukterer an der Lippe, die Marsen im Münsterland, die Katten, jetzt Hessen genannt. Den Siegesruhm aber legten alle dem Armin bei; hochgefeiert scholl sein Name durch die deutschen Lande, und das Heldenlied sang den Enkeln seine That.

von Roth.

77. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Am Hofe des Königs Otto in Sachsen erschienen Boten des Herzogs Heinrich aus Baiern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn sind da, überfluten die Grenze des Reiches und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Sobald Otto diese Kunde vernahm, brach er auf und machte sich, von seinen Sachsen begleitet, auf den Weg nach Baiern. Indessen hatten die Ungarn schon das ganze Baiernland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterscharen, während die Hauptmasse des Heeres sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Scharen in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Baiern eingebrochen sein, und sie rühmten sich, sie scheuten nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürzte oder sie die Erde verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Greuel verübt. Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Mit beispielloser Tapferkeit vertheidigten er und seine Krieger die wenig befestigte Stadt, und er wagte sogar einen glücklichen Ausfall. Aber mitten während der Belagerung zogen die Ungarn auf einmal ab; ihr Feldherr, der Karchan Bultzu, hatte von einem Verräther die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deshalb zog er seine Scharen zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Flusses nehmend, um Otto hier zu begegnen.

Otto war, als er den Feind nicht mehr in Baiern fand, sogleich ihm nach in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern den unermeßlichen Scharen der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Orte auf dem linken Ufer des Lechs unweit von Augsburg, nicht allzufern vom Lager der Feinde. Schon waren die baierischen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheines in Ottos Lager erschienen. Jetzt strömten auch die Schwaben herbei, und selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapferen Ritter aus

Augsburg ziehen. Noch aber fehlten die Lothringer; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage ausrücken lassen können und scheute sich überdies sein Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungarn leicht dem Kampfe entgehen und die Gegenden jenseits des Rheines angreifen konnten. Auch die Franken jenseits des Rheines, die einen weiteren Marsch von Hause hatten, wurden noch vermißt. Aber sie ließen nicht lange warten, und an ihrer Spitze kam Konrad, der vor kurzem noch im Wendenlande gefochten hatte. Alles jubelte ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann, und keiner war beliebter im Heere als er. Da ließ Otto einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den anderen Tag aber alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des anderen Tages dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August —, da stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf die Kniee nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihen würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigenthum zu weihen; dann nahm er das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. Eine tiefe Erregung war in dem ganzen Heere. Aufs neue gelobten alle ihren Führern Gehorsam und Treue, vergaben einer dem andern die Schuld und schwuren Urfehde einander. Dann machte man sich schlagfertig. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Baiern; sie waren am zahlreichsten erschienen; aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Scharen andern übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des Heeres. Der glänzendste und stärk-

ste Zug aber war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte das Banner des heiligen Erzengels Michael, und wo dieses wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt. Dicht umringten dieses Banner und den König eine Schar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber der Kampf wandte sich anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen; denn der Weg ging durch Gebüsch und ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen; aber er sah sich selbst hintergangen. Ein Theil der Ungarn hatte nämlich in der Nacht zweimal den Fluß überschritten und so den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatze erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern derselbe stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben aus einander; viele sanken in ihrem Blut nieder, viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich dann die Ungarn auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht stand. Und schon stand der Feind hier drohend im Rücken der königlichen Schar, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenhielt. Da ließ Otto den tapferen Konrad mit den Franken eine Schwenkung machen, um dem Angriffe zu begegnen, welcher der königlichen Schar vom Rücken her drohte. Furcht ergriff inmitten solcher Gefahr selbst die ältesten Krieger; aber Konrad fürchtete nichts, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen Führer, bereit ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohnegleichen. Wo die Franken einhieben, zerstoben die Ungarn. Viele der Feinde bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, andre fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich ihre Scharen in wilde Flucht. Die gefangenen Böhmen wurden be-

freit, das Gepäck wieder genommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige zurück.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige und den Baiern gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde, und redete dann seine Krieger in folgender Weise an: „Ihr seht, daß wir jetzt Kraft und Muth beweisen müssen, denn nicht fern von uns, sondern vor unsern Augen stehen die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt, und sollte nun mit euch in meinem eigenen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung. Denn meist sind sie ohne Waffen, und überdies fehlt ihnen die Hülfe Gottes, unsre beste Waffe. Sie schützt nur ihre Vermessenheit; unsere Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir unser Reich den Feinden zu Lehen geben, nachdem wir so viele Lande uns unterthan gemacht haben. Besser ist es, ruhmvoll im Kampfe fallen als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben führen.“ Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen auseinandergesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet waren, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen; aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden ihren Tod in den Flammen. Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tages sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Otto trauerte tief über diesen Verlust; aber keinen beweinte er mehr als

seinen Eidam Konrad, der als das kostbarste Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen war. Noch ein Mal, wie in der Frühe des Tages, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und den fliehenden Feind verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So starb er den Tod für König und Vaterland. Otto betrauerte ihn lange und ließ ihn zu Worms mit den größten Ehren bei seinen Vätern bestatten.

Otto verfolgte die Feinde die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die Gefangenen, und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen der Karchan Bultzu selber. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlandes und als Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und Gott die Ehre gebend zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner Mutter das große Ereigniß zu melden. Giesebrecht.

78. Friedrichs I. Kreuzzug und Tod.

Jerusalem war in die Hände Saladins gefallen. Trauer und Schmerz erfüllte die ganze Christenheit, und bald wurde in allen Ländern das Kreuz gepredigt. Die Könige Wilhelm von Sizilien, Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England rüsteten sich; die Seestädte Italiens boten ihre Schiffe dar. Bei dieser allgemeinen Bewegung Europas waren aller Blicke auf das Haupt der Christenheit, den Kaiser Friedrich, gerichtet. Dieser berief auf die Fastenzeit des Jahres 1188 einen Reichstag nach Mainz und erklärte hier seinen Entschluß an der Spitze eines deutschen Kreuzheeres jetzt als Greis denselben Weg zu ziehen, den er als Jüngling mit König Konrad gezogen war. Eine Menge deutscher Fürsten folgte seinem Beispiele nach, als erster vor allen des Kaisers zweiter Sohn, Friedrich von Schwaben. Um den Weg möglichst zu sichern, schickte Friedrich Gesandtschaften an den König Bela von Ungarn, den Kaiser Isak Angelus in Konstantinopel und an den Sultan Kilidsch Arslan

von Ikonium in Kleinasien, der ihm früher Freundschaft angeboten hatte. Sie kamen alle mit willfährigen Antworten zurück.

Im Anfange des Maimonates 1189 brach Friedrich mit dem Kreuzheere von Regensburg, wo sich dasselbe gesammelt hatte, auf, die Donau entlang. Durch Ungarn ging der Zug ohne Beschwerde. Größere Schwierigkeiten traten schon im Süden der Donau, in den Ländern der räuberischen Bulgaren, entgegen; aber sie wurden noch bedeutender, als man das griechische Gebiet selbst betrat. Denn der treulose Kaiser Isak Angelus war feindlich gesinnt und hatte selbst die Gesandten des Kaisers wider alles Völkerrecht festgesetzt. Aber die deutsche Tapferkeit überwand allen Widerstand, und Isak Angelus, der die herannahende Gefahr für seine Hauptstadt erkannte, setzte die Gefangenen wieder in Freiheit. Doch setzte er sich heimlich mit Saladin in Verbindung und forderte voll Uebermuths, Friedrich solle seinen Sohn und sechs andere Edle als Geiseln nach Konstantinopel liefern, solle dem griechischen Kaiser die Hälfte der künftigen Eroberungen zusichern und seine Oberherrlichkeit anerkennen. Und erst als Adrianopel in die Hand der Kreuzfahrer gefallen war, als aus Stadt und Land die geängsteten Einwohner sich in großer Menge nach Konstantinopel flüchteten, als die Botschaften von der Stärke und der Gewalt des „eisernen Volkes der Allemannen“ Furcht und Schrecken unter den Griechen verbreiteten, da erst beugte sich der Kaiser Isak. Er versprach Lebensmittel, freien Durchzug nach dem Hellespont und sichere Ueberfahrt und stellte Geiseln für die treue Ausführung des Vertrages.

In der Osterwoche begann die Einschiffung bei Gallipoli. Der Schwabenherzog war der erste, der den Boden Asiens betrat, der Kaiser der letzte, der auf reichgeschmückter Galeere unter dem Schalle der Trompeten vom europäischen Ufer abstieß. In dieser Ordnung ging auch der Zug durch Kleinasien vor sich, zuerst zwischen dem alten Troas nach Mysien hin, dann weiter landeinwärts durch Thyatira, Sardes und Philadelphia. Die Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren, welche Friedrich bereits vor mehr als vierzig Jahren kennen gelernt, traten auch jetzt wieder zu Tage. Bald führte der Weg über steile Gebirge und durch dichte Wälder, bald mußten reißende, durch die Frühlingswasser angeschwollene Bergströme überschritten werden; Räuberbanden lauerten hinter Felsen oder in Schluch-

ten, um die Nachzügler zu überfallen oder Packwagen und Lastthiere wegzuführen. Manche kühne Heldenthat wurde von einzelnen Kreuzrittern ausgeführt, und noch lange erzählte man sich von dem muthigen Handstreiche eines schwäbischen Kreuzbruders aus der Donaustadt Ulm, welcher einst allein zehn Räuber in ihrem sicheren Versteck anfiel und die einen erschlug, die anderen in die Flucht trieb. In Laodicea, einer Stadt des Sultans von Ikonium, fanden die Wallbrüder gastliche Aufnahme und freundliche Bewirtung. Sie priesen die Menschenfreundlichkeit des mohammedanischen Fürsten, der so treu an seiner Zusage hielt, und zogen nach einigen Rasttagen freudig fürbaß, begleitet von den türkischen Gesandten. Der Weg führte anfangs durch fruchtbares Land, wo sie alles in reichlicher Fülle vorfanden; sie hielten es daher nicht für nöthig, sich bei weiterem Vorrücken mit großen Vorräthen zu beschweren. Aber nach einigen Tagen kamen sie in ein ödes, unfruchtbares Gebirgsland; türkische Reiterscharen umschwärmten den Zug und griffen einzelne Abtheilungen an. Der Kaiser beschwerte sich bei den Gesandten; die versicherten ihn jedoch, es seien nur wilde Räuberhorden, welche der Sultan nicht im Zaum zu halten vermöchte. Aber die Schwärme mehrten sich von Tag zu Tag; jede Bergschlucht verbarg leichte türkische Reiter, in jedem Walde waren Bogenschützen versteckt, in Pässen und auf Anhöhen lauerten feindliche Scharen. Lange wollte Friedrich nicht an die Treulosigkeit des Sultans glauben; aber es trat immer deutlicher zu Tage, daß die Räuberscharen in höherem Auftrage handelten und daß das deutsche Heer abermals von Tücke und Verrath umgeben sei. Wohl gelang es dem kampfgeübten Kaiser in mehreren Gefechten den Feind zu überwinden; allein die Zahl war bald wieder gefüllt; der Gegend unkundig und von Lebensmitteln entblößt, geriethen die Kreuzfahrer bald in die höchste Noth; mit Pferdefleisch und Wurzeln stillten viele den Hunger. Der Kaiser verlor jedoch nie den Muth; in allen Lagen zeigte er denselben klaren, sichern, sich immer gleich bleibenden Geist. Einst trennte ein zahlreicher Reiterhaufen die von dem Schwabenherzog geführte Vorhut auf einer Anhöhe von dem Hauptheer in der Ebene. Die Lage war höchst gefährlich, ein Schleuderstein traf den Kaisersohn ins Angesicht und schlug ihm zwei Zähne ein; aber mit jugendlicher Raschheit rückte Friedrich in angestrengtester Eile den Berg hinan und trieb die Feinde in die Flucht.

Um Pfingsten gelangten die Kreuzfahrer in die Nähe von Philomelium, etwa fünf Meilen von Ikonium. Da sahen sie die ganze Ebene von zahllosen türkischen Kriegsscharen bedeckt. Nun war kein Zweifel mehr, daß die Seldschuken im Bunde mit Saladin standen und das Christenheer zu vernichten trachteten, ehe es das syrische Land betrete. Aber der Verrath ging nicht von Kilidsch Arslan aus. Der alte Sultan hatte seine Zusage nicht gebrochen, hatte seinen ritterlichen Charakter, seine ehrenwerthe Gesinnung nicht durch Treubruch befleckt. Aber die Zeit und die Arbeit seines Lebens hatten seine Kraft gebrochen; um sich zu erleichtern, hatte er seine zehn Söhne zur Theilnahme an der Regierung berufen und jedem von ihnen einzelne Städte und Landschaften zur Verwaltung übertragen. Daraus waren bürgerliche Kriege und Familienfehden hervorgegangen, in deren Folge einer der Brüder sich der Herrschaft des Reiches bemächtigt und Vater und Brüder verdrängt hatte. Dieser hatte sich mit einem Sohne Saladins wider die Christen verbunden, und beide vereinigt standen nun mit ihren Heerscharen den Kreuzfahrern entgegen. Nachdem der Bischof von Würzburg die durch Entbehrung und Anstrengung abgematteten Krieger mit begeisterter Rede gestärkt und sie auf den Beistand des heiligen Geistes verwiesen, der sich einst an diesem Tage auf die Aposteln niedergelassen und sie mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, ordnete der Kaiser die Schlacht. Die Türken sprengten mit wildem Geschrei heran, fanden aber an den stahlfesten Reihen der Deutschen so gewaltigen Widerstand, daß sie erschrocken zurückprallten. Wiederholte Angriffe hatten keinen günstigeren Erfolg; doch zogen sie sich erst zurück, als die Nacht herannahte und die Walstatt bereits von mehreren tausend Leichen bedeckt war.

Die Anstrengungen und Gefahren der Schlacht waren indessen für die Kreuzritter weniger schrecklich als die Leiden der Entbehrung, der Mangel an Speise und Trinkwasser. Auf Befehl des Sultans waren die Lebensmittel verborgen, die Herden in Wälder und Gebirge getrieben worden; man schlachtete Pferde und Esel und stillte den Hunger mit ihrem Fleisch, den Durst mit ihrem Blut. Manche gingen in der Verzweiflung zu den Türken über und schwuren ihren Glauben ab. „Die Spreu muß vom Weizen gesondert werden!“ sprach der Kaiser, als er es vernahm; „so lange solche Elende unter uns verweilten, konnte kein Segen auf dem Heere ruhen.“ So ging

der Zug mehrere Tage fort. Ein Wegweiser führte sie mit Verachtung seines Lebens immer tiefer in die Einöde, und wenn einzelne Scharen ermattet hinter dem Hauptzuge zurückblieben, wurden sie die Beute der türkischen Reiter, die fortwährend das Heer umschwärmten und ihre Pfeile abschossen. Mancher tapfere Kriegsmann mußte in den zehn Tagen, während welcher das Heer von Philomelium nach Ikonium zog, den Anstrengungen, den Entbehrungen, den feindlichen Waffen erliegen. Manche kühne Heldenthat wurde in diesen Tagen der Noth verrichtet, deren kein Geschichtsbuch gedenkt. Einzelne Züge wurden durch die Volkssage der Nachwelt erhalten. Dahin gehört die Erzählung von dem großen und starken Ritter aus Schwabenland, die der vaterländische Dichter in einer allbekannten Ballade zur Verherrlichung der „Schwabenstreiche" benutzt hat. Endlich gelangte das Heer in die Nähe der Hauptstadt, wo fruchtbare Gärten und Felder, grünende Wiesen und frische Wasserbäche dem ermatteten Leibe Stärkung verhießen. Aber das Paradies mußte zuerst gewonnen werden. Nicht nur daß die Türken in zahlloser Menge den Zugang wehrten, daß hinter der schützenden Umzäunung der Gärten Bogenschützen in sicherem Versteck lauerten: die Stadt selbst war mit einer starken Mauer umgeben, und in der Mitte ragte eine feste Burg als letztes Bollwerk empor. Aber die nahe Aussicht auf Erlösung von namenlosen Leiden und die Gewißheit, daß im Siege Leben und Rettung, in der Niederlage Tod und Untergang sei, weckte die Lebensgeister und erfüllte die Gemüther mit Muth und Zuversicht. Nach einer schweren Gewitternacht begann der Angriff. Während der Kaiser selbst mit der alten Heldenkraft die Kreuzritter gegen die im Halbkreis aufgestellten Türken führte und trotz ihrer unermeßlichen Zahl nach hartem, blutigem Kampfe die wankenden Reihen durchbrach und zurückdrängte, erstürmte sein Sohn, der Schwabenherzog, die Stadt, mit wunderbarer Tapferkeit die Feinde niederwerfend und die fliehenden bis in die Thore verfolgend. Der Sultan und die Häupter der Stadt flohen mit ihren kostbaren Gütern in die Burg und erwarteten ihre Rettung von der Gnade des Siegers. Die Kreuzfahrer aber drangen in die offene Stadt ein, bereicherten sich an den Schätzen, die sie in den Palästen und Wohnhäusern aufgehäuft fanden und labten sich an den reichen Vorräthen von Wein, edlen Früchten und köstlichen Speisen.

Bald war die überstandene Noth vergessen, und das Heer konnte gestärkt den Zug von neuem antreten. Kilidsch Arslan betheuerte dem Kaiser, daß er an den vorgefallenen Feindseligkeiten keine Schuld trage und stellte Geiseln für die fernere Sicherheit des Durchzugs und der Verpflegung. Nach einigen Tagereisen gelangten die Kreuzfahrer an das hohe, schneebedeckte Taurusgebirge, dessen schwierige Pässe und steile Höhen sie unter der Führung armenischer Christen, welche die heranziehenden freudig begrüßten, mit Mühe, aber ohne großen Schaden überstiegen. Auch in Cilicien, in das sie nun herabstiegen, fanden sie gute Aufnahme und reichlichen Markt: die treffliche Ordnung und Mannszucht, die Friedrich fortwährend aufrecht erhielt, erzeugte in den Bewohnern Vertrauen und Bewunderung. In den schönen Junitagen lagerte sich das Heer bei Seleucia an den grünen Ufern des Kalykadnus. Es war ein heißer Tag; sich zu erfrischen, legte der Kaiser nach fröhlichem Mahle die Rüstung ab und warf sich, von Jugend an ein guter Schwimmer, in den Fluß. Er schwamm kräftig rudernd; plötzlich versank er in einem Strudel, vom Schlage getroffen. Zwei seiner Ritter und der Bischof von Basel schwammen ihm zu Hülfe, der Strudel wurde ihr Grab; der Kaiser aber wurde von einem anderen Ritter, der zu Pferde in den Fluß sich stürzte, todtenblaß und besinnungslos herausgezogen, als er, vom Strome fortgetrieben, mit dem Haupt an einen vorstehenden Baum zu hängen kam. Ohne Grenzen war der Kummer und die Bestürzung aller Kreuzfahrer. Gegen Sonnenuntergang schlug der alte Held die Augen auf; aber es war der Abschiedsblick des Sterbenden. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten schloß er für immer die Augen. Ein anderer Moses hatte der fast siebenzigjährige Greis das Heer durch die Steppen Europas und Asiens geführt, da fand er seinen Tod in den Wellen. Alles Volk fühlte sich wie verwaist, es fühlte, sein Stern war untergegangen, und es sah sich wie eine Herde ohne Hirten in der Wüste. Sie wählten den Schwabenherzog zu ihrem Führer und huldigten ihm. Aber mit Kaiser Friedrich war das Glück von dem Heere gewichen. schwere Krankheiten rafften viele dahin, andere kehrten in die Heimat zurück, und nur mit einem kleinen Reste gelangte der junge Friedrich nach Akkon, wo er sich mit den übrigen Kreuzrittern, die über das Meer gekommen waren, verband.

Als die Kunde von dem Tode des Kaisers nach Europa kam, fand sie bei vielen keinen Glauben. Noch Jahre lang blieb die Hoffnung im Volke auf seine Wiederkehr aus dem Morgenlande, und es bildete sich die Sage aus vom Kaiser Rothbart, wie er, vom Morgenlande zurückgekehrt, in der goldenen Aue im Kyffhäuser Berge schliefe. Sein Silberbart, hieß es, sei ihm durch die steinerne Tafel gewachsen, und so lange träume er und werde er schlafen, bis die Stunde schlage, wo er wieder erwachen und seines Volkes Herrlichkeit erneuern werde. Und sie zog sich hin, diese Sage voll tiefer Bedeutung, Jahrhunderte herauf durch die Geschichte des deutschen Volkes wie die Weißagungen und Erwartungen von dem Erretter aus dem Hause des alten Königs David durch die Leidensgeschichte des Volkes Israel.

Nach Zimmermann.

79. Wallensteins Tod.

Indem Wallenstein von Eger aus die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undankes erliegen sollte. Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst geehrt und das ganze Glück dieses Mannes begründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war Leßlie im Gefolge des Herzoges angelangt, als er den Kommandanten der Stadt, Obristen Buttler, und dem Obristleutnant Gordon alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und dieser fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein Genius selbst hat ihn in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu

greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet mit dem gewagten Entschluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Um eben diese Zeit werden dem Herzoge die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht sind. Gegen Leßlie ergießt sich der Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckte diesem Offizier seinen Entschluß, Eger und Elnbogen als die Pässe des Königreichs dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leßlie seinen Mitverschworenen aufs schleunigste mittheilt, ändert ihren Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglücke zuvorzukommen, beschlossen sie ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bei einem Gastmahl vollzogen werden, welches der Obrist Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern alle erschienen, nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also in Ansehung seiner den Plan abändern; gegen die andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obristen Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky und mit ihnen Rittmeister Neumann. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen waren, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttlersche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Zeichen hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit. Endlich wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen die Aufzugbrücke zu sperren und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf einmal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle

der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer üblen Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahingestreckt, sank er überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Wachen am Schloßthor ihn außer Athem daherrennen sahen, feuerten sie in dem Wahne, daß er zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen der Stadt in Bewegung, und Leßlies schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der friedländischen Verschwörung und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen waren, das Schicksal der vier Rebellen, sowie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu sein und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttlersche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs in Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschworenen noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder sich nicht lieber begnügen sollte ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blute und gleichsam auf dem Lager seiner erschlagenen Genossen schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den

Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seinen siegreichen Armeen, im vollen Glanze seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langentwohnte Furcht die zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der Gefahr diese flüchtige Neigung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber," sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. „Sie ist es," sagte der Herzog, der selbst an dem Himmel seinen Willen wollte durchgesetzt haben. „Aber daß du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden," fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben!" — Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit sechs Hellebardieren vor seiner Wohnung erschien und von der Wache, der es nichts außerordentliches war, ihn zu einer so ungewohnten Zeit bei dem Herzoge ein- und ausgehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend bedeutet sie der erschrockene Diener keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eingeschlafen sei. „Freund," ruft Deveroux ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lärmen." Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlafe aufgeweckt worden und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblicke hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die so eben von dem ge-

waltsamen Tode ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Wallenstein war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm," schreit Deveroux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feinde überführen und seiner Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du sterben!" Er hält einen Augenblick inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit aus einander breitend empfängt er vorn in der Brust den tödlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen. Schiller.

80. Schlacht bei Roßbach.

Es war am 5. November des Jahres 1757, als bei dem Dorfe Roßbach in Sachsen eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde, welche die Geschichte kennt. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von sechzigtausend Mann dar; die Preußen waren nur zweiundzwanzigtausend Mann stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus einer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten und bemühten sich, ihm in den Rücken zu kommen. Bei diesem Marsche ertönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran und wünschten nichts mehr als sich sogleich zu schlagen; allein es war jetzt besser, der französischen Lebendigkeit deutsche Ruhe entgegen zu stellen. Während nun ein Theil der französischen Armee dem preußischen Lager gegenüber stehen blieb, suchten die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung gestellt werden konnten; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, in der man selbst auf Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwei

Uhr nachmittags brachen die Preußen ihre Zelte ab und setzten sich in Marsch, wobei der General Seydlitz mit der Kavallerie vorherzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes und des panischen Schreckens, der diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Kavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Roß sich als ein Körper bewegten und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterei erstaunenswürdige Evolutionen ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen. Nachdem er unter Begünstigung einiger Hügel, die das Manöver verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen turniert hatte, kam er mit der preußischen Reiterei auf einmal hervor und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formieren. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde geschehen war, geschah hier; die leichte Reiterei griff die schwere Kavallerie an und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die französische Gensdarmerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieses edlen Korps noch ihre kolossalen Rosse konnten hier entscheiden: sie wurden wie Spreu aus einander gestäubt. Es waren bei der französischen Armee auch zwei österreichische Regimenter; diese versuchten einige Augenblicke standzuhalten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen; der französische Feldherr Soubise ließ das Reservekorps vorrücken; allein es zeigte sich kaum, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene preußische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an und empfing die französische mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketenfeuer wie bei den Musterungen. Die französische Infanterie sah sich nun von ihrer Kavallerie verlassen und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in der rechten Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus und warf sich dann mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Chaos stürzten einige preußische Reiterregimenter

und wütheten entsetzlich. Ein sonderbarer Zufall gab hierzu Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hause waren, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuches war für sie empörend. Als daher in der Schlacht die fliehenden Franzosen Quartier riefen und dies nach deutscher Weise aussprachen, hielten die Preußen dies für ein Gespötte und deuteten es auf die Winterquartiere in ihrer Heimat. Sie schrien daher bei ihren Schwertstreichen: „Ja, wir wollen euch Quartier geben!“ Viele verloren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis andere, mit der deutschen Sprache bekannt und durch die Erwiderung belehrt, endlich das Wort Pardon gebrauchten, das denn auch seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr des Abends und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergange gewidmeten Menschenschar. Nichts blieb übrig als allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizer Regimenter fochten noch eine Zeit lang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde. Die Schlacht hatte nur zwei Stunden gedauert und kostete den Franzosen zehntausend Mann, von denen auf dem Schlachtfelde siebentausend zu Gefangenen gemacht wurden; die vereinigten Armeen hatten dreitausend fünfhundert sechzig Todte und Verwundete, die Preußen aber nur einundneunzig Todte und zweihundert vierundsiebenzig Verwundete. Ein so wohlfeiler und dabei so vollkommener Sieg war in der neueren Geschichte ohne Beispiel. In Deutschland blieb diese Niederlage der Franzosen stets in frischem Angedenken, und das Wort „Roßbach“ tönte noch viele Jahre nachher vom baltischen Meere bis zu den Alpen allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte. Archenholtz.

81. Preußens Erhebung gegen Napoleon I.

Napoleons flüchtiges Heer war auf dem Rückwege aus Rußland. In Berlin hatten fliehende Generale und Marschälle, die seid Ende Dezember tief in Pelze gehüllt und gleichsam verstohlen die Stadt passierten, die erste Vermuthung furchtbarer Unglücksfälle der großen Armee wach gerufen, und bald erkannte man die bloße Vermuthung

als unumstößliche Gewißheit. Sofort regte sich auch hier aufs gewaltigste der lang unterdrückte Sinn der Bevölkerung. „Mit Roß und Mann und Wagen hat sie der Herr geschlagen," rief man im Volke, und neue Hoffnung wurde wach. Dem Könige war schneller Entschluß geboten, und dahin drängte die in hundert und aber hundert Zeichen aufflammende Volksstimmung. Aber noch standen seit dem Durchmarsche von 1812 in Berlin und Spandau französische Besatzungen, etwas ferner drohten die von Magdeburg und Hamburg. Beängstigende Gerüchte verbreiteten sich, als beabsichtige man französischerseits eine plötzliche Gefangennahme des Königs, um in dessen geliebtem Haupte ein Pfand für die Ruhe des Volkes zu besitzen; man erzählte von verzweifelten Maßregeln, die, solchem Aeußersten zu begegnen, vorbereitet seien.

Wie schlugen deshalb auf einmal alle Herzen freier und höher, als es kund ward, der König habe Potsdam verlassen, um sich nach dem vom Feinde unbesetzten Breslau zu begeben. In verschwiegener Eile hatte Friedrich Wilhelm III., der schon zuvor mit dem Kaiser Alexander von Rußland Unterhandlungen angeknüpft und stille Vorbereitungen gegen Napoleon getroffen hatte, die treue Stadt erreicht, die ihn mit offenen Armen empfing. Und bald folgte der ewig denkwürdige Aufruf vom 3. Februar. In kurzen, einfachen Worten forderte er auf, in der gegenwärtigen gefahrvollen Lage des Staates ein freiwilliges Jägerkorps und so eine Pflanzschule von künftigen Offizieren zu bilden. In dem Aufruf war der Feind, gegen den es gehen sollte, nicht genannt. Aber das preußische Volk verstand doch seinen König. Sofort erhob sich die ganze gebildete Jugend; die Universitäten schlossen die Hörsäle, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Turnplätze wurden Waffenplätze. Zuerst von Berlin kamen auf kecker Turnerfahrt acht Jünglinge zu Fuß nach Breslau, mitten durch das heftigste Schneegestöber, mitten durch das vom Feind besetzte Land. Dann drängte sich alles herbei. In Berlin meldeten sich in drei Tagen neuntausend Freiwillige. Der Jugend folgten die Männer; selbst die höchsten Stellen des Staates schienen verwaist zu werden, und bald mußte eine neue Verfügung dem allzu eifrigen Andrange steuern. Es bildeten sich die Freikorps, besonders dazu bestimmt, aus dem nichtpreußischen und rheinbündischen Deutschland vaterlandsliebende, gebildete, kampflustige Jünglinge aufzunehmen.

Unter ihnen ist das Lützowsche das berühmteste, welches den Todtenkopf und die schwarze Uniform führte. Thränen tiefster Rührung im Auge, sah König Friedrich Wilhelm von seinem Fenster in Breslau herab die unübersehbare Reihe von Wagen aus Berlin anlangen, von denen ihm die Jünglinge, oft noch eher Knaben zu heißen, entgegenjubelten. Dieser Augenblick gab ihm den Glauben an sein Volk wieder, den er im schlimmen Jahre 1806 fast eingebüßt hatte. Noch andere Männer kamen damals nach Breslau, so Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau; alle Adler der sich vorbereitenden Erhebung sammelten sich. Und derselbe Kampfesgeist zuckte bis in die tiefsten Volksschichten hinunter. Bürger und Bauern hatten so unsägliches an Bedrückung und Mißhandlung erfahren, daß der nordische Ingrimm, langsam aber dann desto gewaltsamer wie er ist, nun mit aller Furchtbarkeit losbrach. Die Rekruten in ihren blauen Kitteln zogen mit trotzigem preußischem Soldatengesang an französischen Regimentern vorüber, denen es nachgerade in dem überall glühenden Lande unheimlich zu werden anfing.

Unterdessen war zwischen den beiden Monarchen von Preußen und Rußland der alte Freundschaftsbund erneut. Am 15. März holte Friedrich Wilhelm seinen hohen Gast in Breslau ein unter dem Schall der Glocken, unter dem Jauchzen und Weinen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes. Zwei Tage darauf erschien der Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk". „So wenig," heißt es darin, „für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren geduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen; erinnert euch der heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße

und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!" An demselben Tage verkündigte der König seinem Volke die Errichtung der Landwehr und des Landsturmes für das gesammte Preußen. Als Ehrenzeichen für die Tapfern dieses heiligen Krieges ward vom Könige am 10. März, dem Geburtstage der verewigten Königin Luise, das „eiserne Kreuz" gestiftet.

Mit herzlichen Worten hatte sich zum ersten Mal in der deutschen Geschichte ein König an sein Volk gewandt und, indem er es zur Mitwirkung an seinem Werke aufforderte, es mündig gesprochen. In unvergleichlich herrlicher Weise antwortete das preußische Volk diesem Vertrauen. Das Königreich Preußen, damals an Einwohnern nicht mehr als fünf Millionen zählend, stellte ein Heer von zweihundert einundsiebenzig tausend Streitern, also von achtzehn Seelen einen Mann zu den Waffen. Gleiches hat ein Volk nie gethan.

Noch fehlte es an Bekleidung, Verpflegung, Bewaffnung. Aber es begann jetzt ein rührender Wetteifer in freiwilligen Gaben. Auch der Aermste brachte sein Scherflein. Wo in dem ausgesogenen Lande Geld fehlte, griff man zu anderen Mitteln. Eheleute und Verlobte brachten die goldenen Trauringe und erhielten eiserne dafür zurück; Gold gab ich für Eisen! lautete die schöne Inschrift. Ein armes Mädchen brachte den einzigen Schmuck, den es besaß, ihr schönes Haupthaar. Das Weib ließ den Gatten, die Braut den Bräutigam, die Mutter den Sohn willig ziehen. Schmach hätte den Zurückbleibenden getroffen. D. Müller.

82. Sedan.

Im Hauptquartiere des Königs war nach den letzten glücklichen Schlachten der kühne Entschluß gefaßt unmittelbar auf Paris loszugehen. Der Plan schien manchen allzu gewagt, ward aber angenommen. General Moltke, von dem er herrührte, übersah nicht die entgegenstehenden Hindernisse und möglichen Gefahren, verließ sich aber auf die bewährte Tüchtigkeit der deutschen Truppen und den Mangel an Einheit und Umsicht in der französischen Heerführung, der sich in den letzten Wochen so oft gezeigt hatte. Marschall Mac Mahon hätte

jetzt nichts zweckmäßigeres thun können, als den Rückmarsch nach Paris anzutreten, wohin ihm der Weg offen stand. Wenn er dort alles, was an den in der französischen Hauptstadt stehenden Truppen kampffähig war, an sich zog, so konnte er dem deutschen Heere mit überlegener Macht eine Schlacht anbieten, ihm jedenfalls große Verluste zufügen und im Falle einer Niederlage einen gesicherten Rückzug finden. Aber seine Absicht, diesen Plan auszuführen, wurde durch den Befehl der Regierung vereitelt, sich nordwärts zu wenden, um wo möglich Metz zu entsetzen. Gehorsam brach er sogleich auf, indem er den Prinzen Friedrich Karl angreifen zu können hoffte, bevor die beiden kronprinzlichen Heere demselben zu Hülfe gekommen wären. Gelang der Plan, so konnte er daran denken, in Verbindung mit Bazaine die Heere der Kronprinzen mit einem Schlage zu erdrücken. Aber um diesen Plan ausführen zu können, mußte die Bewegung seines Heeres verborgen bleiben; geschah das nicht, so mußte er ein für alle Male als unausführbar gelten.

Hier nun offenbarte sich die Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit der deutschen Kavallerie aufs glänzendste. Während sie wie eine dichte Wolke die Bewegungen der eigenen Armee verschleierte, blieb sie dem Feinde auf den Fersen und gab die zuverlässigsten und genauesten Nachrichten über seine Stärke und Marschrichtung. Ihre Meldungen erhoben es bald zur Gewißheit, daß Mac Mahon gegen die belgische Grenze abmarschiere, um an ihr entlang in die Nähe von Metz zu kommen. Sofort befahl der König von Preußen die Verfolgung des Feindes. Sie bot allerdings große Schwierigkeiten; es mußte eine gewaltige Rechtsschwenkung ausgeführt werden, um die Front von Westen nach Norden zu bringen; dazu war das Terrain für Truppenbewegungen äußerst ungünstig, die Wege in dem Argonnenwalde eng und schlecht. Aber die Ausdauer und Tüchtigkeit der deutschen Soldaten überwand diese Schwierigkeiten. Zuerst setzte sich der Kronprinz von Sachsen in Bewegung, dann folgte der Kronprinz von Preußen nach; nach wenigen Tagen stand man vor dem Feinde, es kam zu einem Gefechte bei Beaumont, und die Franzosen wurden zu völligem Rückzuge genöthigt.

Am 31. August sammelte Mac Mahon seine Korps auf dem rechten Maasufer um die Festung Sedan. Napoleon befand sich bei der Armee; seinen Sohn hatte er nach Belgien in Sicherheit gebracht. Die Deutschen zogen sich in einem weiten Kreisbogen um die franzö-

sische Aufstellung zusammen und nahmen ihre Richtung so, daß sie endlich einen vollen Kreis um die Feinde schließen mußten. Die Lage der Franzosen war eine verzweifelte. Denn mit seiner ganzen Armee konnte Mac Mahon unter keinen Umständen entkommen; vielleicht hätte er mit Aufopferung eines Theiles irgendwo den Durchbruch erzwingen können. Aber schon um drei Uhr mittags gewannen die beiden Flügel der Deutschen Fühlung, und der eiserne Ring war geschlossen. Alles rüstete sich auf den Entscheidungskampf am folgenden Tage; es galt den äußersten Kampf für die Waffenehre auf der einen, eine glorreiche Kriegesthat, wie sie die Geschichte noch nie gesehen, auf der andern Seite.

Um vier Uhr morgens begannen die Baiern den Angriff auf das feste Dorf Bazeilles. Es kam zu einem mörderischen Dorfgefecht, an dem sich auch die Bewohner betheiligt zu haben scheinen. Dadurch ergrimmt gaben die Baiern keinen Pardon mehr, und es fielen entsetzliche Szenen vor. Mac Mahon wurde dabei durch einen Granatsplitter verwundet und übergab das Kommando an den General Ducrot. Dieser suchte sich durch eine Rückwärtsbewegung wenigstens den Rücken zu decken. Kaum aber hatte er die nöthigen Befehle dazu ertheilt, als ihm der General von Wimpffen, der erst vor kurzem aus Afrika eingetroffen war, als ältester Divisionsgeneral den Oberbefehl abforderte. Er erhielt ihn; aber es verging eine kostbare Zeit, ehe er sich über den Stand der Dinge genügend orientiert hatte. Nach Norden oder Süden wäre der Durchbruch am wenigsten gefahrvoll gewesen; aber Wimpffen hoffte, es solle ihm gelingen, die andringenden Feinde zurückzuwerfen; dann erst wollte er einen Durchbruch versuchen. So mühte sich nun jede französische Abtheilung ab, die überlegenen deutschen Streitkräfte, die von Stunde zu Stunde stärker wurden, abzuweisen. Die Schlacht löste sich in eine Reihe einzelner Gefechte auf, und der Oberbefehlshaber traf keine Anstalten, seine Truppen zu einem allgemeinen Angriff zusammenzufassen. Als er nachmittags endlich die Vergeblichkeit seiner Anstrengung erkannte, faßte er den Plan sich nach Norden zurückzuziehen. Er machte dem Kaiser den Vorschlag auf diese Weise Rettung zu suchen. Aber noch ehe Napoleon seine ablehnende Antwort gab, mußte sich Wimpffen überzeugen, daß der Kreis um ihn bereits vollständig geschlossen sei und daß er nicht mehr über die zu einem solchen Wagniß nothwendigen

Truppen disponiere. Er wurde genöthigt sich der allgemeinen Rückzugsbewegung seiner Abtheilungen auf Sedan anzuschließen. Um fünf Uhr drangen die Deutschen allenthalben gegen die Festung vor; ein Kreis von Batterien umgab dieselbe und richtete schreckliche Verheerungen darin an, es brannte bald an mehreren Stellen. Unter diesen Umständen lösten sich alle Bande der Disciplin und der Auktorität. Napoleon dachte an Kapitulation; er beauftragte den General Wimpffen damit, da er selbst nicht Oberfeldherr sei. Dieser aber, der vorher seine Hand begierig nach der Ehre der obersten Führung ausgestreckt hatte, bat nun um seine Entlassung; er erhielt sie nicht, und so mußte er sich zu dem schweren Schritte entschließen mit seiner noch immer großen Armee zu kapitulieren, ein Ereigniß, welches einzig dasteht in der Geschichte. Schon vorher hatte der milde König Wilhelm die Einstellung des Feuers befohlen und einen Offizier des Generalstabs abgesandt, der zur Uebergabe auffordern sollte. Derselbe wurde vor Napoleon geführt, aber von diesem an den General Wimpffen verwiesen. Doch schrieb der Kaiser in seinem eigenen Namen einen Brief an den König von Preußen, den er durch seinen Adjutanten, den General Reille, absandte. Es hieß darin: „Da ich nicht an der Spitze meiner Truppen habe sterben können, so lege ich meinen Degen in die Hände Eurer Majestät nieder.“ König Wilhelm bekam diesen Brief auf dem Schlachtfelde, nahm den Degen Napoleons an und ersuchte den Kaiser am folgenden Tage in das Hauptquartier zu kommen. Mit den Kapitulationsverhandlungen beauftragte er den Generalstabschef von Moltke, dem er für die Erledignng etwaiger politischer Fragen den Grafen Bismarck beigab. In der Nacht konnte man sich indessen über die Bedingungen nicht einigen. Noch ehe nun am Morgen des 2. September die Verhandlungen wieder eröffnet wurden, suchte Napoleon den Grafen Bismarck auf, um durch ihn eine Audienz beim Könige und Milderung der Kapitulationsbedingungen zu erlangen. Der Kanzler aber theilte dem französischen Kaiser mit, daß sein Suverän eine Begegnung erst nach vollzogener Kapitulation wünsche, daß er aber selbst auf militärische Besprechungen nicht eingehen könne. Doch erklärte er sich bereit, die Ansichten des Kaisers über den Abschluß eines Friedens kennen zu lernen. Napoleon lehnte es ab, auf derartige Besprechungen einzugehen, da die Regierungsgewalt nicht mehr in seiner, sondern in der Hand der Kaiserin und des Ministeriums

ruhe. Unterdessen hatten Moltke und Wimpffen weiter über die Kapitulationsbedingungen unterhandelt. Da Moltke mit einem Bombardement Sedans drohte, wenn der französische General nicht bis neun Uhr morgens die Kapitulationsbedingungen, welche die Waffenstreckung der feindlichen Armee verlangte, annehme, so fügte sich Wimpffen endlich und unterzeichnete schweren Herzens das verhängnißvolle Aktenstück. Danach war die französische Armee kriegsgefangen; sie lieferte ihre Waffen und all ihr Material an die Deutschen aus; die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen. Die Festung Sedan ergab sich gleichzeitig.

Es war ein ungeheurer Erfolg, den die deutschen Waffen davongetragen hatten. Fünfundzwanzigtausend Mann waren auf dem Schlachtfelde gefangen genommen worden; dreiundachtzigtausend Mann kapitulierten. Ueber vierhundert Geschütze, worunter siebenzig Mitrailleusen, hundertundfünfzig Festungsgeschütze, zehntausend Pferde fielen in die Hände der Sieger, die freilich ihren Sieg mit dreizehntausend Mann an Todten und Verwundeten erkauft hatten. Nach vollendeter Kapitulation besuchte König Wilhelm seinen Gefangenen und wies ihm Schloß Wilhelmshöhe als Wohnsitz an, wohin Napoleon alsbald abreiste. Dann gönnte sich aber die deutsche Heeresleitung keine Ruhe. In aller Eile erließ Moltke die nothwendigen Bestimmungen über den Transport der Gefangenen nach Deutschland, ordnete die Aufräumung des Schlachtfeldes an und befahl dann den Vormarsch auf Paris. Man hoffte deutscherseits auf eine baldige Beendigung des Krieges, sei es durch einen Frieden, sei es durch die Einnahme von Paris, versäumte aber trotz dieser Hoffnung nichts, um den Krieg energisch weiter führen zu können.

Wernicke.

V. Beschreibungen und Schilderungen.

Erster Abschnitt.

83. Des Frühlings Ankunft.

Endlich hat der lang ersehnte Frühling den Sieg über den hartnäckigen Winter davongetragen. Es war ein langer Kampf. Schon vor mehreren Wochen hatte der Kalender den Lenz angekündigt, aber die weiße Schneedecke wollte noch nicht weichen. Das Eis war zwar von den Flüssen geschmolzen, der Schnee auf den Feldern und in den Straßen aufgethauet, auch hatten bereits die Schneeglöckchen und der Krokus ihre Blüthen entfaltet; aber auf den Höhen lag noch das weiße Leintuch unverändert ausgebreitet, als wären wir mitten im Winter, und in den Oefen brannte das Feuer fast noch den ganzen Tag. Waren die Winterkleider auch einmal fortgehängt, immer mußten sie von neuem wieder hervorgeholt werden. Aber schließlich hat der böse Winter doch den Rückzug angetreten und wie früher seinen Sommersitz in den Hochgebirgen aufgeschlagen. Dort thront er in uneinnehmbaren Eispalästen und Schneeburgen, seinen Unmuth von Zeit zu Zeit durch den Donner herabrollender Lawinen kundgebend.

Durch Busch und Flur streifen nun Tag und Nacht linde Lüfte; es regt sich in den Thälern und regt sich auf den Höhen. Ueberall knospet's in den Zweigen und grünt's auf den Wiesen. Zwischen den zarten Spitzen des Grases zeigt sich schon die blaue Blüthe des wohlriechenden Veilchens und die goldgelbe Krone des zarten Hahnenfußes. In den Gärten erhebt die Kaiserkrone stolz ihr Haupt, und die Tulpe prangt in den buntesten Farben. Bald werden die Kirschbäume ihre weißen Blüthen entfalten und an den Zweigen der Birn- und Aepfelbäume die Knospen in Rosensträußen aufbrechen. Es ist überall ein Weben und Schaffen, ein Keimen und Sprossen wie am dritten Schöpfungstage.

Freundlich lächelnd blickt die Sonne vom klaren Himmel und ruft aus den engen Stuben die Menschen ins Freie. Die fröhliche Jugend athmet wieder auf; die Knaben spielen wieder mit Kreisel und Ball, die Mädchen führen Ringeltänze auf und flechten die ersten Kränze. Der Landmann streuet in die sorgsam gezogenen Furchen den Samen. Aus den Ställen treibt der Hirt die muntere Herde, und in frohen Sprüngen weidet diese das frische Gras. Wie auf der Erde, so wird es auch schon in den Lüften lebendig. Schwalben durchziehen sie in schnellem Fluge, und Lerchen erheben sich singend langsam bis zu den Wolken. Noch fehlt zwar die Nachtigall, aber schon ist eine große Schar anderer Sänger zurückgekehrt. Auf den Dächern der Bauernhütten hat auch der Storch seinen alten Platz wieder eingenommen, und an den Bächen hüpft die muntere Bachstelze von Stein zu Stein. Alles athmet Freude und Lust. Das Blut kreist rascher in den Adern, die Brust weitet sich, und die Hoffnung zieht ein mit allen ihren Seligkeiten. Wer aber die Sorge nicht aus seinem Herzen bannen kann, in dessen Brust kann auch der Frühling nicht einziehen, wie schön er auch da draußen ist.

Gude.

84. Ein Spaziergang am Morgen.

Rüstig schritt ich über die blumige Wiese hin, immer nach Osten zu, wo Berge und Thäler meiner warteten, die ich vorher noch niemals besucht hatte. Und als die letzten Sterne erloschen und nur der Morgenstern noch zögerte seinen fliehenden Brüdern zu folgen, führte mich der schmale Fußpfad um einen waldigen Hügel, der ein weites Thal verbarg, welches jetzt noch geheimnißvoll hinter dem Schleier der zerrinnenden Dämmerung lag. Aber mit jedem Schritte, den ich vorwärts that, kam mir der zögernde Tag immer heller und heller entgegen.

Der schmale Pfad zog sich an der Lehne des Berges hinauf, an welchem einzelne Häuser wie abgeschattet hingen. In der Tiefe rauschten die Mühlwasser; ein fernes einsames Glöckchen kündigte mit einförmigem Geläute den Sonntag an, und auf allen Gehöften antwortete sich das Krähen munterer Hähne. Ein frischer Ostwind strich über das Thal, in dessen Tiefe ein Meer von Nebeln ruhte; nur einzelne Thurmspitzen ragten daraus hervor. Ich setzte mich nieder

auf den Strunk eines abgehauenen Baumes, um den Aufgang der Sonne zu erwarten. Hinter mir lag der rauschende Buchenwald, unter mir das überschleierte Thal und abwärts gegen Norden hin eine Reihe von Hügeln, die in mannigfaltigen Abstufungen über einander stiegen immer höher und höher, an vielen Stellen durch Schluchten, weit geöffnete Busen oder romantische Thäler durchbrochen.

Indem meine Blicke still auf die graue Landschaft gerichtet waren und den blassen Schleier des Morgenduftes und Morgennebels zu durchdringen strebten, da flammte mit einem Mal gegen Abend der Gipfel des höchsten Berges von den Stralen der Sonne, und das Bild der noch unsichtbaren stralte zurück aus den Fenstern einer kleinen Kirche, welche die Höhe dieses Berges krönte. Herrlich stand die goldene, flammende Insel über der düsteren Landschaft und dem Nebelmeere, das in dem tiefen Thale wogte. Aber jetzt schien auch der Himmel sich über der entfernten Bergkette zu entzünden, und aus dem weißen, glühenden Meere strömten und thauten die Stralen zum Thale hinab und glitten an den Thürmen zu den moosigen Dächern der Dörfer nieder. Immer tiefer und fester drückte sich der Nebelschleier an die Erde; dann zerriß und zerstiebte er in unendliche Flocken, und das ganze Antlitz des Thales lag erleuchtet und offen da. Die Mühlwasser rauschten und spritzten goldene, glühende Funken auf die Räder herab; zu millionen Malen schwamm das Bild der Sonne mit dem Bache dahin und hing, mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, in zarten, zitternden Tropfen an jedem Grashalme, jeder Saatspitze und jeglichem Blumenblatte.

So schön und rein und in so herrlichen Umgebungen hatte ich das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufganges noch nicht gesehen. Jede neue Erscheinung, die sich aus der Düsterheit erhob, überraschte mich freudig: der Wiesen üppiges Grün, mit blühendem Schwarzdorn durchflochten, die klappernden Mühlen in den Umschattungen dichter Bäume, der zwischen blumigen Ufern dahineilende Bach, die Herden, die brüllend und blökend aus den stillen Dörfern zogen, die einladenden fernen Thäler und über dem Ganzen das kristallene, klare Gewölbe des Himmels, an dem die Sonne still und langsam heraufschwamm. Ich werde den herrlichen Morgen niemals vergessen.

Tschache Stilübungen.

85. Die Hütte.

Am Ausgange des Waldes stand eine kleine Hütte; in der Ferne sah man über einen geraden, breiten Fahrweg hinaus den Thurm des Kirchdorfes. Die Hütte war aus Holz und Lehm gebaut und bestand nur aus einem Stockwerk. Die Lehmwände waren vom Alter bräunlich geworden. Die Pfosten und das Strohdach hatten an vielen Stellen allmählich einen Ueberzug von dunkelgrünem Moose erhalten. Die graue Thür war niedrig, aber ziemlich breit. Neben derselben befand sich eine Bank, die aus rohen Steinen gemauert und mit moosigem Rasen bedeckt war. Die vordere Seite der Hütte hatte zwei Fenster; von den drei übrigen hatte jede nur ein einziges. Die Fenster hatten alle nur einen Flügel und sehr kleine Scheiben, die einen grünlichen Schimmer gaben. Nach dem Walde zu war an die Hütte ein enger, niedriger Stall gebaut, aus dessen offener Thür eine graugefleckte Ziege heraussah. Daneben stand ein alter Schiebkarren, in welchem ein kleines Mädchen saß und mit Blumen spielte; auf dem Rade des Karrens putzte sich eine zahme Krähe. Hinter der Hütte lag ein wohlbestelltes Gemüsegärtchen, in welchem sich junge Obstbäume freundlich emporhoben. An der dichten Hecke, in welcher Dornen und Buchen mit ihrem verschiedenen Grün wechselten, hüpfte eine junge Ziege umher, die bisweilen ein Blättchen abrupfte und dann bald die lustigsten Sprünge machte, bald wie erschreckt stille stand und um sich blickte. Nach derjenigen Seite hin, welche der offenen Ebene zugekehrt war, dehnte sich ein großes Kornfeld aus, an welchem die Hüttenbewohner wohl keinen Antheil hatten. Vor der Hütte aber stand ein gesegneter Nußbaum, der sie mit seinen ausgestreckten Zweigen beschattete und beschirmte. Bone.

86. Der Brunnen im Walde.

Zu denjenigen Stellen, welche mir von der kleinen Fußreise, die ich mit einem Freunde zu Ende des schönen Maimonates machte, besonders in Erinnerung bleiben werden, gehört ein Brunnen, den wir in der Nähe eines alten Klosters am Fuße eines steilen Berges fanden. Der Berg ist mit Hochwald von Tannen und Buchen besetzt, unter welchen sich viele sorgsam gepflegte Pfade kreuzen. Wir wollten eben in einer Art von Wettlauf die untersten ausgehauenen Stufen

hinaneilen, um unter den schattigen, rauschenden Wipfeln uns wieder zu begegnen, da hörten wir rechts hinter dichtem Buschwerk und tief herabhangenden Aesten ein leises Wassergeriesel. Das klang aus einer dunklen Schlucht so lieblich empor und lockte so freundlich zu sich hernieder, daß mein Freund sofort stille stand und dann rasch durch das Gebüsch den Weg bahnte. „O, wie schön!“ rief er, und was er weiter sprach, hallte schon wie aus einem tiefen Gewölbe zu mir herauf. Denn er war wirklich in einem Gewölbe, und die nach außen geöffnete hölzerne Thür versperrte mir anfangs den Zutritt, wodurch meine Neugier noch vermehrt wurde.

Das Gewölbe ist in den Fuß des Berges eingehauen und eingemauert und nach außen hin nur durch einen kleinen, schmalen Vorbau sichtbar. Durch diesen Vorbau gelangt man einige Stufen abwärts in eine etwa zehn Fuß im Durchmesser haltende Rotunde, die ihr Licht durch eine in der Thür angebrachte runde Oeffnung erhält. Wir mußten unser Auge erst an das Halbdunkel gewöhnen, bevor wir genauer unterscheiden konnten, woher das Geriesel eigentlich kam. Dann sahen wir in der Mitte der Rotunde eine brunnenartige Vertiefung, in welche das Wasser durch eine im Boden glatt ausgehauene Rinne lebendig hinabfloß. Die Vertiefung war bis oben hin gefüllt; das überflüssige Wasser floß unter den Eingangsstufen ab und bildete außerhalb ein schnelles Bächlein. Wir stellten uns auf das hölzerne Geschränke, von welchem der Brunnen umschlossen ist, und schöpften das Wasser mit der hohlen Hand. Das war eine rechte Lust an dem schwülen Nachmittage. Denn das Wasser war klar und kühl und hatte einen angenehm säuerlichen Geschmack.

Erst als wir uns genugsam an dem Brunnen selbst gelabt und erfreut hatten, sahen wir seine liebliche Umgebung. Rings herum stand das üppigste und mannigfaltigste Gebüsch, das ihn absichtlich zu verstecken und seine Kühle zu vermehren schien. Ueber die Stirne des Vorbaues hingen lange Gräser und Blumen wie lockige Haare herab, und oben über dem Gewölbe standen drei prächtige Buchen, welche ihre Zweige weit über das niedrige Buschwerk ausdehnten und an die Seitenwände der Schlucht bis fast auf den Boden herabsenkten. Wir gedachten des Mannes, der die liebliche Stelle ausfindig gemacht und dieses alles so schön anzuordnen gewußt hatte, und lobten vergangene Zeiten. Nach Bone.

87. Am Bache.

Ich stand am Morgen eines heißen Sommertages am kühlen Bache. Die Luft war heiter, der Himmel war klar und sein reines, tiefes Blau von keinem Wölkchen getrübt. Das muntere Wässerlein vor mir rauschte murmelnd über die glatten Kiesel, und ein erfrischender, angenehmer Hauch folgte seiner Bahn. Auf der saftigen Wiese an der anderen Seite stand eine Gruppe alter Weidenbäume, welche sich mit ihren Zweigen berührten und theilweise über das Wasser sich niederneigten. Einer war ganz hohl und hatte sich seiner Länge nach in zwei Hälften gespalten, wovon jede ihre eigene Krone zeigte. Aus der schwarzen Höhlung waren kleinere Gewächse hervorgeschossen, welche an der tiefgefurchten Rinde schwankend herabhingen. Die Blätterschatten warfen ein spielend bewegtes Netz über die blinkenden Wellen, in denen kleine Fischlein munter umherschwammen. Das Ufer war dicht bewachsen und zeigte eine Fülle verschiedener Kräuter; blaue Vergißmeinnicht hingen zwischen langen Dolden und Gräsern lieblich herab und spiegelten sich in der klaren Flut. Etwas unterhalb, wo eine seichtere Stelle war, schritten Bachstelzen mit ihren zarten Füßchen im Wasser umher, sich zu baden. Ein glänzender Eisvogel strich pfeilschnell über die Fläche, nur dann und wann sein eintöniges Geschrei ausstoßend. In der Nähe klapperte eine Mühle, und durch die Stämme der Bäume blickte die Thurmspitze des nahen Dorfes. Sommer.

88. Im Garten nach dem Regen.

Ein Gewitter hatte in der Nacht die Luft erfrischt und das durstige Erdreich getränkt. Noch fiel der Regen sanft von dem bewölkten Himmel. Froh wanderte ich durch den Garten, die Veränderungen zu sehen, welche der Regen nach langer Dürre hier hervorgerufen hatte.

Die Blumen waren noch geschlossen; hier und da hatten die Pflanzen neue Blätter entfaltet. Kein Vogel sang seinen Kameraden einen guten Morgen zu, kein Schmetterling war zu sehen. Alles blieb bewegungslos und schweigend; aber es lag etwas feierliches in dieser Stille. Endlich hörte der Regen auf; doch vermochte die Sonne noch nicht, sich durch den grauen Wolkenschleier Bahn zu brechen. Nun

wurden bald da, bald dort einzelne Töne laut; nach und nach aber verbanden sich mit ihnen noch viele andere Stimmen. Plötzlich zerriß die Hülle, welche die Sonne bis jetzt verdeckt hatte, und ihre glänzenden Stralen ergossen sich auf die funkelnden Gewächse. Jubelnd ertönten der Singvögel schmetternde Lieder, die Schwalben schossen durch die Luft, die Schmetterlinge flatterten durch das nasse Blätterwerk, die Bienen krochen aus ihren Körben und schwärmten summend durch den Garten dahin. In wenig Augenblicken wimmelte die Luft von tausend lebensfrohen Wesen und jedes jauchzte in seiner Sprache dem Schöpfer zu, welcher den frischen Regen und die warme Sonne gemacht hat. Tschache Stilübungen.

89. Der Bergsee im Mondenschein.

Mit träumerischem Ermatten ist der schöne, sonnenmüde Tag zur Ruhe gegangen. Eine Stille ist in den Wald eingezogen, daß man das eigene Herz klopfen hört. Immer dunkler färbt sich das Himmelsgewölbe, und die Nacht breitet mehr und mehr ihren Mantel auch unter den dichten Zweigen der Bäume aus. Die hohen Tannen schütten ihre schwarzen Schatten in den Schoß des einsamen Bergsees, den sie ernst und feierlich umhüllen. In sich versunken liegt er still und ruhig da. Leise taucht der zauberische Mond über dem Tannenwalde empor und gießt seinen Silberglanz über Berg und Thal. Auch die dunkle Fläche des Sees wird von seinem Stral getroffen; ein leises Zittern geht über sie hin. Hold neigt sich das nächtliche Gesicht über den klaren Spiegel, ein anderes Leben wach rufend als das Gestirn des Tages. Es seufzt und schluchzt in der Tiefe wie klagende Elfenstimmen. Aus der Nacht der Wellen steigen zarte Nebel empor, leichte Hüllen für die lieblichen Gestalten. Es flüstert in dem Laube des Rohres und rauscht in dem Schilfe bald hier, bald dort, als streiften Gewänder nach dem Ufer. Das zarte Gras erzittert; die Nebelhüllen schweben über dem Thau; vom See her klingt es wie Elfenmusik, und im Grase rauscht es wie Elfentanz. Freundlich lächelt der Mond auf die zarten Gebilde der Nacht; still und geheim geht er über den Tannenwald hin, und wenn er versinkt in den Spitzen der Bäume, liegt auch der See wieder still und in sich versunken da.

Gude.

90. Sonnenuntergang im Winter.

Felder und Berge, Gärten und Auen, die spitzen Dächer der Häuser und die Kronen der Bäume waren mit dichtem Schnee bedeckt. Alles erschien im weißen Sterbegewande des trübsinnigen, eintönigen Winters. Die Luft war so hell und klar wie beim heftigsten Frostwetter, und die Millionen zarter Kristalle blitzten im Sonnenlichte wie funkelnde Diamanten. Ich saß am Fenster und blickte in die weite Aussicht, die mir nach Westen hin frei lag. Der große Mühlenteich am Rande unseres Städtchens war wie übersäet mit fröhlichen Glitschern und Schlittschuhläufern; das sonst so lustige Bächlein dampfte und rauchte an seinen offenen Stellen gleich lauem Wasser, und die bläulich weißen Berge im Hintergrunde blickten mit ihren tannenbedeckten Scheiteln ernst ins Thal hinab. Die heiter stralende Sonne neigte sich ihrem Untergange; denn sie schwebte bereits nahe über den fernliegenden Bergkuppen und schien in einem goldenen Schimmer zu schwimmen. Ihr scheidendes Licht spielte nur mehr auf den Höhen und erhabenen Gegenständen, und man konnte seine fortwährend emporklimmende Grenze sehr deutlich erkennen. Die Schneemassen im Thale wurden mit jedem Augenblicke dunkler; eine wunderbar wechselnde Färbung lag dagegen an und auf den Bergen. Das reinste blendende Weiß stufte sich ab bis zum matten, tiefdunkeln Blau, und auf den höchsten Gipfeln, wohin das freundliche Tagesgestirn eben seine letzten Blicke sandte, schimmerte und schillerte es an allen Enden. Der Himmel färbte sich indessen immer rother und leuchtender, und als das letzte Bogenstück der Sonne hinter den Tannen hinabsank, zeigte der ganze westliche Horizont eine solche Farbenglut, daß sich ihr Wiederschein auf den weißen Vorhängen in meinem Zimmer deutlich bemerkbar machte. Die ganze Luft schien gefärbt zu sein, und der weiche, warme Ton, der sich für einige Minuten auf die Erde herabsenkte, gab der winterlichen Landschaft einen unbeschreiblichen Farbenschmelz. Ich konnte meine Augen nicht abwenden und besinne mich nicht, selbst im Sommer je eine schönere und wechselvollere Beleuchtung gesehen zu haben.

Allmählich aber ward die Färbung am Himmelsgewölbe blasser und ging wieder in die helle, kalte Winterbläue über; auf dem Teiche war es still und leer geworden; ein dichter, weißlicher Dunst stieg aus dem Thale langsam in die Höhe; die freundliche Mondsichel sah

schelmisch hernieder, und funkelnde Sternlein erschienen auf der großen, unendlichen Himmelsflur. Sommer.

91. Eine Kahnfahrt bei Mondschein.

Es war eine warme Sommernacht. Der Sternenkranz der Plejaden umstralte wie Diamanten das verklärte Zauberlicht des Mondes, der wie eine Wunderlampe am Himmelsgewölbe hing und die ganze Gegend mit seinem Silberglanze übergoß. Vom leisen Windhauch bewegt schaukelten die duftenden Rosen in der Nachtluft; Gebüsch und Bäume ruheten traumhaft in vielgestalteten Gruppen an dem Rande des kleinen Sees und tauchten die dunklen Blätter wie dürstend in die silberhelle Flut. Ein Kahn, in welchem zwei Ruder sich befanden, lag lockend da. Wir konnten der Versuchung einzusteigen nicht widerstehen. Mein Freund ergriff die Ruder, und bald schwebte das kleine Fahrzeug auf der glänzenden Wasserfläche, in welcher sich die funkelnden Sterne und der ernste Mond aufs herrlichste abspiegelten, dahin. Die Gärten und Wiesen am Gestade verschwanden allmählich in dem nächtlichen Dämmerlicht, und als wir die Mitte des Sees erreicht hatten, schimmerten nur noch die Lichter der Häuser durch das Grün der Bäume, die am Ufer standen. Eine feierliche Stille umgab uns, nur unterbrochen von dem gleichmäßigen Plätschern der Ruder, die das Wasser sanft bewegten und die Stralen des Mondes auf der Wasserfläche schaukelten. Mein Freund sang mit seiner herrlichen Stimme ein schönes Volkslied, welches unserer Stimmung entsprach; eine Nachtigall antwortete, und ihr Lied klang so süß, so klagend zu uns herüber, daß wir mit eingelegten Rudern jetzt schweigend dahinfuhren. Da stieß der Kahn an das jenseitige Gestade; wir stiegen aus und setzten uns unter eine dichtlaubige Linde auf eine schwellende Moosbank. Eben trat der Mond wieder aus einem weißen Wolkengebilde hervor, das ihn eine Zeit lang verhüllt hatte, und tauchte Berge und Auen und See in sein mildes Silberlicht. Die Ruhe der Nacht hatte etwas feierliches. Still saßen wir da, keiner mochte reden; es war uns wunderbar zu Sinn. Auf einmal sahen wir uns an und mußten ob unsres Schweigens lächeln. Pfeifend schlug mein Freund sich auf die Kniee; dann griff er meinen Arm und zog mich wieder zum Kahn hinab, worauf wir mit schnellen Ruderschlägen wieder unserm Ausgangspunkte zusteuerten.

Nach Gude.

92. Die Giebelseite eines Bauernhauses.

Das Dachwerk des Hauses war wenigstens zweimal so hoch als die beiden Stockwerke, welche den bewohnten Theil desselben ausmachten. Der unterste Stock war bis zwei Fuß hoch über der Erde von schieferartigen Steinen gemauert; die Mauer war sehr rauh und nicht mit Kalk überzogen. Alles übrige war in Fachwerk aufgemauert. Die Wände waren von Lehm und von sehr verschiedener Größe und Gestalt. In den beiden Stockwerken waren sie frisch geweißt; in dem Dachgiebel aber war der Kalk meist abgefallen, und die gelbe Farbe des Lehmes trat hervor; viele Stellen waren von Wespen durchlöchert. Der untere Stock war von dem oberen durch einen Balken getrennt, der über der Hausthür ausgeschnitzt und mit einer Inschrift versehen war. Links von der Hausthür befand sich der Eintritt zum Viehstalle, und rechts waren zwei Fenster, die zur Wohnstube gehörten. Die beiden Fenster waren nur durch einen dicken Pfosten von einander getrennt. Die Rahmen derselben waren grün angestrichen; die Fensterpfosten aber sammt allem übrigen Holzwerke der ganzen Giebelseite hatten die natürliche graue Farbe von altem, trockenem Holze. Ueber der Stallthüre befand sich im oberen Stocke nur ein einziges kleines Fenster, dessen Scheiben allmählich mancherlei Farben empfangen hatten. Ueber der Wohnstube dagegen waren wieder zwei Fenster, die jedoch kleinere Scheiben als die unteren und keinen grünen Anstrich hatten. Der schwere Balken, welcher das Unterhaus von dem Speicher trennte, war der ganzen Länge nach in runden Halbbogen ausgeschnitzt. Das alte Strohdach, welches mit Moos durchwachsen war, lief sehr spitz zusammen und war nach der Giebelseite mit schmalen Brettern eingefaßt. Der Dachgiebel zeigte vier Abtheilungen, die durch Querbalken getrennt waren; die untere derselben hatte in der Mitte eine Thüre, durch welche die Früchte hinaufgeschafft wurden; die oberste war mit alten Brettern beschlagen und hatte zwei runde Oeffnungen. Die Hausthür war nicht senkrecht gespalten, sondern zeigte eine Oberthür und eine Unterthür. Als ich an dem Hause vorüberkam, war die Unterthür geschlossen; der Hausvater, der im Innern stand, hatte sich mit beiden Armen darauf gestützt und rauchte aus einem irdenen Pfeifchen; neben seinem rechten Arme stand ein schwarzes Huhn. Unten an der Seite der Thüre war eine Oeffnung, die man das Hühnerloch nennt; es saß

aber eben eine Katze darin und sah ruhig dem farbigen Haushahne ins Gesicht, der vor der Thüre ungeduldig und fast zornig auf und ab marschierte und die Katze, die seinen Eingang versperrte, angrollte.

Bone.

93. Die Ruine.

Unter mancherlei Gesprächen hatten wir allmählich den Berg erreicht, auf welchem die Burgtrümmer lagen, die sich jetzt, von Bäumen versteckt, unsern Blicken entzogen. Ein schmaler, schlängelnder, steiler Fußpfad führte hinauf; hin und wieder lagen große Baumstücke am Wege, die von den Mauern der alten Burg hinabgerollt waren. Nach langem, mühsamem Steigen standen wir endlich oben vor dem mächtigen Gemäuer. Vor uns erhob sich ein Thurm, glatt, gerundet, der Zerstörung trotzend und so hoch, daß das Auge schwindelnd emporsah. Das Thor war eingesunken und durch Schutt und Dornen versteckt; aber durch ein schmales Fenster führte ein Zugang in den Hof. Wir schlüpften hindurch. Alles war hier mit dürrem Gestrüpp bewachsen, und von den Höhen der Mauer hing in dicken Büscheln gelbes Gras wie Locken herab. Alles war still und todt; nur ein einsamer Geier schwebte vorüber, und ein flüchtiger Marder schaute aus der Oeffnung eines hohen Fensters neugierig und schüchtern auf die ungewohnte Erscheinung von Menschen herab.

Mit großer Begierde durchsuchten wir das wüste Gemäuer: die Keller und Burgverließe, die verfallenen Säle, die verschütteten Hallen, die Kapelle, worin leere Blenden die Plätze zeigten, an denen ehedem Bilder von Heiligen standen, und die Stelle des zerstörten Altars an ausgetretenen Steinen zu erkennen war, wo vormals die Andacht gekniet und gebetet hatte. Ueberall herrschte Zerstörung und stille Trauer. Auf der dem Thore gegenüberliegenden Seite fanden wir die Reste eines Söllers mit der Hälfte seiner Brustlehne, welcher ehedem im zweiten Stockwerke auf Säulen geruht hatte. Jetzt war der Boden bis zu ihm hinaufgeschwollen. Eine unerwartete Aussicht überraschte uns, als wir heraustraten. Senkrecht ging die Mauer hinab in die Tiefe, auf dem lebendigen Felsen ruhend, der sich unten im dichten Gebüsch der Wälder verlor. An des Berges Fuß drängte ein heiteres Dörfchen sich an mit seinen aufsteigenden Straßen und hängenden Gärten; weiterhin lag ein offenes, fruchtbares, lachendes Land,

von Fruchtfeldern und Wiesen malerisch zusammengesetzt; eine Landstraße schlang sich bald steigend, bald sinkend hindurch. Munter bewegte sich in der Tiefe die Welt. Die satten Herden zogen langsam den Ställen zu; auf den Wiesen regten sich emsige Mäher; hoch belastete Wagen voll Heu schwankten nach den Dörfern hin. Alles erschien uns von dieser Höhe herab neu und merkwürdig. Bisweilen drangen von unten herauf einzelne Töne in unser lauschendes Ohr, oder irgend ein Wiederhall unterbrach die tiefe Stille, welche um uns her in dem öden Gemäuer wohnte. Wie oft mochten auf diesem Söller die alten, tapferen Besitzer der Burg gesessen und der herrlichen Aussicht an schönen Morgen und Abenden genossen haben! Dort in der Mitte saß dann wohl der alte Ritter, ihm zur Seite die geschäftige Hausfrau, ringsum im bunten Kreise Söhne und Töchter. Dann erzählte der Alte von seinen Zügen und Thaten, die Jüngeren lauschten zu, und die Knappen drängten sich neugierig herbei! Und die alte Zeit zog mächtig vor unserm Geiste herauf.

Da trat die Sonne hinter das Gemäuer, und ein langer, tiefer Schatten fiel in die Landschaft hinab und verschleierte plötzlich das anmuthige Gefilde. Verwundert sahen wir hinter uns und erblickten, als wäre es zum ersten Male, mit Schauder das dunkle Gemäuer, das mit seinem dürren Gestrüpp riesenmäßig emporragte, mit Gras und Verwüstung bedeckt. Traurig blickten die Wolken durch die leeren Fenster und Spalten des Gemäuers, die weit gähnend das öde Innere enthüllten. Kein frohes Leben bewegte sich hier. Nur schüchterne Eidechsen raschelten durch das falbe Gras, und leise Lüfte wiegten die rothen Häupter der Disteln. Alle Töne der Freude hatte die zerstörende Zeit entführt, und nur das düstere Andenken an die alte Vergangenheit brütete auf den gigantischen Trümmern.

Nach Jakobs.

94. Besuch des Niederwaldes.

Heute verlebten wir einen schönen Morgen in Bingen und benutzten ihn sogleich, um den Niederwald zu besuchen. Gewöhnlich schifft man zu diesem Zwecke nach Asmannshausen hinüber, ersteigt von dort den Berg und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Unser Schiffer aber, der uns über den Rhein bringen und nachher als Führer dienen sollte, behauptete, einen bequemeren und näheren Weg

zu wissen; und da der Mann übrigens ganz vernünftig zu sein schien, so überließen wir uns seiner Führung.

Wir landeten also weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terrassen zu erklimmen. Diese umgeben den sehr steilen Berg im Zickzack; auf ihnen wächst der beste Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terrasse stützenden Mauern daherzugehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, stufenartigen Einschnitte in diesen gelangten, auf welchen wir uns etwa zwei Ellen höher schwangen, um dann wieder bis zum nächsten Einschnitt fortzuwandern. Der nähere Anblick der höchst malerischen Ruine, die wir täglich aus unsern Fenstern vor Augen gehabt hatten, und die wunderschöne Aussicht machten uns alle Ermüdung vergessen. Wir blickten dort tief in das wilde Felsenthal, durch welches sich der Rhein hinter dem Bingerloch windet; auch Asmannshausen sahen wir zwischen seinen Rebenhügeln, woran uns in Bingen der weit hervortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter und zwar auf einem Wege, den ich niemandem als höchstens einem Gemsenjäger empfehlen würde.

Tief unter uns brauste der durch einen plötzlich sich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; fast senkrecht stieg über uns der hohe Fels mit seinen Terrassen empor; und wir mußten auf den immer schmäler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns festhalten, um nicht hinunterzustürzen, und fanden oft noch eben Raum genug, um einen unsrer Füße festzustellen. So hingen wir zwischen Himmel und Rhein; ein einziger Fehltritt, ein losbröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, in den Strom zu stürzen. Dennoch konnten wir nicht zurück; denn an ein Hinuntersteigen war auf diesem Wege nicht zu denken; ja, ich wagte es nicht einmal hinunterzublicken, so schwindelerregend war mir die grausenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und später die Trauben zu sammeln, ist mir unbegreiflich. Endlich, nach einer langen, ermüdenden Stunde, waren wir oben im kühlen Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mehr über ein schwer errungenes Ziel mich gefreut.

Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, ist durch ausgehauene Gänge zu einem Park umgeschaffen. Diese gewähren

hier und da wunderschöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein. Besonders anmuthig ist eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und seine höchst romantische Umgebung erblickt. Aber den Preis von allem trägt ein offener, von Säulen getragener Tempel davon, den ich schon von Bingen aus durch den Wald hatte schimmern sehen. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur stand ich lange in stummem Entzücken auf diesem Platze, nicht nur dem schönsten auf dem Niederwalde, sondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vordergrunde das freundliche Rüdesheim mit seinen alten Burgen, seitwärts über den Strom hin das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuskapelle im Sonnenstral, ihr gegenüber diesseits der Johannisberg, und nun der ganze Rheingau mit allen seinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheines, alle seine vielen, gartenähnlichen Inseln. Der Odenwald, die Vogesen, der Donnersberg begrenzen in blauer Ferne die weite Aussicht wie leicht am Horizont hinschwebende Wolken.

J. Schopenhauer.

95. Dürre in der Heide.

Pfingsten kam näher und näher. Der glänzende Himmel war wochenlang ein glänzender geblieben, und wohl hundert Augen schauten nun zu ihm ängstlich auf. Eines Nachmittags stand über der verwelkenden Heide eine jener prächtigen Erscheinungen, die wohl öfters in morgenländischen Wüsten gesehen werden, nämlich das Wasserziehen der Sonne. Aus der ungeheuren Himmelsglocke, die über der Heide lag, wimmelnd von glänzenden Wolken, schossen an verschiedenen Stellen majestätische Ströme des Lichts, und auseinanderfahrende Straßen am Himmelszelte bildend schnitten sie von der gedehnten Heide blendend goldene Bilder aus, während das ferne Moor in einem schwachen, milchichten Höhenrauche verschwamm. So war es dieser Tage oft gewesen, und der heutige schloß sich wie seine Vorgänger; des Abends war der Himmel rein gefegt und zeigte eine blanke, hochgelb schimmernde Kuppe.

Die Halme des Kornes standen so dünn, so zart, die wolligen Aehren pfeilrecht emporstreckend wie ohnmächtige Lanzen. Am anderen Tage war es schön, und immer schönere Tage kamen und schönere.

Alles und jedes Gefühl verstummte endlich vor der furchtbaren Angst, die täglich in die Herzen der Menschen stieg. Nun waren auch gar keine Wolken mehr am Himmel; ewig blau und ewig mild lächelte er nieder auf die verzweifelnden Menschen. Auch eine andere Erscheinung sah man jetzt oft auf der Heide, die sich wohl früher auch mochte ereignet haben, aber von niemand beachtet war. Ein waldiger Höhenzug, jenseit der Heide gelegen und von ihr aus durchaus nicht sichtbar, stand nun öfters sehr deutlich am Himmel, so daß ihn nicht nur alles sah, sondern daß man die einzelnen Rücken und Gipfel zu nennen und zu zeigen vermochte; und wenn es im Dorfe hieß, es sei wieder zu sehen, so ging alles hinaus und sah es an, und es blieb manchmal stundenlang stehen, bis es schwankte, sich in Längen- und Breitenstreifen zog, sich zerstückte und plötzlich verschwand.

Die Heidelerche war verstummt; aber dafür tönte den ganzen Tag und auch in den warmen, thaulosen Nächten das ewige, einsame Zirpen und Wetzen der Heuschrecken über die Heide und der Angstschrei des Kiebitz. Das flinke Wässerlein ging nur noch wie ein dünner Seidenfaden über die graue Fläche, und das Korn und die Gerste standen fahlgrün und wesenlos in die Luft und erzählten bei jedem Hauche derselben mit leichtfertigem Rauschen ihre innere Leere. Die Baumfrüchte lagen klein und mißreif auf der Erde; die Blätter waren staubig, und von Blümlein war nichts mehr auf dem Rasen, der sich selber wie rauschend Papier zwischen den Feldern hinzog. —Es war die äußerste Zeit. Man flehte mit Inbrust zu dem verschlossenen Gewölbe des Himmels. Wohl stand wieder mancher Wolkenberg tagelang am südlichen Himmel, und nie wurde ein so stoffloses Ding, wie eine Wolke, von so vielen Augen angeschaut, so sehnsüchtig angeschaut als hier. Aber wenn es Abend wurde, erglühte der Wolkenberg purpurig schön, zerging, lösete sich in lauter wunderschöne, zerstreute Rosen am Firmamente auf, verschwand — und die Millionen freundlicher Sterne besetzten den Himmel.

So war Freitag vor Pfingsten gekommen. Das Bächlein war nun auch versiegt, das Gras bis auf eine Decke von schalgrauem Filze verschwunden, nicht Futter gebend für ein einzig Kaninchen; nur der unverwüstliche und unverderbliche Heidesohn, der Wachholder, stand mit eiserner Ausdauer da, der einzige lebhafte Feldbusch, das grüne Banner der Hoffnung; denn er bot gerade jetzt eine solche Fülle der

größten blauen Beeren, wie sich keines Heidebewohners Gedächtniß entsinnen konnte. — Wohl standen wieder Wolken am Himmel, die in langen, milchweißen Streifen tausendfaserig und verwaschen die Bläue durchstreiften, sonst immer Vorboten des Regens; aber man traute ihnen nicht, weil sie schon drei Tage da waren und immer wieder verschwanden, als würden sie eingesogen von der unersättlichen Bläue. Mancher Hausvater ging händeringend zwischen den Feldern, und als es Abend geworden und selbst zerstückte Gewitter um den Rand des Horizontes standen und sich gegenseitige Blitze zusandten, sah ein von der Stadt heimfahrender Bauer selbst ein altes, dem Tode näher als dem Leben stehendes Mütterlein mitten im Felde knieen und mit emporgehobenen Händen beten, als sei sie die Person im Dorfe, deren Wort vor allen Geltung haben müsse im Jenseits. Die Wolken wurden dichter, aber blitzten nur und regneten nicht.

Der Morgen kam, und der ganze Himmel hing voll Wolken; aber noch war kein Tropfen gefallen. Die Weiber und Mägde standen auf dem Dorfplatze und hatten Fässer und Geschirr mitgebracht, um, wenn es regne und der Dorfbach sich fülle, doch auch dieses Jahr wie früher die Festtagsreinigungen vornehmen zu können und feierliche Pfingsten zu halten; aber es kam auch Abend, und kein Tropfen war gefallen.

Des anderen Morgens endlich, als sich die Augen aller Menschen öffneten, war der ganze Himmel grau, und ein dichter, sanfter Landregen träufelte nieder. Alles, alles war nun gelöset; die freudigen Festgruppen der Kirchgänger rüsteten sich und ließen gern das köstliche Naß durch ihre Kleider sinken, um nur zum Tempel Gottes zu gehen und zu danken. Stifter.

96. Ein Bauernhof.

Ein breites, aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagenes Hofthor hängt lose in zwei starken Pfählen. Von dem Thore führt ein schlecht gepflasterter Steindamm bis zur großen Hauptthür des Wohnhauses. Diese Thür ist von der Höhe und Weite, daß ein voller Kornwagen ungehindert hindurchfahren kann, und liegt an der Giebelseite. Durch sie hindurch gelangt man in einen hohen, weiten Raum ohne Fenster, der sein Licht allein durch die offen stehende Thür empfängt. Die aus festem Lehm geschlagene Diele desselben dient zum Dreschen, oder

es stehen beladene Wagen darauf, da sie breiter als die Hausthür ist und fast so lang als das ganze Haus selbst. Am Ende der Diele, der Thür gegenüber, schließt eine Lehmwand die Küche von dem übrigen Raum ab. An den beiden Langseiten der Diele, nur durch eine niedrige Wand davon getrennt, befinden sich die Ställe für die Rinder und Pferde. Die Thiere schauen mit den Köpfen frei in den Dielraum hinein und können, da die Krippen auf der niedrigen Scheidewand angebracht sind, sehr bequem von demselben aus gefüttert werden. An dem Ende jedes Stalles befindet sich eine kleine Kammer, die ein einziges Fenster nach außen hat und aus der eine Thür nach der Diele führt. In der einen schläft der Pferdeknecht, in der anderen die Dienstmagd, welcher die Besorgung der Kühe obliegt. In dem Deckboden des Dielenraumes befindet sich eine Luke, groß genug, um Heubündel und Garben durch dieselbe hinauf- und herablassen zu können. Ueber dem Pferdestall befindet sich noch ein kleiner Raum, wo die Häckerlinglade und das Bett des Hirtenjungen stehen.

Die Küche steht durch eine niedrige Thür mit dem Dielenraum in Verbindung. Die Ausstattung derselben bilden ein aus Steinen gemauerter Herd, Wandfächer mit irdenen Tellern und Schüsseln, Bänke mit Wassereimern und ein Butterfaß. In der Mitte steht ein großer, langer Tisch, an welchem der Dienstherr mit dem Ingesinde morgens, mittags und abends zum Mahle sich niedersetzt. An der Wand hängen, in kleinen Lederösen befestigt, so viel hölzerne Löffel, als täglich Gäste am Tische sind. Jedes, Knecht oder Magd, hat seinen bestimmten Löffel, den es selbst sich ausgeschnitzt hat. Oben an der Decke hangen an langen Stangen die vielen Schinken und Würste, der Stolz der Hausfrau. Hinter der Küche liegt die Wohnstube des Bauern. Ein großer, braun angestrichener Schrank mit blauen Kanten und einem flammenden Herzen in der Mitte zieht zuerst unsern Blick auf sich. Neben diesem Schranke schnurrt in grünem Brettergehäuse die Schwarzwälder Uhr. Der große Ofen, aus Ziegelsteinen aufgemauert und so eingerichtet, daß er vom Küchenherd mit geheizt wird, nimmt den letzten Platz an dieser Seite des Zimmers ein und läßt kaum noch für einen aus Weiden geflochtenen Lehnstuhl Raum. Dieser ist der Ehrenplatz des Hausherrn. Der Thür gegenüber, an der anderen Langseite der Stube sind zwei größere Glasfenster, die in

den Grasgarten gehen. Unter den Fenstern läuft eine Holzbank entlang, vor welcher ein Tisch aus braungemaltem Tannenholze steht. Sonst finden sich in dem Zimmer noch einige kleine Hängeschränke, einige hölzerne Stühle und an den Wänden eine Reihe bunter Bilder. Neben der Wohnstube befindet sich das Schlafgemach mit grün angestrichenen Betten und einigen großen Koffern, die Leinenzeug und Kleider enthalten. Auf der anderen Seite der Küche befinden sich die Vorrathskammern für Wolle, Eier, Butter, Aepfel und sonstige Gegenstände. Der Keller, zu welchem ein Eingang von der Küche aus führt, enthält die Milchvorräthe.

Ein spitz zulaufendes, vom Alter geschwärztes und mit Moos bewachsenes Dach bildet, von außen gesehen, den Hauptheil des ganzen Gebäudes. Oben an jedem Giebel laufen die beiden äußersten Giebelbalken noch einige Fuß darüber hinaus und sind in Gestalt von Pferdeköpfen ausgeschnitten. Mit dem Wohnhause in gleicher Linie und ebenso gebaut, nur etwas kleiner, liegt ein Gebäude, welches die Ställe für Schafe, Gänse, Hühner und die Schweinekoben enthält. Auch die sogenannte Hauskammer liegt darin, in welcher sich der Bauer seine ländlichen Werkzeuge selbst verfertigt. Nicht weit vom Hause ragt der Hebebalken des Brunnens, an dem einen Ende an langer Stange der Eimer zum Hinabsenken, an dem andern ein schwerer Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Das Brunnenloch ist unbedeckt. Um dasselbe stehen einige lange Holztröge zum Tränken des Viehes. Auf dem Hofraum, dem Tummelplatz für das Geflügel, liegt ein einziger großer Dunghaufen, obenauf Hacken, Eggen und ein großer Haufen von Buschholz zum Verbrennen.

Neben dem Hofraum und dem Hause erstreckt sich der mehrere Morgen lange Garten. Einige Obstbäume geben ihm fast allein ein gartenähnliches Ansehen; sonst gleicht er mit seinen Kartoffeln, Bohnen, Kohl und den vielen grünen Grasplätzen zum Weiden des jungen Viehes eher einem Acker. Nur unmittelbar unter den Fenstern des Hauses ist das Walten einer pflegenden Hand sichtbar. Ein leicht aus Weiden geflochtener Zaun umgibt hier einen kleinen Blumengarten. Sind es auch nur einige ganz gewöhnliche Blumen, Topfnelken, Goldlack, Levkoien, etwas Reseda und Salbei, so ist der Anblick doch erfreulich.

Nach den „Grenzboten“.

97. Ein Bivouac.

(Gemälde.)

Der Schauplatz ist eine weite, hügelige Ebene, hier und dort mit Baumgruppen besetzt, die aus Eichen und Buchen bestehen. In langer Linie dehnt sich das Lager aus; überall lodern Wachtfeuer empor; auch aus den Vertiefungen sieht man Rauch in die Höhe steigen, ein Zeichen, daß dort ebenfalls Feuer brennen. Ueberall erblickt man kleinere Hütten, theils aus Baumzweigen, theils aus alten Brettern angefertigt; einige sind von Stroh. Neben den Hütten sieht man Reihen zusammengestellter Gewehre. Es herrscht noch reges Leben im Lager, indem noch immer neue Truppentheile ankommen; Pferde werden abgeschirrt, Kanonen in Reih und Glied aufgefahren, Wachen ausgestellt. Die meisten Krieger haben sich jedoch bereits um die Wachtfeuer gruppiert; einige sind mit dem Kochen des Abendessens beschäftigt, andere rauchen in behaglicher Ruhe ihre Pfeifen, noch andere putzen und untersuchen die Waffen. Auch solche, die eine leichte Wunde davongetragen haben, sieht man; dem einen ist der Kopf mit einer Binde umwunden, der andere trägt den Arm im Tuch. Hier stattet ein eben angekommener Husar, dessen Pferd noch völlig gesattelt und gezäumt neben ihm steht, einem Offizier Rapport ab, und dort stehen drei Grenadiere, die eifrig etwas besprechen. Kaum erkennbar sind die, welche tief im Hintergrunde an der äußersten Grenze des Lagers sich befinden. Das hellste Licht fällt auf diejenigen, welche in Vordergrunde um die Wachtfeuer sich gelagert haben. Die verschiedenen Uniformen, das Metall der Waffen, selbst die Aeste und Blätter der nächsten Bäume treten mehr oder weniger durch die Beleuchtung hervor, deren Wirkung durch das Mondlicht eine ganz eigenthümliche ist.

Gude.

98. Das Kind und die Ziege.

(Gemälde.)

Es ist kein großartiger Gegenstand, welchen das Gemälde vorstellt, sondern eine so alltägliche Sache, daß es mir wohl gerade deswegen so anziehend erscheint. Rechts ist ein freundliches Gebüsch, das die grüne Farbe des vollen Frühlings trägt; das Gebüsch entlang glänzt ein kleiner Bach, an welchem so hohes Gras wächst, daß das Wasser hin und wieder davon verhüllt wird. Von dem Bache führt

über eine Weide, deren grüner Teppich hier und da mit Maulwurfshaufen befleckt ist, ein gerader Fußweg nach einer ländlichen Hütte, die auf der linken Seite dicht am Rande des Bildes steht. Auf dem Pfade kommt in eiligen Schritten von der Seite des Baches her ein kleines Mädchen, das ein Bündel frischen, blumenreichen Grases auf dem Kopfe trägt. Hinter ihm her kommt eine Ziege mit großen Hörnern; diese streckt mit leckerer Miene den Kopf nach dem Grasbündel hinauf, und aus dem Gesichte und der Haltung des Mädchens erkennt man deutlich, wie es aus Furcht vor der kecken Ziege laut aufschreien möchte und seine Schritte verdoppelt. Von der Seite der Hütte aber kommt ein schwarzer Spitz herangelaufen, und in der Thür derselben steht die Mutter, welche wahrscheinlich den Spitz zur Hülfe geschickt hat, sich aber des Lachens über die leere Furcht ihres Kindes nicht erwehren kann. Das Ganze ist in sehr freundlichen Farben gemalt und macht einen so lebendigen Eindruck, als hörte man das Mädchen: „Mutter, Mutter!“ rufen, und als sähe man schon, wie der Hund laut bellend der Ziege in die Füße fallen, und wie diese ihre Hörner gegen ihn kehren wird. Nach Bone.

99. Fuchs und Ente.

Von der Abendsonne vergoldet liegt der Weiher. Wie ein Silberspiegel glänzt seine Fläche; sie wird nur von den weiten Ringen unterbrochen, welche von der Schar munterer Wildenten ausgehen, die dort in der Nähe des Röhrichts ihr lustiges Spiel treiben. Das ist ein Geschnatter und Gequieke, ein Tauchen und Flügelklatschen, daß es weit über die schon dem Schlummer zuneigende Landschaft dahintönt. Einer nach den anderen von den munteren Vögeln ermüdet jedoch allmählich, das Geschnatter wird leiser, und jetzt verlieren sie sich in dem dichten Schilfe, welches wie ein grüner Kranz den Teich umsäumt. Nur ein stolzer Erpel übt noch seine Taucherkünste; er schwimmt in scharf abgezirkeltem Bogen durch die klare Flut. Jetzt erhebt er sich über dem Wasser und schlägt munter die schön glänzenden Fittiche in die Luft, die weiße Brust den letzten Stralen der Sonne bietend. Dann sinkt er wieder zurück und rudert langsam mit stolz erhobenem Kopfe dem Röhrichte zu, um in demselben seine Nachtruhe zu halten. Am Ufersaume, etwas abseits von den Genossen, wählt das Haupt der Familie seine Schlafstatt. Während er den

Kopf unter dem Flügel verbirgt, ist die Sonne unter dem Horizonte versunken.

Tiefer sinkt der Abend auf die Landschaft hernieder. Vom nahen Buchenwalde her ertönt der schauerliche Schrei der Waldkäuze; Igel, Spitzmäuse, Wiesel und andere nächtliche Thiere huschen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um ihre Beutezüge zu beginnen. Das Nachtleben der Natur hat begonnen. Nur noch eine fahle Dämmerung überzieht die Landschaft; da steigt mit gerötheter Scheibe der volle Mond empor, seinen kurzen Lauf am nächtlichen Firmamente zu beginnen. Sein mildes Licht, das in fast wagerechten Stralen über die Fläche fällt, übergießt die Landschaft mit hellem Schein, von dem die gespenstig langgezogenen Schatten der Bäume und Sträucher sich rabenschwarz abheben. Ringsum ist alles still.

Doch was ist das? Dort oben am Hag, der am Abhange hinzieht, welcher zum Teiche sich niedersenkt, bewegt es sich. Das ist ja der größte aller Nachträuber, Freund Fuchs. Bedächtig ist er seiner Feste Malepartus entstiegen. Ihn hungert. Die fetten Enten auf dem Weiher regen seine Lüsternheit an; der schlaue Heuchler ist ihnen auf der Spur. Ihnen gilt sein Nachtwandeln. Wie der Bösewicht geduckt dahin schleicht! Der schlaue Kopf hängt hernieder, aber die Ohren sind gespitzt, der buschige Schwanz fegt schlaff über den kurzen Rasen. Langsam schleicht er dahin und thut so unschuldig, als könne er kein Wasser trüben. Aber jetzt kriecht er sachte den Abhang zum Teiche hinab. Er hält inne, „windet", die spitzige, schwarze Nase schnobernd nach dem Röhricht hingewendet. Der Heuchler! Die fromme Miene, mit der er hinabschleicht, ist nur Schein; sie verbirgt arge Mordgedanken, und vorwärts geht es, mit leisem Schritte dem Schilfdickicht am Saum des Weihers zu. Jetzt steht er stille und überlegt. Er muß seiner Sache sicher sein; denn womöglich noch vorsichtiger als zuvor schleicht er in der Richtung weiter, in welcher der alte Enterich im Rohre verschwand. Nun hat er unentdeckt den Rand erreicht. Wozu soll er noch länger die fromme Maske tragen? Sie fällt, und das wildgierige Auge des Mörders sucht die leise vom Winde bewegten, schwanken Stengel des Schilfes zu durchdringen. Die Beute ist erspäht, und nur wenige Schritte trennen den Meuchler von dem arglosen Vogel, der geduckt zwischen den Halmen ruht.

Reineke richtet sich auf. Er ist jetzt ein anderer; denn seine

ganze Kraft muß der Wegelagerer zur bösen That zusammennehmen. Mißlingt der Sprung auf dem halbsumpfigen Boden, knittert das zerbrechliche Rohr, dann erwacht der Vogel, und die Abendmahlzeit ist verloren. Der Räuber erscheint ganz Muskel und Sehne; er zieht den schlanken Leib an, hebt den Schweif, wild leuchten seine Augen aus dem trotzig breiten Schädel hervor, und einer Säge gleich starren aus dem weißlippigen Maule die perlweißen, spitzen Zähne. Auge, Nase, Gehör, alles scheint an ihm zu arbeiten. Da erhebt er die schwarzbraunen Läufe zum Sprunge, und knitternd durchsetzt er das Röhricht. Laut und angstvoll schreit der Erpel, die Flügel schlagend. Der Spitzbube hat ihn am Halse erfaßt, und während ringsum das Schilf vom lauten Geschnatter der erschreckt ins Wasser stürzenden Entenschar ertönt, trottet der Nachträuber, seine Beute zwischen den scharfen Zähnen mitschleppend, den Abhang hinauf, seiner Feste Malepartus zu.

Zeitschrift.

100. Der Nadelwald.

In großem Maßstabe wiederholt die Ueberkleidung des Erdreichs durch geselliges Gras und Kraut der Wald. Mit seinen Bäumen deckt sich der Rücken unserer Gebirge. Auf den Stuhl der Wolken, wo aus granitenen Pforten die Wildwasser brechen, stellen sich die Mauerstürmer und pflanzen siegendes Leben. Zu Millionen drängen sie sich über die Höhen, ein einziges, in immer gewaltigeren Bogen ausgreifendes Waldmeer, dessen Wellen plötzlich erstarrten. Nur eine Farbe sieht das Auge, aber in welchen unendlichen Abstufungen und in welcher unendlichen Ruhe! Vom Schwarz beschatteter Klüfte, durch Lichtgrün sonnenbeschienener Höhen geht es fort in dunstendes Grau, in schiefriges Blau und schwimmt immer weiter, immer zarter hinaus bis zum duftigsten Gedämmer des Horizontes. Da und dort wallt die langsame Dampfsäule eines Meilers oder die wirbelnde eines Hochofens; wie Eilande leuchten die Bergwiesen, während die nackten Giebel der Felsen abenteuerlich wild hinunterblicken. Draußen aber über die Ferne gleiten Wolkenschatten breit und verdunkelnd und dann wieder helle Felder aufdeckend, eine Flußlinie blitzt auf, eine Ruine, ein Thurm hebt die graue Spitze aus dem Schimmer. Das alles liegt weit und verschollen hinaus.

Der heiße Sonnendunst lagert sich dichter. Die Waldnacht winkt.

Da stellt sich Säule an Säule zu endlos dämmernden Hallen. Die Stille eines Münsters zieht durch sie hin, schwermüthig einsam, feierlich düster. Die Bäume schreiten vorwärts, weite Gassen öffnend. Gras sproßt auf, saftige Halme nicken, weißblüthiges Labkraut zieht saubere Stickereien durchs Grün. Alles weist thalhinunter. Hört ihr drunten das Rauschen und Murmeln? Es ist ein rühriger Bach, der eine Bretterschneide treibt. Wie schüttert das Brausen des Sturzes, das Schwingen der Räder, die Arbeit der Säge so wundersam durch die grüne Stille! Sauber geschnittene Bretter liegen geschichtet, daneben Stämme über einander gerollt; frischer Holzgeruch erfüllt alles umher. Aber man sieht keinen Menschen; das graue Mittelding von Haus und Hütte scheint für sich selber zu schroten. Man fühlt sich beengt und steigt gern aus dem Druck des Thales zur Berglehne hinauf.

Ein ganzes Purpurfeld zieht da empor: nichts als Fingerhut. Oben aber dröhnt die Axt; dort treiben die Holzschläger ihr Wesen. Mächtige Stämme liegen umher; auch ein Bild des „langhinstreckenden“ Todes. Sprechen sie schon so stumm daliegend die Phantasie an, so noch ungleich mehr in ihrem Fall und Sturz selber. Es ist eine aufregende, fast ergreifende Szene. Zwei, drei Fuß über der Wurzel setzt die Säge ein. Sacht, aber sicher dringt sie vor, frißt immer tiefer ins Mark, und der schrille Ton wird dumpfer. Unerschüttert ragt der Baum in die Lüfte. Um seinen Wipfel spielt noch froh das Licht. Indes hat schon die Säge ihr Werk gethan; der Stamm ist bis zu zwei Drittheilen durchschnitten. Nun werden die Keile in den Schnitt gesetzt. Die Holzhauer greifen zur Axt, und gellend fällt die Wucht ihrer Schläge durch den erschreckten Wald. Ein Zittern geht durch den Stamm, ein Schwanken, die Krone sinkt vor den schwindelnden Blicken oben durch die Luft, erst langsam dann schnell und im wachsenden Uebergewichte immer jäher, bis sie brausend, krachend, splitternd durch alle die grünen Nachbararme hindurchschlägt. Unter dem donnernden, allesverschlingenden Sturze bebt der Boden. Ein dunkles Echo wälzt durch die Tiefen des Gebirges, und dann ist's still und keine Zweigspitze rührt sich mehr. Ist die Fichte gefällt, so quillt aus dem Stumpfe noch lange der Saft, bis endlich die Wurzel abstirbt.

Bergan, thalab führt der Pfad. Wir überschreiten wilde Klip-

penfelder, wo um den einsamen Horst der Falke kreist, wo der Marder lauert, im Gestrüpp die Nachtschwalbe schläft. Schnarrend wie ein fliegendes Rad fährt sie beim Schall der Tritte auf. Es ist ein großes, wüstes Trümmerbild, das uns umgibt. Unter diesen steinernen Schwellen, tief im Geklüft quillt der Waldbach; hierher schleudert der Blitz seine Wetterkeile, hier tobt die wilde Jagd der Winde. Verwitterte Baumruinen stehen umher, Waldgespenster, die starke Arme emporheben und uns wunderlich anglotzen.

Welch einen Gegensatz gegen dieses Chaos bietet die freundliche Bergwiese! In sanft geschwungener Linie, oft muldenartig vertieft liegt sie ruhig in dem dunklen, starrenden Tannenrahmen. Ein reizender Teppich, gegen welchen keine Wiese der Ebene kömmt. Kamille, Orchis, gelber und rother Klee, Ampfer, Vogelwicken, zahllose würzige Kräuter drängen sich aus dem saftigen Grase. Hier schwirrt der Bergfink um thauige Kelche, bunte Schmetterlinge schweben darüber hin, aber jetzt in der Dämmerung kömmt das Reh zur Weide.

Denn immer tiefer dunkelt es zwischen den hohen Stämmen, und langsam zieht das Gebirge in den Abend hinein. Schon ruft auch die Baumeule über uns hin, in den Gründen beginnt's zu murmeln, am Wege die alten Fichten ächzen, alles reckt und streckt sich phantastisch formlos aus, und eilender sucht man das Licht eines Gipfels.

Dort glüht die Sonne aus. In das niederbrennende Roth auf den Höhen schlagen die Glocken der Thäler. Dämmerfrieden hüllt das Land, aber durch die Bäume wandelt mit schwarzen Augen die Nacht. Masius.

101. Eiche und Buche.

Die Eiche ist der europäische Urbaum. Die Pelasger und jene Wanderscharen, die einst an den Küsten von Griechenland eine Heimat suchten, verehrten ihn als Lebensbaum, als kostbare Gabe des großen Nährvaters. Seine Früchte sättigten sie, in seinen Stämmen fanden sie Wohnung, unter seinen Wurzeln sprang der tränkende Quell. Und selbst als längst die barbarische Rauheit menschlicher Sitte gewichen war, erhielt sich die Verehrung für den Segenspender unbekümmert fort in dem Gemüthe der Völker. Bei Griechen und Römern blieb er dem Olympier geweiht, aus seinem Rauschen tönten ihnen Stimmen

der Zukunft; der Deutsche aber und der Skandinavier sah das Haus des Donnergottes in dem Wipfel der Eiche. Kein zweiter Baum glich ihr an wildkühner Schönheit; aber keiner bot sich auch dem ersten Bedürfniß zu ausgiebigerem Dienste. Das Haus des Lebenden, den Sarg des Todten, das Schiff, das den Seefahrer trug, die Lanze, die der Jäger schwang, alles gab die Eiche. Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs von der tiefausgreifenden Wurzel bis zum festen schildgleichen Blatt und der derben bronzenen Frucht. In dem trotzigen Zickzack ihrer Aeste und in den großartigen Verkrümmungen ihres Stammes steht sie da als Baum der Stärke, gleichsam als lege sie sich aus zum zerschmetternden Streiche; es ist der graue Wälderkönig, den der Adler sucht und der Held zum Bilde nimmt. Wie treffend, wenn Homer die beiden Lapithensöhne als Hüter vor den Schiffen stehen läßt: „zwei hochwipflige Eichen des Berges, welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig!“ Auch hierin scheint sich die heroische Natur des Baumes anzukünden, daß er sich nie zu eigentlichen Waldungen häuft. Denn die Eiche steht einsam oder im Gemisch mit andern Laubarten; nur in den nordischen Tiefebenen tritt sie oft zu schönen Gruppen zusammen. Ein saftgrüner Rasen, ein blauer Himmel, ein klarer Quell — das gibt dann Ruisdaelsche Bilder. Da und dort hebt der Hirsch das stolze Geweih; er hat den Jagdruf aus der Ferne vernommen. Freundliche Blicke öffnen sich zwischen den schwarzen, gewaltigen Stämmen, und durch die dunkelernsten Laubmassen gleitet still ein goldener Stral. In ihrer ganzen Großartigkeit erscheint die Eiche auf der Höhe des Gebirges. In der Urwaldniß muß man die tausendjährige sehen. Weit über die Quaderwände hinaus, tief in die steinernen Rippen schlägt die Wurzel ihre ungestalteten Pranken, als wollte sie die Erde spalten, und aus dem Grunde treibt und wächst es hinauf, langsam aber riesengroß, bis zu der luftigen Wolkenmasse selber. Wie ein undurchdringlicher Harnisch legt sich die tief durchrissene Rinde dem Recken um Leib und Glieder, zornig zucken die knorrigen Aeste, und wo der Nordwind seine Speere gegen den Eichenstamm schleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So hat er seinen Fuß droben eingegraben, der Alte vom Berge, ein reisiger, riesiger Held, und freut sich, die Wolkenschlacht mit Aeolus und seinem wilden Heere zu kämpfen. Vom Boden aber rankt Eppich und Geisblatt hinauf, und Fink

und Amsel spinnen frische Lieder um seine Zweige. Das ist die deutsche Eiche. Sie hat viele Jahrhunderte deutschen Lebens und deutscher Geschichte gesehen; aber sie steht noch, stolz und grün. Doch sind nur noch wenige ihresgleichen, und wird dem Beile nicht Einhalt gethan, welches unsere Zeit schonungslos gegen jede Pflanzung der Natur schwingt, so werden auch sie bald fallen.

Neben der Eiche gebührt der Buche der Preis unter unseren Waldbäumen. Sie liebt sanft gehobene Flächen und tritt gern von den Höhen des Gebirges auf die sonnigen Hügelzüge am Fuße herab. Unter allen Bäumen ist die Buche der geselligste, sie schießt ihre Wurzeln nicht tief ins Erdreich, sie muß sie mit ihren Schwesterbäumen kreuzen. So, mit verschlungenen Wurzeln und Wipfeln, trotzt ein Buchenwald den Stürmen und dem Sonnenbrand. Allein, ohne andern Schutz erliegt die Buche bald der Witterung. In Jugendkraft, leicht und doch stolz, wie aus Stahl steigt der runde Schaft hinauf. Glatt und dicht umschließt ihn die silbergraue Rinde, von keinem Moose benagt und, wo es geschieht, gegen das Sammetgrün desselben freundlich abstechend. Fast meint man daran die Härte des Holzes zu erkennen, das in der knappen Bekleidung gleichsam nackt erscheint und in seinen Anschwellungen das Bild eines muskelstraffen Armes gibt. Ast und Zweig treten erst in der Höhe hervor, sie greifen scharflinicht aus, fast wie die Zweige der Tannen, und drängen ihre Fächer zu einem einzigen Gewölbe zusammen. Das stumpf eiförmige Blatt stimmt zu dem Charakter des Ganzen. Es bildet, der Verzweigung entsprechend, meist dachartige Schichten, die spitz auslaufen, oder es fliegt flockig auseinander, ohne in Massen zu verschmelzen. Fest gewebt und an den kurzen Stiel geheftet, gibt es sich nicht zum leichten, tönenden Spiel des Windes. Das Laub macht vielleicht den höchsten Schmuck der Buche aus; es quillt in der üppigsten, saftigsten Fülle hervor, und von der Sonne beschienen bietet jedes einzelne Blatt einen Spiegel, der die anmuthigsten Lichtwechsel entfaltet. Und so tief saugt es dieses Licht ein, daß, selbst wenn der Frost es schon berührt, das Buchenblatt vor allem anderen Laube in den feurigsten Goldtinten erscheint. Wer den Thüringer Wald oder das Ilsethal durchzogen hat, wird den Zauber des Buchenwaldes kennen. Gewaltige Blöcke, von Farrenkraut umwuchert, liegen zu den Füßen der ernsten Bäume, unter denen hervor kühlathmend der Quell seine Silberfäden zwischen Blumen und

Wurzeln hindurchzieht. Ueber den Wipfeln aber brennt der Mittag. Jedes Blatt wird ein Sonnentropfen, ein funkelnder Smaragd, und grüngoldenes Märchenlicht dämmert durch die Halle. Der Fingerhut steckt seine Kerzen auf, aus den Steinritzen schlüpft die Eidechse, blauflüglige Libellen wiegen sich auf den Halmen. Dazwischen schießt ein Sonnenblitz an den Stämmen nieder, über den Moosteppich zittern schillernde Lichtkugeln, alles ist seltsam still, wie verzaubert; aber unten, wo das Waldthor sich öffnet, winken Wiesen und Dörfer, ein Flüßchen leuchtet auf, und befreundet grüßt melodisches Herdengeläute.

Nach Masius.

Zweiter Abschnitt.

102. Der römische Karneval.

Ungefähr zwei Uhr nachmittags gibt in der Karnevalswoche eine Glocke vom Kapitol das Zeichen, es sei erlaubt unter freiem Himmel in der Korsostraße zu Rom thöricht zu sein. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Karnevals mehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts reicht aber an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so sieht man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Zirkulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist. Die Balkone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert; jeder hält eine Kerze zum Fenster hinaus; alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine, kristallene Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem anderen Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihres Putzes ein-

laden. Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen; offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen; andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken. Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen. „Tod dem, der kein Lichtstümpfchen trägt!“ ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrei bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge. Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Unter unaufhörlichem Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemandem im Haus, auf der Treppe, es sei eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster ans benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen. Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, keine Hängeleuchter, keine Laternen sind sicher. Wie nun an beiden Enden des Korso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sich's nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja, das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann. Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln. Es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht manche gequetscht, gedrückt oder sonst geschädigt werden sollten. Und doch, weil sich endlich jeder mehr oder weniger hinweg sehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich die Masse allmählich auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit endigt mit einer allgemeinen Betäubung. Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem

bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende. Nach Goethe.

103. Die heimkehrenden Krieger.

Der lang ersehnte Tag, der unsere zum Kampf ausgezogenen Truppen wieder in die Heimat führen sollte, war endlich gekommen. Mit banger Sorge hatten wir die Krieger scheiden sehen, hatten sie mit unserm Herzen auf allen ihren Zügen begleitet, hatten Tag für Tag unsere Gedanken nur bei ihnen gehabt. Jede Nachricht vom Kriegsschauplatze wurde mit fieberhafter Aufregung verschlungen, jeder Sieg durch das Flaggen mit Fahnen gefeiert. Der Jubel war groß, als der Friede unterzeichnet und nun der Tag der Rückkehr für unsere braven Truppen festgesetzt war. Ueberall regten sich jetzt die Hände, um sie festlich zu empfangen. In jedem Hause wurden Kränze und Guirlanden gewunden, und wer noch keine Fahne besaß, ließ rasch eine herrichten. Die Geschäfte ruhten, das gewöhnliche Treiben war verstummt. An allen Häusern wurde gehämmert und geklopft, und bald sah man bis zum obersten Stockwerk hinauf die Wände mit blumengesticktem Grün geschmückt; große Eichenkränze hingen quer über die Straßen von Haus zu Haus, in der Mitte eine bewillkommnende Inschrift tragend. Da war auch kein Haus, keine Straße, die sich nicht in ein Festgewand gekleidet hätte. Besonders schön erschienen mir die vielen Fahnen, welche aus den obersten Stockwerken oder den Dachluken bis tief in die Straßen herunter hingen und im Winde lustig hin und her flatterten. Am Thore hatte man eine schöne Ehrenpforte errichtet; bis in die Nacht hinein hatte man gearbeitet, damit sie noch fertig werde. Wenige Stunden vor Ankunft der Truppen stand sie in ihrer ganzen Pracht da. Die Hauptstraßen, durch welche die Truppen ziehen sollten, hatten sich jetzt so mit Menschen gefüllt, daß niemand sich von seinem Platze zu bewegen vermochte; nur der Mittelweg wurde frei gehalten. Auch die Fenster der Häuser waren mit Zuschauern gefüllt. Ehe der Einzug stattfand, hatten wir noch eine harte Geduldprobe zu bestehen; denn da die Behörden der Stadt die Krieger am Bahnhofe empfingen, so wurden hier noch mehrere Reden gehalten, und es vergingen einige Stunden, bis der Zug in

die Stadt kam. Endlich erkannte man an dem Schwenken der Tücher, an dem Hurrahruf und an den aus den Fenstern niedergeworfenen Blumensträußen, daß er sich in die Stadt bewege. Diese Zeichen setzten sich von Haus zu Haus fort und hielten gleichen Schritt mit den marschierenden Truppen, was allein schon ein ergötzliches Schauspiel gewährte. Die Krieger waren zuletzt so von Blumen und Kränzen bedeckt, daß sie wandernden Blumenvasen glichen. Alle waren hoch erfreut und überrascht von dem überaus herzlichen Empfange. Dabei fielen auch recht rührende Szenen vor. So sah man ein altes Mütterchen neben ihren Sohne einhergehen, das Gewehr, welches sie ihm abgenommen, auf der Schulter; ein Landwehrmann hatte seinen kleinen Knaben, den die Mutter ihm entgegengetragen hatte, auf seinen Tornister gesetzt. Freilich mochte auch in manchem Hause die Trauer groß sein. Nicht alle, die da ausgezogen, waren wieder heimgekehrt, und manche Mutter weinte wohl stille Thränen um den dahingeschiedenen Sohn und konnte nicht einstimmen in den allgemeinen Jubel, dem erst der Abend ein Ende machte. Gude.

104. Der Christmarkt in Berlin.

In meinen Kinderjahren war der Markt und die Ausstellung, wo die Eltern für die Kinder oder sonstige Angehörige Spielzeug, Näschereien und Geschenke zum Weihnachtsfeste einkauften, eine Anstalt, deren ich mich immer noch mit großer Freude erinnere. In dem Theile der Stadt, wo das Gewerbe am meisten vorherrschte, wo Kaufleute, Handwerker und Bürgerstand ein rasches Leben verbreiteten, war man in der Straße, welche zum Schlosse führt, schon lange Zeit hindurch mit dem Aufbau der Buden beschäftigt, die mit jenem glänzenden Tand als Markt für das Weihnachtsfest ausgeschmückt werden sollten. Die Woche vor dem Feste ging es auf diesem beschränkten Raume der Stadt äußerst lebhaft her und war das Gedränge am größten. Hatten sich nun gar frische und anmuthige Wintertage eingestellt, so war dieser Sammelplatz aller Stände und Alter das fröhlichste, was der heitre Sinn nur sehen und genießen konnte. Um die Mittagsstunde wandelten dann wohl die vornehmen Stände behaglich auf und ab, schauten und kauften, luden den Bedienten, welche ihnen folgten, die Gaben auf oder kamen auch nur wie in einem Gesellschaftssaal zusammen, um sich zu besprechen und Neuigkeiten

mitzutheilen. Am glänzendsten aber waren die Abendstunden, in welchen diese breite Straße von vielen tausend Lichtern aus den Buden von beiden Seiten erleuchtet wurde, daß fast eine Tageshelle sich verbreitete, die nur hier und da durch das Gedränge der Menschen sich scheinbar verdunkelte. Alle Stände wogten fröhlich und laut schwatzend durch einander. Hier trägt ein Bürgersmann sein Kind auf dem Arme und zeigt und erklärt den laut jubelnden Knaben alle Herrlichkeiten. Eine Mutter erhebt dort die kleine Tochter, damit sie sich in der Nähe die leuchtenden Puppen, deren Gesicht von Wachs die Natur anmuthig nachahmt, näher betrachten könne. Der Geschäftsmann läßt sich gern von dem Getöse und Gewirre betäuben und vergißt seine Akten. Selbst der Bettler erfreut sich dieser öffentlichen, allen zugänglichen Maskeräde und sieht ohne Neid die ausgelegten Schätze und die Freude und Lust der Kinder, von denen auch die geringsten die Hoffnung haben, daß wenigstens etwas aus dieser vollen Schatzkammer in die kleine Stube getragen werde. So wandeln denn Tausende scherzend, erzählend, lachend, schreiend an den süßduftenden mannigfaltigen Zucker- und Marzipangebäcken vorüber, wo Früchte in reizender Nachahmung, Figuren aller Art, Thiere und Menschen, alles in hellen Farben stralend, die Lüsternen anlacht. Hier ist eine Ausstellung wahrhaft täuschenden Obstes, Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Birnen und Aepfel, alles aus Wachs künstlich geformt; dort klappert, läutet und schellt in einer großen Bude tausendfaches Spielzeug, aus Holz in allen Größen gebildet, Männer und Frauen, Könige und Bettler, Hanswürste, Schlitten und Kutschen, Pferde mit Klingeln, ganzer Hausrath oder Jäger mit Hirschen und Hunden. Was nur der Gedanke spielend ersinnt, ist hier ausgestellt, und die Kinder, Wärterinnen und Eltern werden angerufen, zu wählen und zu kaufen. Dort leuchtet neben allerlei polierten und spiegelnden Geräthen von Zinn eine Anzahl regelmäßig aufgestellter Soldaten, Preußen, Engländer, Kroaten, Panduren und Türken, prächtig gekleidete Paschas auf geschmückten Rossen, auch geharnischte Ritter, Bauern, ein Wald im Frühlingsglanz, Jäger, Hirsche und Bären und Hunde in der Wildniß. Wird man schon betäubt von all diesem Wirrsal des Spielzeugs, der Lichter und der vielfach schwatzenden Menge, so erhöhen dies noch durch Geschrei jene umwandelnden Verkäufer, die sich an keinen festen Platz binden mögen. Diese drängen sich durch den dicksten Haufen und schreien, lärmen, lachen und

pfeifen, indem es ihnen weit mehr um diese Lust zu thun ist als Geld zu lösen. Junge Bursche sind es, die unermüdet ein Viereck von Pappe umschwingen, welches an einem Stecken mit Pferdehaar befestigt, ein seltsam lautes Brummen hervorbringt, wozu die Schelme laut: „Kauft Waldteufel, kauft!“ schreien. Nun fährt eine große Kutsche mit vielen Bedienten langsam vorüber. Es sind die jungen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, welche an der Kinderfreude des Volkes theilnehmen wollen. Nun freut sich der Bürger doppelt, auch die Kinder seines Herrschers so nahe zu sehen, und alles drängt sich mit neuem Eifer um den stillstehenden Wagen. — Es war eine schöne Zeit. Jetzt ist dort alles kostbarer und vornehmer geworden; aber auch jetzt wandere ich noch immer gern durch die menschenbelebten Budenreihen und erinnere mich mit Freuden an die kindliche und kindische Unbefangenheit, mit welcher ich damals alles betrachtete. Nach Tieck.

105. Der Schiffsbrand.

Weithin wogte das prächtige, majestätische Meer. Der Rand desselben war mit einem langen, dunklen Streifen eingefaßt, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzte; das war die im letzten Schimmer der Abendröthe erglühende Küste von Biscaya. Auf den Wellen schaukelte sich der stolze Rumpf einer Fregatte; von ihrem großen Maste wehte der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Flagge mit dem weißen Kreuz. Von dem Verdeck bis zu den Oberbramstangen war das Schiff mit seinen Segeln bedeckt; aber der schwache Hauch des Windes hielt sie kaum gefüllt, und nur langsam bewegte sich das Schiff der fernhin winkenden Küste entgegen. Die Seitenborde waren mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen liefen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung zur Schanze; es waren die Einfassungen der Kanonenpforten, die geöffnet waren und fünfzig Feuerschlünde zeigten, welche hell erglänzten im scheidenden Abendlicht. Atalante hieß die Fregatte. Aus den hell erleuchteten Fenstern tönte fröhliches Geschwätz; es schallte von der Tafel des Kapitäns her, der seine Offiziere zu einem fröhlichen Banket um sich versammelt hatte.

Jetzt ertönte die silberne Pfeife des Hochbootmanns, und gleich darauf wurde es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Masten und aus den Schanzen kamen sie herbei und sammelten sich am Backbord

des Mitteldecks. Hier stellten sie sich nach der bestimmten Ordnung auf, je acht Mann um eine Schüssel; war diese gefüllt, so begaben sie sich nach den ihnen angewiesenen Plätzen, und dann wurde die Abendmahlzeit in aller Ruhe gehalten, kaum daß die Matrosen es wagten, den zunächst stehenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen. Eine halbe Stunde verging auf diese Weise. Abermals ertönte der Schall der silbernen Pfeife von einem Schiffsende zum anderen. Die Eßgeräthschaften wurden schnell entfernt, und langsam und schweigend begaben sich die Matrosen nach dem Mitteldeck. An dem großen Mast hatten sich bereits die Marinesoldaten aufgestellt, sie schulterten das Gewehr und schauten gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes war längst verglommen; der Mond ging auf. Jetzt kamen auch die Offiziere aus der Kajüte und begaben sich nach dem Backbord des Quarterdecks. Der Marineoffizier trat zu den Soldaten, die Kadetten zu den Matrosen. Jetzt betritt auch der Kapitän das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marineoffiziers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präsentieren das Gewehr. Der Kapitän lüftet den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet. Feierlich sammelt sich jetzt alles um den Schiffsgeistlichen, der die üblichen Gebete spricht; er befiehlt das Schiff und die Besatzung dem Schutze dessen, der die Winde fesselt und den verschlingenden Wellen zuruft: „Bis hierher und nicht weiter!“ Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkürlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haar ein Matrose von dem Lazaret herauf, durchdringt den Kreis der Beter, schreit mit herzzerschneidendem Tone: „Feuer!“ und stürzt ohnmächtig zusammen. — Feuer! — Ein Schrei des Entsetzens ertönt; der Priester verstummt, und die Matrosen stürzen nach allen Richtungen hin aus einander. Auch die Soldaten schwanken, ihre Kniee schlottern, die Gewehre senken sich; aber das eiserne Kommandowort fesselt sie, und hoch aufgerichtet stehen sie in geschlossener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den ohnmächtigen Matrosen aufzurichten und zu ermuntern suchen.

„Geschwind, meine Herren, gehe einer von ihnen und sehe, was wahres an der Sache ist, und die übrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen.“ Der Kapitän sprach's, und

die Mannschaft machte den Offizieren Platz. Man brauchte keine weiteren Erkundigungen einzuziehen; denn als der dienstthuende Offizier an den Eingang des Lazarets kam, drang ihm ein erstickender Rauch entgegen. Das Jammergeschrei der Kranken war herzzerschneidend. „Mir nach! mir nach!" rief der muthvolle Offizier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matrosen folgten ihm und entrissen ihre unglücklichen Kameraden dem entsetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken erschienen sie oberhalb der Luken und legten ihre Last schweigend auf das Verdeck nieder. Unterdessen hatten die Offiziere mit großer Umsicht Anstalten zum Löschen getroffen. Die Schiffspumpen waren im vollen Gange, und ein dichter Wasserstral schoß in die Räume des Lazarets hinab. Andere zogen in Eimern und andern Behältern Wasser herauf und benetzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende bis zum andern. Zwei unerschrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sei, diese zu schützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeister hinab zu den Vorräthen mit dem Auftrage, sobald es nöthig sei, alle feuerfangenden Gegenstände zu entfernen und, wenn es sein müsse, über Bord zu werfen. Sie drangen in die finsteren Räume ein; um sehen zu können, mußten sie die Thür auflassen, und nun gewährte ihnen der Feuerschein hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengesetzten Ende waren die Luftklappen geöffnet, der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber. Wild prasselte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks. „Ueber Bord mit dem Rum und Branntwein!" schrie der Proviantmeister außer sich und rollte ein Faß vor sich her, um es vom Verdeck über Bord zu lassen. Kräftige Hülfe war zu Hand; es wurde ein Tau herabgelassen und das Faß gehißt; das Tau war aber zu schwach, konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Das Faß stürzte herab und platzte aus einander; glühende Brände fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser, und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks. Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Gesichter ab, der Kapitän aber schien allgegenwärtig zu sein und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren alle Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen. Ueberdies hatte auch der schwächste Windhauch aufgehört,

die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell, und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Szene, und eine Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres herauf. Hätten die Leute noch auf irgend etwas anderes achten können als auf die Flammen, die in dem Innern des Schiffes wütheten, so würden sie gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange rüstete. Zum Tode erschöpft ließen die Matrosen die Arme hängen; die Offiziere gingen vom einen zum andern, feuerten sie durch ermuthigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Aufs neue begann die Arbeit; die Verzweiflung verlieh ihnen übermenschliche Kräfte, und jeden Augenblick dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Plötzlich aber sprangen mit lautem Geprassel die Luken aus einander, die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben, von der untersten Webeleine bis zum Wimpel mit rasender Schnelle emporsteigend. „Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!“ lautete der allgemeine Ruf, and alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten. Kaum berührte das erste Boot den Wasserspiegel, und das zweite sollte folgen, als die finsteren Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen, den höchsten Gipfel erreicht hatten. Ein lauter Donner hallte vorüber, ein zischender Blitz riß das Gewölk aus einander, und der Sturm stürzte sich heulend auf das unglückliche Schiff. An den Stangen, die von dem Fockmaste zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu stand auch dieser in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raen und Stangen des Besanmastes nieder. Im Innern wüthete die Glut fort, und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer. Der Kapitän hatte eine kurze Berathung mit den Offizieren gehalten; jetzt trat er vor und sprach mit lauter Stimme: „Männer, wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten; so will ich euch retten. Wir besteigen die Böte. Haltet fest zu einander und seid ruhig und besonnen!“ Die Pfeifen der Bootsmänner erklangen, aber, das Pfeifen des Sturmes übertönte sie, und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! In die Böte! Rette sich, wer kann!“ Alles stürzte nach der Seite hin, wo die bereits ausgesetzten Böte von den aufgeregten Wellen auf und nieder geschleudert wurden.

Umsonst versuchten die Offiziere ihre Anordnungen zu treffen; vergebens waren alle ihre Befehle. Kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barkasse, und als diese überhäuft war, stieß sie von dem Schiffe ab. Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Glut hat die Steuerbordskanonen des Vorderkastells erglühen gemacht; sie entladen sich selbst; der erste Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die Barkasse, von dem Winde hoch emporgeschleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln sausen zischend durch das aufspritzende Wasser, sie schlagen in die Seitenborde des Fahrzeugs, es sinkt in die Tiefe, und herzzerschneidend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Verunglückten. Der Kapitän benutzte dieses Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen schien; er schwang sich auf eine Kanone, und umsprüht von den herabströmenden Funken rief er: „Das ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm des Menschen nicht mehr vermag. Gehorcht, oder endet wie sie! Das Langboot vor!“ Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie hereinbrach. Die Glut des Feuers stralte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe schlummernde Hai schreckte aus dem Schlummer auf; es schien ihm, als ob es Tag geworden sei und die Morgensonne ihr rosiges Licht auf die Meerflut werfe. Spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weit geöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstralen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Backbords sich lösten und wie ferner Donner verhallten. Die Lust zum Leben siegte; hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit zur Rettung. Die Matrosen, der Weisung ihrer Offiziere folgend, stiegen in das Langboot hinab. Dasselbe war gefüllt und versuchte nun, sich von dem brennenden Schiffe zu entfernen und aus dem drohenden Bereich der Kanonen zu kommen, die sich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe. Jetzt verließen auch die Offiziere das Verdeck, das mit jedem Augenblicke glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Der Kapitän war der letzte. Als alle hinunter waren, setzte er den Fuß auf die schwankende Leiter. Doch plötzlich wich er

zurück und rief: „Wo sind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?“ Keine Antwort! Aus der Schaluppe aber erfolgte die ungeduldige Mahnung, daß der Kapitän nicht länger säumen möge. „Nicht von der Stelle,“ rief er, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im klaren bin!“ Und mit diesen Worten stürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Glut bereits auf das bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden Arbeit war der jüngere bereits ohnmächtig niedergesunken; der ältere bemühte sich umsonst ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Kapitän ergriff den Ohnmächtigen, und mit starken Armen trug er ihn unter endlosem Feuerregen auf das Verdeck, während der andere ihm folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die jetzt von einer Welle gefaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, begleitet von gierigen Haien, steuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerst nur bemüht, so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Glut heller aufleuchtete, sah man eines oder das andere über die Flut hinstreichen. Die Atalante gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestätischen Anblick. Der Vordermast und das Bugspriet waren herabgestürzt, der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwankend zum Sturze; der Besanmast stand in heller Glut, und als ob ein Zauber sie schützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet, sondern ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht. Schon waren die Böte in einiger Entfernung, da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger furchtbarer Knall, der das Meer bis in seine Tiefen erbeben machte; eine ungeheure Flamme, die bis in die Wolken hineinstralte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeschleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen; endlich tiefe, schweigende Nacht.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten die Böte die Küste von Biscaya. Smidt.

106. Die Theater der alten Griechen.

Die Theater der alten Griechen waren sehr groß und ohne Dach,

da man nur am Tage Vorstellungen gab. Sie waren darauf berechnet, die ganze männliche Bevölkerung einer Stadt und der Umgegend aufzunehmen. Das Theater in Athen faßte dreißigtausend Menschen, das in Megalopolis sogar vierzigtausend. Die theatralischen Aufführungen dienten aber nicht bloß zur Ergötzung und Unterhaltung des Volkes, sondern dienten auch zugleich religiösen Zwecken, indem sie die Feste der Götter verherrlichen und verschönern halfen; sie wirkten ferner auf die Volksbildung, erweckten den Gemeinsinn und befestigten den Geschmack und das feinere Kunsturtheil. Daher scheute der Staat keine Opfer bei den Aufführungen. Den Zuschauern waren die theatralischen Spiele die schönsten Feste und dem Dichter die Tage, an welchen seine Dichtungen den Preis davontrugen, die höchsten Ehrentage. In aller Frühe wurde mit reichen Opfern und feierlichen Umzügen und Gebeten das Theater geweiht, und mit Sonnenaufgang begannen unter dem süßen Dufte des feierlichen Opferdampfes die Aufführungen. Mit andächtigem, festlich erhobenem Sinne, in Feiergewändern und mit bekränztem Haupte schaute man zu. Das Gebäude des Theaters war heilig wie ein Tempel.

Dasselbe bestand aus drei Haupttheilen, aus dem Zuschauerplatz, aus der Bühne, welche den Sitzen der Zuschauer natürlich gegenüber lag, und aus der zwischen jenen beiden Theilen befindlichen Orchestra. Die Schausitze bildeten über einander herlaufende, immer größer und größer werdende Kreisbogen. Sie reichten mit ihren Enden bis an die Bühne und schlossen mit dieser die Orchestra ein. Da man die Theater gern an dem Abhange eines Hügels erbaute, so waren die Sitzreihen zum großen Theil aus dem natürlichen Boden herausgearbeitet. War der Abhang ein Felsen, so wurden sie vollständig darin ausgehauen und bei minder guter Beschaffenheit desselben mit Marmor bekleidet; bestand dagegen der Abhang nur aus einer gewöhnlichen Erdart, so wurde er bis zur nothwendigen Tiefe ausgegraben, und die Sitze wurden alsdann von Steinen aufgeführt.

Die terrassenförmige Anlage der Sitze, welche in immer weiter schweifenden Bogen hinter einander aufstiegen, machte es möglich, daß die Zuschauer alles gut sehen und hören konnten. In kleineren Theatern bildeten die Sitzstufen nur ein einziges Stockwerk; in größeren dagegen waren sie durch einen oder auch durch zwei breite Gänge, welche mit den Sitzreihen parallel von dem einen Ende des Kreisbo-

gens bis zum andern liefen, in einzelne Abtheilungen oder Stockwerke getheilt. Ein jedes Stockwerk wurde dann wieder durch mehrere Treppen, die von der untersten bis zur obersten Sitzreihe stralenförmig aufstiegen und die Kreisbögen wie Halbmesser theilten, in einzelne keilförmige Abschnitte zerschnitten. Von den Sitzstufen diente die vordere Hälfte zum Sitzen, die hintere, etwas vertiefte, war für die Füße der höher Sitzenden bestimmt. Neben der unteren Sitzreihe lief gewöhnlich ein erhöhter Gang um die Orchestra.

Zu ihren Sitzen gelangten die Zuschauer entweder von oben durch die in der Umschließungsmauer befindlichen Thüren und Galerien, oder man ging durch die Orchestra, stieg auf kleinen Treppen zunächst auf den untersten Umgang und von da auf den stralenförmigen, die Sitzreihen durchschneidenden Stiegen höher und höher hinauf.

Die Bühne bildete ein langgezogenes Rechteck, dessen Länge wenigstens den ganzen Durchmesser der Orchestra betrug. Sie war breit, aber ohne große Tiefe. Die rechte und linke Seite des Bühnenraumes wurde durch zwei Seitengebäude begrenzt, welche als Flügel von der hintern Bühnenwand aus den beiden Enden oder Hörnern der Sitzreihen zu vortraten. Zwischen diesen Seitengebäuden und den Zuschauersitzen befanden sich die beiden Eingangsthore zur Orchestra. Die Räume hinter der hinteren Bühnenwand dienten theils den Schauspielern und dem Chore zum Aufenthalte, zu Ankleidezimmern, theils zur Aufbewahrung der Maschinen, der Kostüme und sonstiger Gegenstände. Die gesammten Vorrichtungen waren höchst einfach und, mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der heutigen Theatermaschinen verglichen, sehr wenige. Man hatte unter anderen einige Flug- und Schwebemaschinen und Vorrichtungen zu Versenkungen. Die im Hintergrunde gelegene Bühnenwand hatte drei Ausgänge. Durch diese traten die Schauspieler hervor und gingen sie wieder zurück. Diese Bühnenwand stellte gewöhnlich einen Palast dar. Aus der Mittelthür, der sogenannten Königspforte, trat der König und Herrscher, der fürstliche Besitzer des Palastes. Die beiden anderen Seitenthüren bezeichneten einen Eingang zu Frauengemächern, Gastwohnungen und anderen Nebengebäuden. Nicht selten war auch die Dekoration eines Tempels mit den zugehörigen Gebäuden und Anlagen zu sehen. Szenenveränderungen waren sehr selten, und wenn man auch durch Drehmaschinen auf beiden Seiten der Bühne den Prospekt verändern konnte, so

geschah dies doch nur ausnahmsweise und kann nicht entfernt unserm heutigen Szenenwechsel gleichgesetzt werden.

Ganz von unserm heutigen Theaterwesen abweichend war der Raum und die Bedeutung der Orchestra, woselbst der Chor aufgestellt war. Sie lag etwas tiefer als die Bühne, mit welcher sie durch einige Stufen verbunden war, damit der Chor von der Archestra die Bühne und von dieser wieder die Orchestra betreten konnte. Der Chor gelangte durch dieselben zwei Haupteingänge auf die Orchestra, durch welche auch die Zuschauer größtentheils zu ihren Plätzen gelangten. In der Mitte der Orchestra befand sich ein mit Stufen umgebener Altar.

Der Chor nahm, wie es auch die Lage der Orchestra und sein Standpunkt darin schon äußerlich bezeichnet, eine vermittelnde Stellung zwischen der dargestellten Handlung und dem Zuschauer ein. Er griff nicht ein in die Handlung, stand ihr aber nahe, indem er doch betheiligte Personen vorstellte, Einheimische der Stadt oder des Landes, Gefolge oder dergleichen. Er knüpfte an die vorgeführten Handlungen den lyrischen Ausdruck des mit tiefer und inniger Theilnahme betrachtenden Zuschauers. Er pries den Tapferen und Muthigen, ermahnte den Leidenschaftlichen zur Besonnenheit und Mäßigung, tröstete den Leidenden, bemitleidete den Unschuldigen, warnte vor der göttlichen Strafe und der unheilbringenden Frucht des Uebermuthes, erinnerte an ähnliche Vorgänge aus dem Reiche der Mythen und redete die goldenen Worte der Weisheit und frommen Ergebung. Seine Gesänge bildeten den kunstvollsten Theil des Dramas und bewegten sich in hochpoetischer Rede.

In übermenschlicher Größe, die Füße auf einen Untersatz, den sogenannten Kothurn, gestellt, trat der Chor in prächtigen Gewändern, mit goldenen Kränzen im Haar in die Pforten der Orchestra ein und umwandelte dieselbe mit feierlichen, gemessenen Bewegungen zum Klange der Flöten, wobei ihm das heilige Lied von den Lippen floß. Lange vorher hatte der Dichter selbst mit der größten Sorgfalt und Mühe die Chorgesänge eingeübt; er selber hatte die Melodien und die Gebilde des Tanzes ersonnen, und keine Kosten noch Mühen wurden gescheut, um seine Gedanken vollständig und großartig auszuführen. Die Pracht des Chores und seine Ausstattung war vornehmlich der Gegenstand des Wetteifers bei den Reichen, die von staatswegen der Reihe nach verpflichtet waren die Chöre herzustellen.

Außer dem Chore erhielt der Dichter auch noch die erforderlichen Schauspieler vom Staate zugewiesen, falls er nicht selbst einige ausgewählt hatte, die für die Darstellung seiner Stücke vorzugsweise befähigt und eingeübt waren. Mehr als drei Schauspieler waren übrigens selten auf der Bühne; auch hatte jeder einzelne Schauspieler mehrere Rollen zu übernehmen. Damit die Stimme der Spieler durch das ganze Theater hin gehört werden könne, befand sich in der Maske, welche sie trugen, eine Art Sprachrohr.

Die Vorstellungen dauerten den ganzen Tag hindurch. Gewöhnlich wurden drei Stücke aufgeführt, welche mit einander in einem inneren Zusammenhange standen. Den Schluß machte dann ein Stück mehr oder weniger scherzhaften Inhalts, das sogenannte Satyrdrama.

Nach Witzschel.

107. Olympia und die olympischen Spiele.

Wo der Alpheus aus den engen Felsthälern Arkadiens in das niedrige Küstenland von Elis eintritt, wird er von waldreichen Höhen eingefaßt, zwischen denen er in breiten, vielgewundenen Strömungen hinfließt. Das nördliche Ufer nannten die Alten Olympus, ein Name mit dem die ältesten Einwohner die heiligen Gipfel des Landes bezeichneten. Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier, welche achtzig Jahre nach dem Falle Trojas in den Peloponnes eindrangen, kamen aetolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, und während jene im Süden und Osten auf dem Boden von Agamemnons Herrschaft neue Staaten einrichteten, besetzten diese das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylus den Staat Elis. Da aber die Eleer sich bald immer enger an die dorischen Spartaner anschlossen und diese in sich den Beruf fühlten, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene peloponnesische Halbinsel zu einigen, ward Olympia als ein gemeinsames Bundesheiligthum eingesetzt. Zunächst schlossen die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurg und Iphitus, ein heiliges Bündniß mit einander, indem sie sich für die Sicherheit des Heiligthumes und für freies Geleit der zu den Festen Wallfahrenden verbürgten. In der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Heiligthums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen; keine bewaffnete Schar

durfte ihre Grenzen überschreiten; ganz Elis war ein dem olympischen Zeus geweihtes Land. Herakles aber, der Heros des dorischen Stammes, nach der Sage der Urheber aller Einrichtungen desselben, wurde durch die Sage auch zu Olympias Festordner erhoben. Nach und nach stieg das Ansehen des Heiligthums, und es wurde aus einem peloponnesischen ein hellenisches. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen Olympias an.

Olympia war ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisas. Nach der Zerstörung dieser Stadt war die Landschaft weit und breit umher nur noch in Dörfern bewohnt, die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Wäldern und Gärten, welche das Heiligthum einhegten. Olympia selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen, aus dem nicht geheiligten Raume und aus der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, welcher alles Eigenthum der Götter enthielt. Den Raum der Altis hatte Herkules mit seinen Schritten abgemessen, er hatte die hohe Umfassungsmauer gegründet, welche alles Unheilige von der Schwelle des Zeus fern hielt. Diese Mauer zog sich auf der Abendseite am Kladeus entlang, dem platanenreichen Nebenflusse des Alpheusbettes und schloß sich im Osten an das Stadium an. Nur durch ein Eingangsthor mit schimmernder Säulenhalle durften die Festzüge den Boden der Altis betreten. Trat man hinein, so hatte man gleich zur rechten den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt; darum hieß er der Baum der schönen Kränze. In seinem Gehege hatte man den Nymphen einen Altar erbaut, um sie durch Opfer gnädig zu erhalten, daß sie nicht ablassen möchten, mit frischem Thaue das Gedeihen des köstlichen Baumes zu pflegen. Es war ein wilder Oelbaum, dessen Blätter sich durch ein tieferes Grün von dem zahmen Oelbaum unterscheiden. Jenseits des Kranzbaumes erhob sich auf mächtigem Unterbau der Tempel des Zeus, die wichtigste Stelle innerhalb der Altis. Der Tempelort war eine uralte Stätte des Zeusdienstes. Schon frühe stand hier ein Tempel; als aber Athens Denkmäler auf der Akropolis alle früheren Kunstschöpfungen verdunkelten, beschlossen die elischen Behörden einen Umbau und wandten sich nach Athen, der hohen Schule griechischer Kunst. Auf ihren Ruf eilte Phidias herbei, von seinen namhaftesten Schülern und einer ganzen Schar attischer

Werkmeister begleitet. Im Einverständnisse mit ihm ordnete Päonius den malerischen Schmuck und die Gewandung des Tempelbildes, füllten Alkamenes und Päonius die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Heroen; er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft und Erfahrung der höchsten Aufgabe seines Lebens, den Nationalgott der Griechen an seiner würdigsten Stelle zu verherrlichen. Neben dem Tempel des ersten der Götter erstreckte sich das Heiligthum der Hera und das des achäischen Helden Pelops. Nach der Mitte des Hofes vorliegend erhob sich der große Zeusaltar auf einem mächtigen Unterbau zu einer Höhe von zweiundzwanzig Fuß, so daß der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung fortziehen konnte. An der nördlichen Seite trat der Hügel des Kronos vom olympischen Gebirge in die Altis vor. Auf einer aufgemauerten Terrasse standen hier in einer Reihe die Schatzhäuser zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, deren letztes an das Stadium grenzte. Dieses lehnte sich mit dem oberen Ende an die waldigen Thalbuchten an, war aber zum größeren Theile künstlich aufgeschüttet; am südlichen Ende stieß es mit dem Hippodrom im rechten Winkel zusammen. Letzterer bestand aus zwei Theilen, der breit geebneten Rennbahn und der künstlichen Anlage der Wagenstände. An der nordwestlichen Seite lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandschaft benachbart, das Gymnasium Olympias mit Wohnungen für die Athleten, mit sonnigen Ringplätzen und schattigen Säulengängen umher. Auf dem von Pinien beschatteten Gipfel des Kronoshügels sah man zu seinen Füßen den ganzen von den herrlichsten Bildwerken erfüllten Tempelhof, ein Labyrinth von Kunstwerken. Die dicht gedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statüengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die Bäume zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden.

Die gewöhnliche Einwohnerschaft Olympias bestand aus den in der Altis waltenden Priestern aus erlauchten peloponnesischen Geschlechtern; ihnen standen Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter und andere Diener zur Seite. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheusthales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, welche des Weges zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen. Aber wie veränderte sich alles, wenn das

vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien, herankam, wenn die heiligen Gesandten, „die Friedensboten des Zeus, des Kroniden, der Jahreszeiten Herolde," von den Pforten der Altis auszogen und allen Hellenen die ersehnte Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger herziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!" Alle Hellenen wurden eingeladen, ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf des Themistokles Antrag der Syrakusaner Hieron ausgeschlossen wurde, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die dann auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Kolonien benutzten dieses Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten. Ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das jonische Meer sowie die breite Alpheusmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffern der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sizilien und Gallien wohnenden Hellenen. Bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maulthiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden. Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprungs, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft; sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Uebungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse mußten sie vor einer Bildsäule des schwurhütenden Zeus, der in jeder Hand den Blitzstral führte, einen Eid darauf leisten, daß sie im heiligen Wettkampfe sich keine Unredlichkeit und keinen Frevel zu Schulden kommen lassen wollten. Die Spiele wurden im Laufe der Zeit vergrößert, und aus einem Festtage ward allmählich

eine Reihe von fünf Tagen, welche in die Zeit des Vollmondes um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Den behendesten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst die Stufensitze des Stadiums mit Zuschauern, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch einen verdeckten Gang auf der Westseite die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufrufe dem Volke vorgestellt; wer einen derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Richtern sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Losurne heran, und einer nach dem andern nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Lose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier mit einander — so oft wurde der Kampf erneuert, und da einer Sieger bleiben mußte, so traten diejenigen, welche in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufes wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt: der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der reiche Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Diskus und des Speeres. In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstralte, so war es nicht sowohl die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers, als vielmehr der Glanz des Reichthums, die Pracht des Aufzuges, welche zu Gunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten, und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglückes, wenn es jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehen zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken; die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre

Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen, wie dem Alcibiades, erschien nur der Sieg im Hyppodrom als ein begehrungswürdiges Ziel. Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verlost; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Nähe saß auf einem Altare ein eherner Adler, welcher in die Luft steigend den ersehnten Anfang des Spieles verkündete; gleichzeitig senkte sich ein Delphin, welcher auf einem Querbalken lag, ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen. Nun tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam stürmende Wagenreihe. Es kam auf der breiten Bahn, welche ein Viergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Rosse herumzulenken, andererseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspieles, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual war vergessen, und wie die Glut des Julitages sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich vom Hippodrom und Stadium nach dem Eingangsthore und zum Tempel des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der Kampfrichter; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaumes lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben, während die Versammlung in den Hallen und auf den Galerien heilige Lieder anstimmte. Dann brachte der Sieger sein Dank-

opfer am Altare des Zeus dar und wurde mit seinen Siegesgenossen als Gast des olympischen Gottes am Herde des Heiligthums bewirtet. Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohlversorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten, und beim Lichte des Mondes erschallte die ganze Flur von Siegesgesängen. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt, alle griechischen Mundarten tönten durch einander; es war das lauteste Treiben eines südlichen Jahrmarktes. Damit die Gestalt der Sieger nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden möchte, wurden sie im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe dargestellt werden. Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt aufgestellt zu werden, sowie sich auch an die Festfreude Olympias noch eine Nachfeier bei des Siegers Heimkehr anschloß. Man riß die Stadtmauern ein, um seinem Wagen Bahn zu machen; ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht, und der schönste Schmuck dieses Tages war das Lied eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde. Curtius.

108. Die Krönung Josephs II.

(3. April 1764.)

Der Krönungstag brach endlich an. Das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der oberen Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschaueten nunmehr von oben wie in der Vogelperspektive die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen

lag dort der Hafer; hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und beweglicher, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas besonderes angekündigt wurde.

Bei alledem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Staunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kurmainz wurden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Zeremonien beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen, sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir anderen Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier gebracht wurde. Sogleich bestieg der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gesträlten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich denn an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich

damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur linken etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge. Denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür geöffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dome zurückkehrende Zug beschreiten sollte. Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Zeremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein. Wir andern verzehrten mittlerweile auf unseren Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten. Auf dem Platze war jetzt das sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelbem und weißem Tuche überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir vorher zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern. Und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten, denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen, wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Nun verkündigten der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles abgethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der

Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn, sowie den ganzen gefüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldbestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch und soeben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend als ein Heiliges uns entgegenstralte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sahen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen Macht beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markte ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben werden und also nicht vom Volke, wie sonst, angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius der Menge zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte

von meinem hohen Standpunkte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohlbesetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den unteren Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten. Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich verziert, sowie Krone, Szepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn alles war neu daran und die Nachahmung des Alters geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab; die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Szepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigeren Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte. Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von anderen bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war aber die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte auch noch

ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt; in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gefäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige, mit den kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in die Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Menge in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde gekommen sein mochten. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es noch am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte der Menge abermals ein Opfer gebracht werden, die in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Dies-

mal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größere Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter aber machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stieres als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas gefährlichem und schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu des Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich

begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saales gerade gegenübersteht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthür war bewacht; indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, was er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saales unmittelbar hinter den Fenstern saßen auf Thronstufen erhöht unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Szepter lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen, Kurmainz den Majestäten gegenüber, Kurtrier zur rechten und Kurköln zur linken. Dieser obere Theil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupte durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen, und wenn dadurch der größere Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage des Kaisers ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir aber weder meine

Jahre noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten. Goethe.

109. Der vom Blitz erschlagene Schäfer.

(Gemälde.)

Wir befinden uns am Abhange eines Hügels. Rechts erhebt sich eine gewaltige Eiche, von der nur die mittleren Aeste belaubt sind; die Krone sieht man nicht, aber man darf vermuthen, daß sie dürr war. Der Blitz hat sie gebrochen und ihre Zweige heruntergeschleudert; sie liegen brennend und mächtige Rauchwolken entwickelnd hinter dem Stamme. Links neben der feurigen, qualmenden Glut erblickt man ein Stück Himmel, an dem die dunkeln Gewitterwolken schwer und düster fortziehen wie böse Geister, die eine böse That gesehen haben. Darunter dehnt sich ein Wiesengrund, der im saftigsten Sommergrün prangt; mächtiger Hochwald umsäumt ihn, ein Sonnenstreif spielt darüber. Während man im Vordergrunde eine trübe, unheilvolle Szene erblickt, versöhnt der Künstler die Seele, indem er den Hintergrund mit hellem, milderndem Lichtglanze übergießt.

Das ist der Ort, auf welchem sich das traurige Schauspiel entwickelt. Am Fuße der Eiche liegt der Leichnam des erschlagenen Schäfers, bleich, todtenstarr, gebrochen in der Kraft seiner blühenden Jahre. Unvorhergesehen traf ihn der Tod. Die Züge sind friedlich, ohne allen Ausdruck von Angst; im Gegentheil, ein mildes Lächeln spielt noch um die Mundwinkel. Ein Mann von kräftiger Gestalt ist hinzugekommen; das Haupt des Todten liegt auf seinem Schoße, mit der rechten Hand umfaßt er ihn. Der Künstler läßt es ungewiß, ob er damit nach dem Herzen gefühlt habe, um den Pulsschlag zu untersuchen, oder ob er nur beabsichtige, den Todten zu halten. Sein Gesicht wendet sich nach der Gruppe, mit der linken weist er gegen den Himmel, woher der Schlag kam. Vor dem Schäfer kniet, dem Zuschauer den Rücken kehrend, eine Frau; man sieht nur wenig von ihren Gesichtszügen. Es ist das Weib des Erschlagenen. Sie ist von der Feldarbeit herbeigerannt und vor der Leiche in die Kniee gesunken; ihr Haar hat sich in der Hast gelöst; sie greift mit beiden

Händen nach dem Kopfe, der ihr vor Schrecken springen möchte; ihre Augen starren weit aufgerissen nach dem Todten, ein Schrei des Entsetzens dringt aus dem geöffneten Munde: sie kann den Schlag, der sie getroffen, nicht fassen; es ist ganz der Ausdruck der Angst, von der man nicht weiß, ob sie weichen wird, von welcher man fürchtet, daß sie in Wahnsinn übergehe. Die Gestalt ist wie versteinert. Hinter dem Weibe befinden sich noch drei Personen, ein älteres und ein jüngeres Mädchen und zwischen ihnen ein Knabe, von denen man glauben möchte, daß sie Verwandte des Todten seien. Noch weiter sieht man Personen den Hügel heranlaufen. Auch in der Ferne auf der Wiese, wo die Leute mit der Einfuhr des Heues beschäftigt sind, regt sich ein neugieriges Leben. Alle sehen nach dem beschriebenen Orte. Während der Künstler solche Bewegung und solche Theilnahme in die Menschen brachte, hat er selbst die Thiere nicht vergessen. Links vor dem Baume steht die Herde, die geschreckten Schafe blöken mit gehobenen Köpfen, der treue Hund umspürt schleichend und ängstlich schnaubend den Herrn; es ist, als hätten auch die Thiere Verständniß von dem plötzlichen, traurigen Ereigniß, das sie ihres langjährigen Hüters und Schützers beraubte.

Wolfg. Müller.

110. Die Zerstörung Trojas.

(Freskogemälde.)

Das Gemälde, dessen Figuren weit über Lebensgröße sind, besteht aus einer Hauptszene und zwei Nebenszenen, und der Künstler hat darin das große Drama des Unterganges des trojanischen Königshauses und der Zerstörung Iliums zusammengesetzt.

Auf dem vorderen, erhöhten Raume, dessen schon halb zertrümmerte Säulenpracht die Burg des Priamus erkennen läßt, sieht man den greisen König todt zu Boden gestreckt. Den Harnisch um den Leib und das Schwert in der Hand hat er noch für das Leben der Seinigen kämpfen wollen; aber die Waffe des unerbittlichen Pyrrhus hat ihn schnell ereilt, und er ist in den Schooß des vor ihm ermordeten Sohnes Polites niedergesunken. Neoptolemus, unaufhaltsam, hat sich nach der andern Seite gewandt und schleudert den Astyanax, den er aus den Armen der Andromache gerissen, über die zertrümmerte Mauer der Feste hinab. Vergebens klammert sich der Knabe mit einer Hand an das Gewand der Mutter; vergebens hält ihre Rechte seinen

Arm umfaßt: sie liegt schon in Todesschrecken, Ohnmacht hat ihre Sinne umstrickt, und ihr Haupt sinkt bleich und willenlos zurück.

In der Mitte des Bildes ist Entsetzen und starre Verzweiflung. Gleich scheuen Tauben, vom schwarzen Sturme zusammengetrieben, liegen die Töchter der Hekuba um die greise Mutter, die wie ein Fels, von ihnen umklammert, sitzt. In der Seele der Königin ist die Flamme der Hoffnung ausgebrannt; auch von Zeus, an dessen Altar sie geflohen, erwartet sie keine Rettung mehr; Erstarren hat sich der tiefen Falten ihres Antlitzes bemächtigt, und die Hand faßt krampfhaft in das emporgesträubte graue Haar. Von den Töchtern schauen einige voll Todesangst nach den drohenden Feinden. Und schon nahet sich Menelaus, sich die Gefangene auszuwählen, die mit thränendem Blicke zu ihm um Erbarmung fleht. Dicht vor dem Helden, aber noch unbemerkt von ihm und abgewandt von der vorigen Gruppe, kniet die Stifterin all dieses Jammers, Helena. Ihre braunen Haare sind aufgelöst, und das Gewand flattert stürmisch um den Leib. In verzweiflungsvoller Qual lehnt sie an einer Säule, wie um das Antlitz zu verbergen, auf welchem tiefer Schmerz über das Unheil, das sie verschuldet, und die Angst vor den Rächern mit den Zügen der Schönheit streiten. Sie scheint nicht zu ahnen, daß allein ihr Blick hinreichen wird, den Gatten zu versöhnen.

Aber rückwärts über dieser Gruppe erhebt sich eine mächtige Gestalt; ihr Haupt ist mit Lorber gekrönt, und das lange dunkle Haar flattert wild in die flammengeröthete, rauchumwölkte Luft. Es ist die schönste der Töchter des Priamus, Kassandra, die umsonst vor dem drohenden Unglück gewarnt, umsonst die Fackel an das hölzerne Pferd hat legen wollen, das wie ein Gespenst über die schauervolle Szene hereinragt. Nun steht die kommende Rache vor dem empörten Sinne; sie verkündet, wie der Atride und sein ganzes Haus für den Untergang Iliums büßen wird, und Agamemnon, der ihren Arm ergreift, kann den unheilvollen Spruch nicht hindern.

So hat der Künstler alles, was schrecklich ist, Angst, Verzweiflung, Erstarren, Ohnmacht, Tod, in die Gruppe der Bedrängten gelegt und mit großen Zügen das Schicksal der Priamiden geschildert; aber mit weiser Sparsamkeit hat er nur drei der griechischen Helden, und von diesen als wirklich furchtbar nur den Sohn des Achilles in die Szene des Entsetzens verflochten.

Wohlthätig und mildernd wirken auch die beiden Nebenszenen, die uns Ruhe des Siegers und Rettung der Besiegten verkünden. In der entfernten Gruppe links sehen wir die andern griechischen Helden versammelt und mit Vertheilen der Beute beschäftigt. Der greise Nestor hält den Helm, aus welchem Odysseus ein Los nimmt; Antilochus und andere der Heerführer halten erwartungsvoll ihren Blick auf den entscheidenden Zug geheftet. Auf der entgegengesetzten Seite, rechts, dringt Aeneas durch das Dunkel der Nacht. Mit dem Löwenfell bekleidet, trägt er seinen Vater Anchises auf den Schultern, welcher die Penaten hält, und Askanius schreitet furchtlos voran. Aeneas ist der einzige troische Held, der sein Geschlecht bewahrt, um entfernt vom Vaterlande ein neues zu gründen, und seine Flucht ist die letzte Begebenheit Trojas. Schorn.

111. Laokoon.

Die Statüe des Laokoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und eben daselbst wurde sie entdeckt in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint. Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, was ihm also erschienen, weil man keine Fuge bemerkte; aber ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zwei Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht angesetzt ist, hat bereits Michel Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor, aus dem gröbsten gehauen, entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieses Stück unten an der Statüe. Die zwei Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzt, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellt ist, geschah.

Laokoon ist eine Statüe im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht, und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs

der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich zieht, und der angehaltene Athem erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf demselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höheren Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz gedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja, die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Winckelmann.

Dritter Abschnitt.

---

112. Die Lage Athens.

Athens landschaftliche Lage ist in der That wunderbar schön. Du weißt, wie lieb mir die nächste Umgebung von Rom ist; drei

glückliche Jahre meines Lebens wanderte ich täglich mit immer neuem Entzücken in der Campagna umher. Aber dennoch muß ich es sagen, die Umgebung von Athen ist viel schöner als die Umgebung von Rom.

Einer der günstigsten Punkte, die ganze zauberhafte Landschaft zu überschauen, ist der Berg von Munychia. Er erhebt sich nicht weit vom Meere; zu seinen Füßen liegt der kleine Hafen, der mit ihm den gleichen Namen trägt. Dieser Berg beherrscht alle Häfen der piräischen Halbinsel. Thrasybul stürzte die dreißig Tyrannen, indem es ihm gelang, sich zum Herren von Munychia zu machen. Und alle Belagerungen Athens von der Zeit Alexanders bis auf die neuesten Freiheitskriege herab beweisen hinlänglich, mit welchem Rechte schon unser alter Jugendfreund Cornelius Nepos behauptet, daß der Meister von Munychia auf immer der Meister von Athen sei.

Auf diesem Berge war ich heute. Ich fragte wenig nach den Ueberresten des Athenetempels und nach den Festungsmauern und nach den alten Zufluchtshöhlen, die sich hier noch finden. Diese Dinge sind nichtssagend und unbedeutend gegen die Fernsicht, die hier unser wartet. Unter uns das sonnenwarme, tiefblaue Meer mit den nahen Inseln Salamis und Aegina und den duftig violetten Felsen von Poros und Thermia. Weiter hinüber in wunderbarer Klarheit die unzähligen Buchten und Berge und Felsriffe des langhingezogenen Küstensaumes des Peloponnes. Und wenden wir uns dann nach der Landseite, da liegt die attische Ebene vor uns in einer Pracht und Schönheit, die würdig zu schildern nicht einmal die Form und die Farbe des Malers, geschweige denn das arme farb- und gestaltlose Wort der Sprache die Kraft hat. Diese weite Ebene erscheint fast wie ein regelmäßiger Halbkreis. Das zeigt sich besonders, wenn man nach der nördlichen Seite hinblickt, nach den Grenzgebirgen Böotiens. Der Kreis beginnt im Osten mit den hohen, ruhig und schwungvoll gezogenen Linien des Hymettus; er geht dann über in den mächtig aufsteigenden Pentelikon, biegt nördlich in die Rundung der attisch-böotischen Grenzberge des Parnaß und läuft westlich in den Bergzug des Aegaleos aus, von dessen äußerster Spitze der übermuthige Xerxes der Schlacht von Salamis zuschaute. In der Ebene selbst erheben sich dann wieder kleinere Berge und Hügel. Der bedeutendste unter ihnen ist der kegelförmige, schlanke, oben mit einer kleinen Kapelle des heiligen Georg gekrönte Lykabettus, an dessen linke Seite sich eine

sanfte Hügelreihe ansetzt, die sich dann bald in das Thal senkt, um nach kurzer Unterbrechung aufs neue in den beiden Hügeln von Kolonos aufzutauchen. Und rechts vom Lykabettus, von diesem geschieden durch die breite Niederung, in der die Stadt liegt, steigen dann fünf andere einzelne Höhen auf, keine über vierhundert Fuß hoch, aber alle schön geformt und, was ihnen den eigensten Reiz gibt, umweht von dem Zauberhauche der alten Geschichte und Sage. Es sind die Höhen des Museion, der Pnyx, des Areopag und der Akropolis, und als letzter Endpunkt der Nymphenhügel. Die Säulen der Akropolis stralen im goldigsten Glanze herüber; die blitzenden Dächer der Stadt und die weißen Massen des Königspalastes bringen Leben und Bewegung in die stille Ruhe der Landschaft, und selbst da unten die silbergrauen Blätter des frischen Olivenhains, durch den die Wellen des Cephissus zuweilen hindurchblinken, bilden mit dem wechselvollen Spiel ihrer Farben einen wirksamen Mittelgrund, der sanft hinüberführt von der Bläue des Meeres zum Farbenglanze der Stadt und der Berge.

Die Landschaft von Athen ist eine plastische Landschaft, plastisch auch in dem Sinne, daß sie in den Bewohnern eine fest umrissene, plastische Anschauungsweise hervorrufen mußte. Auch das zweifelsüchtigste Gemüth muß es wohl endlich einsehen, wie innig der griechische Tempel und der romanische Baustil und die Formengroßheit der italienischen Maler den breiten und ruhigen Formen der griechischen und italienischen Berge entsprechen; der gothische Dom aber und die eigensinnige, fast porträthafte Naturwirklichkeit der altdeutschen Maler den eigensinnigen Zacken und Spitzen der deutschen Landschaft. Die Höhen, die das Thal von Athen begrenzen, sind nicht so nahe, um den Blick zu erdrücken, und nicht so fern, um unbestimmt zu verschwimmen.

Ja, wer es wüßte, wie dieses alte Athen aussah! Es hat doch einen eigenen Reiz, die Stätte genau zu kennen, auf der das bedeutendste Volk gelebt, sich gebildet, gedacht, gekämpft und geduldet hat. Und doch wissen wir von der Gestalt der alten Stadt so gut wie gar nichts. Nicht einmal über den berühmtesten alten Stadttheil, über Lage und Umfang der Agora, konnte man sich bisher gehörig vereinigen. Es ist im Grunde genommen auch unnütz, diesen Dingen weiter nachzugehen. Hier können nur ausgedehnte Ausgrabungen

endgültig entscheiden, und diese sind durch die Gründung des neuen Athen auf lange Zeit hin unmöglich geworden. Hettner.

113. Von Athen nach Korinth.

I.

Wir bildeten eine stattliche Karawane. Voran Dimitri Pomoni, unser trefflicher Dragoman, der als solcher Dolmetscher, Reiseführer und Koch zugleich ist; sodann wir drei Reisende, alle zu Pferde; hinterdrein auf Maulthieren das Gepäck, Betten und Kochgeschirr; dazu drei Diener und Maulthiertreiber.

Griechenland hat bis jetzt im Innern noch keine Fahrstraßen; die steinigen, ungeebneten Berg- und Feldwege sind nur für Fußgänger und Reiter betretbar. Auch Herbergen mit Kost und Nachtlager sind nicht vorhanden; die orientalischen Khane, die deren Stelle vertreten, bieten nichts als vier leere Wände, die der Fremde nach Belieben mit seinen eigenen Sachen ausfüllen mag. Eine solche griechische Reise ist noch unendlich beschwerlicher als eine Reise im Innern Siziliens. Aber was schadet es? Eisenbahnen und Dampfschiffe in Ehren! Aber so von Zeit zu Zeit einmal in diesen schönen, halb barbarischen Ländern das Stück Vagabundenthum, das in jeder frischeren Menschennatur steckt, wohlgemuth austoben zu können, das ist denn doch ein Reiz, den ich um keinen Preis missen möchte. Wie prächtig ist es, wenn wir lustig zu Pferde die schöne Welt durchstreifen und am ersten besten munteren Bergquell unter schattigem Baume das Lager zum Frühstücksmahl aufschlagen, hier und da wohl auch einmal in die Möglichkeit kommen, die unwillkommene Bekanntschaft mit Räubern zu machen. Es durchzuckt uns da noch etwas von jener Poesie des Reiter- und Kriegerlebens, in dem, wie der Dichter sagt, der Mann noch etwas werth ist. „Für sich selber steht er da ganz allein.“

Der Weg nach Korinth führt über Eleusis und Megara. Zur Seite haben wir das rhythmisch auf- und abwogende Meer und die schön geschwungenen Felsberge von Salamis und Aegina, und sodann, je mehr wir uns dem Isthmus nähern, die malerische Küste der östlichen Argolis.

Was sind das für stolze und gewaltige Namen! Es ist doch keine Reise in der Welt in dieser Beziehung mit einer griechischen

Reise vergleichbar. Und zu der Weihe der geschichtlichen Erinnerung tritt die unbeschreibliche Großartigkeit und Erhabenheit der landschaftlichen Schönheit.

Es ist die alte heilige Straße, auf der wir dahinziehen. Dicht hinter dem vielbesungenen Olivenhaine steigt der Weg rasch bergan. Unwillkürlich wenden wir uns um, Athen einen Scheidegruß zu sagen. Welch herrlicher Anblick bietet sich dem erstaunten Auge! Weit ausgebreitet und im zauberhaften Farbenschmuck prangend liegt die große attische Ebene vor uns. Im Vordergrunde der Ölwald mit den schweifenden Wassern des Cephissus, dicht dahinter die blitzenden Dächer Athens und weitstralenden Marmormassen des hohen Königspalastes, und über der Stadt die altehrwürdigen Mauern der Akropolis und die hochragenden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Erechtheion; und sodann als großartigster Hintergrund die schönen Formen des langhingestreckten, ruhig lagernden Hymettus und des gewaltigen Pentelikon.

II.

Eine Stunde hinter Megara beginnen die berühmten skironischen Felsen. Hier trieb der alte Räuber Skiron sein Wesen, der den Wanderern auflauerte und sie hinunter in das Meer warf, bis der jugendfrische Held Theseus dem Frevler ein gleiches Schicksal bereitete. Und zur rechten die hohen, schroffen Felswände; dicht unter uns in schwindelerregender Nähe das brausende Meer, und der Pfad, auf dem wir wandeln, so schmal und steinig, und so mühsam bergauf und bergab sich durch die steilsten Klippen hindurchwindend, daß er in der That nicht ohne Gefahr ist und den Namen der bösen Stiege, der „Kaki Skala", den er heute führt, mit Recht verdient. Nichts desto weniger war im Alterthum dieser Weg fahrbar; die alten Geleise sind noch zu sehen; und die That des Theseus war wohl keine andere als eine Ebnung und Schützung des Weges, welche die gefahrdrohenden Bergstürze, die von der Sage unter der Gestalt eines Räubers dargestellt werden, unschädlich machte. An Großartigkeit der Fernsicht hat ganz Italien nichts, was sich nur entfernt mit dem skironischen Wege vergleichen dürfte, selbst nicht einmal jene wunderbar herrliche Straße von Sorrent nach Castellamare.

Allmählich senkt sich der Weg. Ein hübsches Thal an der Ostseite, von einer fortlaufenden Kette wellenförmiger Hügel umgrenzt,

führt uns von hier bis zum korinthischen Isthmus. Hier und da weitschattige Baumgruppen, überall aber in wuchernder Fülle Fichtengestrüpp und Myrten und Oleander, nirgends aber die Spur fleißig betriebsamer Menschen. Auf der ganzen langen Strecke von Megara bis zum Isthmus ist ein einziges kleines Dörfchen, Kioetta, aus vier troglodytischen Hütten besteheud.

So kommen wir nach Kalamaki, einem kleinen Städtchen von wenigen Häusern. Unmittelbar dahinter beginnt der korinthische Isthmus. Am westlichen Ende desselben erheben sich jäh aus der Ebene die gewaltigen Berggipfel vor Akrokorinth. Das heutige Korinth ist eine kleine, eben erst wieder erstehende Stadt von wenigen tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit.

III.

Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden aber gegen die Großartigkeit der ganz unvergleichlichen Landschaft. Akrokorinth erhebt sich eintausend siebenhundert siebenzig Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochland, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Ringsumher um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Thürme der stolzen Venetianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Jetzt aber ist hier alles todt und verödet. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung.

Die höchste Höhe des Berges liegt auf der Ostseite. Unter uns erglänzen in ihrem tiefen Blau die beiden Meere des korinthischen und saronischen Golfes, und zwischen beiden hindurch spannt sich wie eine breite Brücke die glatte Steinfläche des Isthmus. Rechts die wildzerklüfteten Berge der skironischen Felsen, an die sich dann langhingestreckt die Felsen von Salamis anschließen, sodann mitten im Meere Aegina mit seinen malerisch gezackten hochragenden Berggipfeln und über Aegina drüben die plastisch ruhige, schön geschwungene Küste von Attika, der Pentelikon, der Hymettus und das Vorgebirge

von Sunium, umflossen von den Wellen des ägäischen Meeres, aus dem in leisen bläulichen Streifen in der Ferne einzelne cykladische Eilande auftauchen. Links am korinthischen Golfe dicht unter uns das kleine Städtchen, darüber hinaus die nordgriechische Küste mit dem Parnaß, Helikon und Cithäron, Berg an Berg, und auf der anderen Seite die achäische Ebene mit ihren blühenden Korinthenfeldern, hinter welchen sich eine lange Reihe von Hügeln erhebt, deren einer der Sitz des alten Sikyon war. Und wenden wir uns dann rückwärts auf die Westseite zu, da erheben sich die dichtgedrängten unzähligen Berggipfel des bergreichen Peloponnes. Die Berge wogen ab und auf, wild durcheinander, wie sturmgepeitschte, aber mitten im ungestümsten Brausen erstarrte Wogen des Meeres.

Und nun dazu der Zauber der alten Geschichte und Sage.

Hettner.

114. Die italienische Halbinsel.

Die italienische Halbinsel ist in den Augen der cisalpinischen Nationen der schöne Garten von Europa, zu welchem der Nordländer seit den Zeiten jener allgemeinen asiatisch-europäischen Völkerbewegung fortwährend wanderte, um mildere Lüfte einzuathmen, eine südliche Natur zu genießen und sich an historischen Denkmalen wie an den vielfältigen Werken der Kunst zu erheitern und zu erheben. Eine klimatisch günstige Lage, Fruchtbarkeit des Bodens, ein hohes Gebirge, das die Halbinsel der ganzen Länge nach durchzieht und dessen Anblick man fast nirgends entbehrt, ein großes Flachland im Norden und ein Wechsel von allen Formen der Oberfläche in der ganzen übrigen Erstreckung des Landes, so daß dasselbe alle Arten natürlicher Schönheit enthält und jeder Theil von ihm zugleich die Güter der Berge und der Ebne besitzt, Mannigfaltigkeit der Luftwärme durch die verschiedene Erhebung des Terrains und durch seine große Ausdehnung von Norden nach Süden, gute Bewässerung desselben mit allen Arten hydrographischer Formen und endlich ein auf drei Seiten das Land umgebendes Meer: dies sind die allgemeinen Grundlagen des ästhetisch-geographischen Charakters von Italien. Welch große Vorzüge! und wie verannehmlichen diese das Land durch den Grad, in welchem sie einzeln entwickelt sind! Die milde Luft, welche dort weht, und die langdauernde schöne Jahreszeit, die nur von wenigen und sehr mäßig kalten Winter-

monaten unterbrochen wird, die lange anhaltende, nach Süden zu immer zuverlässigere Regenlosigkeit und Heiterkeit der Atmosphäre mit der hellen Beleuchtung und dem dunkeln Himmelsblau, die schönen Formen der Gebirge und Felsen mit dem lieblichen Kontrast des öden Gesteines und einer vereinzelten üppigen Vegetation, ihrem warmen Ton von der Ferne her und der klaren und bestimmten Absetzung ihrer Ränder gegen die helle, dunstfreiere Luft, das Heitere und Freundliche einer Meeresansicht in südlichen Erdgegenden, die herrlichen, vielgepriesenen Seen an der Schwelle Italiens und die berühmten Wasserstürze und Flußthäler in seinen Gebirgen, das gedeihliche Vieh auf den Höhen und in den Triften an ihrem Fuße ohne die reißenden Thiere, welche jenseits des italienischen Mittelmeeres auf Afrikas heißen Ebenen hausen, die große Fruchtbarkeit vieler Ebenen und Thäler und jene Südpflanzen, deren Namen schon den Nordländer unwillkürlich und vorzugsweise an Italien erinnern, die „im dunkeln Laube glühende" Orange, „der Citronen gelbe Lasten," die „stille" Myrte, der stolze Lorber, die Bäume umschlingenden Reben, die schön geformte Pinie und die majestätische Zwergpalme! Zu diesen Vorzügen, welche Italien zum schönen und reichen Wohnsitz eines heiteren Volkes machen, kommen nun noch so manche andere von mehr interessanter und namentlich historischer Art. Die apenninische Halbinsel ist auch in dieser Hinsicht ein großer Tempel der Natur, daß sie für Europa vorzugsweise das Land der sichtbar thätigen unterirdischen Kräfte ist und durch ihre Felsengebilde, ihre Vulkane, ihre Gasausströmungen, ihre Mineralquellen und ihre Erdbeben ein specelles physisches Interesse erweckt. Die günstige Weltstellung Italiens ferner, seine schöne Natur, die Leichtigkeit und Heiterkeit des Lebens unter seinem glücklichen Himmel und der Glanz der Weltereignisse haben es zugleich zu einem Tempel und Lieblingssitze der Kunst gemacht, ihm eine große Vergangenheit, eine mehrmalige Wiederholung politischer Größe und höherer Kulturblüthe, sowie eine seit dem Untergange der griechischen Sonne nie geschwundene Bedeutung für das geistige Leben Europas gegeben und es von allen Ländern unsers Welttheiles am meisten mit Denkmälern der Kunst und des Völkerlebens erfüllt. Ist Italien auch nicht mehr, wie einst in den Zeiten vor Vergil oder in jenen charakterstarken, thatkräftigen und begeisterungsvollen Jahrhunderten des Mittelalters, zugleich die magna parens

frugum, magna virum, trägt es auch keine tapferen Marser, keine mäßige und männlich kräftige samnitische Jugend, keine ausdauernden Ligurer, keine kriegerisch und politisch großen Römer mehr, erzeugt es keine Decier, Camille, Cincinnate, Scipionen und Catone, keine Gregore und Innocenze, keine Dantes und Petrarcas mehr: so hat es doch noch jene durch Lage, Denkmale, Reichthum und historische Bedeutung ausgezeichneten Städte, jenes prächtige Venedig, jenes stolze Genua, jenes schöne Florenz, jene ewige Roma, jenes lebensfrohe Neapel und so viele andere, so hat es doch noch jene Fülle von bewohnten Orten, die durch die mannigfaltigste Verschiedenheit der Umgebung, des Klimas, der Beschäftigung, des Verkehrs und der Bewohnerzahl sich charakterisieren. Kriegk.

115. Pompeji.*)

Die beiden Städte Herculanum und Pompeji waren im Jahre 63 von einem Erdbeben heimgesucht worden, dessen Spuren die Einwohner noch nicht völlig ausgetilgt hatten, als am 23. November 79 um Mittag die furchtbarste aller Eruptionen begann Eine schwarze, weithin schattende Wolke entstieg dem Haupte des Berges und wandte sich südwärts; Lava drang aus der Seite des Vulkans, die Erde bebte, und als nach einer furchtbaren Nacht der neue Tag erschien, war Herculanum begraben. Indessen goß die schwarze Wolke Asche und kleine Bimssteine wie Schneeflocken über Pompeji und Stabiä aus; bald thürmte sich die Masse auf den Schwellen der Häuser so hoch, daß nur schleunige Flucht retten konnte, und wehklagend stürzten die Einwohner in die grausige Nacht hinaus. Da sie wieder zurückkehrten, fanden sie ihre Wohnungen verschüttet; neuer Aschenregen kam hinzu, und es blieb nichts übrig als, wo es thunlich war, die werthvollsten Gegenstände hervorzuscharren. Die Gestalt der Küste hatte sich so verändert, daß das Meer, welches Pompeji früher von zwei Seiten umspült und jenseits des Amphitheaters einen Hafen gebildet hatte, über ein Miglie weit zurückgetreten war. Die Stadt selbst war zwölf, fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch mit Asche bedeckt; doch hatten sich wie bei einem Schneefelde die Konturen der Gegend erhalten.

Es ist auffallend, daß Pompeji erst entdeckt werden mußte; denn die Aschenschicht, welche über der Stadt liegt, ist so dünn, daß ein-

*) Im Jahre 1842.

zelne Gebäude nie ganz verhüllt waren. Der uralte Tempel des Herkules, der noch dazu an der großen Straße von Salerno steht, und das Amphitheater sind überhaupt nie verschüttet gewesen. Erst als man in Herculanums Grab hinabgestiegen war, gedachte man auch Pompejis. Bei dem Versuche, den Karl III. 1748 machte, stieß man auf eine Straße östlich vom Hause des Fauns. Doch befolgte man anfangs keinen regelrechten Plan, ja, man schüttete die Häuser, nachdem man sie ausgebeutet hatte, wieder zu. Allmählich erkaltete der Eifer, bis die Franzosen das Land besetzten und Mürat die Ausgrabungen durch ein Heer von Arbeitern betrieb, so daß sie den schnellsten Fortgang nahmen. Gegenwärtig ist ein Fünftheil der Stadt bloßgelegt.

Die Straßen bestehen wie die via Appia, welche Pompeji durchkreuzend nach Pästum ging, aus Polygonen einer Lavaart, die man noch heute zum pflastern gebraucht; dabei sind eherne Keile eingeschlagen. Viele sind krumm, vielleicht nur, um Schatten zu gewinnen, und nicht breiter als vier Fuß, so daß nur ein Fuhrwerk passieren konnte. Man hat bis jetzt fünfundzwanzig Straßen und Gassen, worunter vier Sackgassen, ausgegraben; die schönsten führen nach dem Forum und den Theatern. Die Häuser sind aus Backsteinen gebaut und haben beinahe alle dieselbe Eintheilung, so daß nur Reichthum oder Armut der Einrichtung einen Unterschied machen. Die glatten, glänzenden Zimmerwände sieht man in Felder von verschiedenen Farben, dunkelziegelroth, blau, gelb, eingetheilt. Für unsern Geschmack sind diese Farben zu hart; das Auge des Südländers, das an viel kräftigere Lokaltöne gewöhnt ist, urtheilt aber vielleicht anders. Allbekannt durch vielfache Nachahmung sind die zierlichen Arabesken, welche die Wände vieler Häuser schmücken. Die Gemälde nehmen meist nur ein kleines Feld in der Mitte der Wand ein. Auch in den geringsten Wohnungen sind Mosaikfußböden zu finden; die roheste Art derselben besteht aus weißen Steinchen mit Einfassung von schwarzen, was doch immer ein reines, gefälliges Aussehen hat. Ein anderes gewöhnliches Mosaik ist eine Komposition ordinärer Steinchen von dunkler Farbe, zwischen welchen Stücke weißen Marmors eine Art Netzwerk und kleine Figuren bilden. Die Häuser sind ein- oder zwei-, selten dreistöckig. Auf den platten Dächern hatte man Blumen und andere Gewächse, auch ganze Lauben, wie die Neapolitaner noch heutzutage. Nach der Straße gehen bloß Thüren.

Reichere Häuser hatten ungefähr folgende Einrichtung. Zwischen der ersten und zweiten Thür, porta areae und porta atrii, die wie alle Thüren nach außen aufgingen, befand sich das Prothyrum oder die Hausflur, die mit Wandgemälden und Mosaik geschmückt war. Sie diente als Raum für den Thürsteher und für Personen, die vor den Herrn gelassen werden sollten. Dann folgte das Atrium oder Cavedium, ein länglich viereckiger, von vorspringendem Dache bedeckter Raum mit Säulen, zwischen denen man öfters Glasfenster anbrachte, um sich gegen Feuchtigkeit oder Kälte zu schützen. Dieses Atrium umschloß einen unbedeckten viereckigen Hof, Compluvium genannt, in dessen Mitte ein viereckiges Bassin, das Impluvium, das Regenwasser sammelte. Auch befand sich wohl eine Pinakothek im Atrium, das heißt ein Vorplatz, der mit Statüen, Gemälden oder kostbaren Gefäßen geschmückt war. Um das Atrium liegen viele Vorrathskammern, Schlafzimmer und andere Gemächer zum Privatgebrauche der Familie, welche meist nicht in Verbindung mit einander stehen. Sie erhielten ihr Licht durch die nach dem Atrium gehenden Thüren oder auch durch hoch oben angebrachte Fenster. Galanti vergleicht sie deshalb mit Klosterzellen, deren Fenster auch bloß zur Erhellung, nicht aber zum Durchschauen dienen. Die Zimmer in dem darüberliegenden Stockwerke erhielten ihr Licht durch kleine, runde, ebenfalls oben angebrachte Oeffnungen an der Straße, oder auch durch größere, bequemere von innen. Man findet in Pompeji und Herculanum auch Glasfenster. Fast alle Gemächer sind mit zierlichen Gesimsen aus Stuck, mit Wandgemälden und Mosaik geschmückt. Die Bilder deuten oft die Bestimmung des Zimmers an. Was am meisten auffällt, ist die außerordentliche Kleinheit dieser Stübchen; man begreift oft kaum, wie man ein Bett hineinstellen konnte. Aus dem Atrium tritt man in einen zweiten Hof, der den ersten oft an Größe übertrifft und in dessen Mitte sich der Xystus, ein Blumenbeet oder kleiner Fischteich, befand. Das Peristylium, eine mit Stuckarbeit und Gemälden geschmückte Säulenhalle, die sich einigermaßen mit den Kreuzgängen in Klöstern vergleichen läßt, umgibt den Hof, gerade so wie das Atrium das Compluvium umgibt. Die meisten Säulen, die in pompejanischen Gebäuden vorkommen, sind von der späteren dorischen Ordnung, wenige ionisch oder korinthisch. Man mauerte sie aus Backsteinen auf und überzog sie mit Stuck. Ueberhaupt gehört die Mehrzahl der Gebäude einer schon gesunkenen Kunstperiode an.

Speisezimmer waren die beiden Triclinien, ein bedecktes für den Winter und ein offenes für den Sommer. Bei größeren Gesellschaften aß man auch im Peristylium. Im Innern des Hauses befand sich auch das Sacrarium, die Hauskapelle, die irgend einer Gottheit geweiht war. Das Heiligthum der Laren stand im Atrium; dies war eine Nische mit brennender Lampe und Gemälden, die sich auf die den Hausgöttern dargebrachten Opfer bezogen. Für die Bäder waren besondere Gemächer eingerichtet, bedeckte für die warmen, offene für die kalten. Die Küche, der Kornboden, die Speisekammer und der Keller lagen am weitesten ab; oft befanden sie sich wie unsere Keller unter der Wohnung. Selbst die Küche schmückten Bilder.

An das Haus schloß sich ein zierlicher Garten mit Terrassen, Teichen und Springbrunnen an. Oefters umgeben im Viereck oder Kreis gelegte Ziegelsteine die Gartenbeete nach Art unserer Buchseinfassungen. Fehlte der Raum zum Garten, so vertrat der Xystus im Peristylium seine Stelle, so daß man innerhalb seines Hauses immer Kühlung finden konnte. Die Zimmer der Frauen gingen meist nach dem Garten, wie noch jetzt im Oriente.

Größere Häuser hatten gewöhnlich Buden nach der Straße, deren Zahl mit der Belebtheit des Stadttheiles zunahm, und welche den heutigen Läden in neapolitanischen Provinzialstädten sehr ähnlich waren. Ihre große Zahl setzt in Erstaunen, auch wenn man den blühenden Handel Pompejis in Erwägung zieht. Man hat deshalb schon die Behauptung aufgestellt, die vornehmen Pompejaner hätten Wein, Oel und was ihre Güter sonst geliefert, im kleinen verkauft.

Die öffentlichen Gebäude Pompejis sind großartig, wenn auch der Stil römisch und selten rein ist. Man hat zwei fora, neun Tempel, zwei Theater, ein prächtiges Amphitheater, öffentliche Bäder, Kasernen und einen Begräbnißplatz vom Schutte befreit. Und was mag die Erde noch bergen? Von einem anderen Begräbnißplatze hat man bereits Spuren entdeckt. Mayer.

116. Der Golf von Neapel.

Schon im Alterthum hat man den Meerbusen von Neapel mit einer Schale verglichen, unerachtet nur die Form im allgemeinen, und das Element, das sie einschließt, die Vergleichung einigermaßen rechtfertigen. Wenigstens findet der Rand dieser Schale eine große Un-

terbrechung in den beiden Vorgebirgen der Minerva und von Miseno, wovon jenes den Golf auf der südlichen, dieses auf der nördlichen Seite einschließt. Von dem Standpunkte der Galeeren aus betrachtet verbirgt sich das erste ganz hinter dem nahen Vorsprung der Höhen, an die sich die Stadt Sorrento anlehnt, und auf welchem ohne Zweifel die Villa des Pollio lag, von der wir noch eine poetische Beschreibung des Statius besitzen. Gleichermaßen ist dem Auge die Insel Capri entzogen.

Ihre schroffe Form bildet einen gewaltigen Gegensatz gegen die andern Inseln ihrer Nachbarschaft und scheint fast all das Unheimliche auszudrücken, das Capri für jeden haben mochte, der es zur Zeit sah, als Kaiser Tiber hier seine Menschenscheu und Tyrannenfurcht mit seinen geheimen Lastern barg. Zwei andere Inseln schließen sich in ziemlicher Entfernung auf der Linie zwischen beiden Vorgebirgen an sie an. Die nächste und größte im Golf ist die Insel Ischia, aus deren Mitte sich der Epomeo zum Himmel hebt und durch den Rauch, der von seiner Spitze empordampft, alle Verführung und alle Gefahr der furchtbaren Gefilde verräth, die in der üppigsten Vegetation von seinem Fuß gegen die Küsten auslaufen. Näher an Ischia als an Capri liegt das Eiland von Procida, sehr verschieden von beiden durch seine Flachheit, seine hohe Kultur, durch den Fleiß und die Sittenreinheit seiner Bewohner. Noch paßt hier, was ein Dichter sang:

Auch Procida eröffnet seine Buchten;
Ein reines Volk voll Heldenmuths wohnt da,
Das unsrer Zeiten Laster nie versuchten,
Das unsres Glanzes Elend niemals sah.
Reich ist's in seiner kargen Wünsche Schranken,
Und groß in seiner armen Wenigkeit,
Und ruhig bei der Elemente Streit,
Wenn seiner Insel Felsenpfeiler wanken.

Es ist eine kleine Fahrt bis zum Vorgebirge von Miseno, wo einer der größten Waffenplätze der römischen Marine unter den ersten Kaisern war.

Schon in der Entfernung stellt sich die Mannigfaltigkeit der anmuthigen Formen des Landes und der Reichthum und der Reiz der Farben dar, welche darüber ausgegossen sind. Vom misenischen Vorgebirge an scheint der ganze Halbzirkel des großen Golfs an

seiner Küste hin in einer zehn Stunden langen Reihe von Städten und Ortschaften zu bestehen, in deren Mitte Neapel selbst prangt, wie es seine Hunderte von Straßen über die Berge wegstreckt und sich mit zahllosen weißen und grauen Häusern aller Gestalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigsten Südvegetation abschneidet und von vorn in den klarsten Fluten spiegelt.

Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Herde die lachenden Ufer umlagern, streckt der Vesuv die Doppelzinne empor, und seine alten Verwüstungen würden als Märchen erscheinen, hätte die Vegetation bereits alle seine Lavaströme zu bewältigen vermocht. An seinen sanften, in Fruchtbarkeit alles überbietenden Abhängen wohnt eine ansehnliche Bevölkerung in vollkommenster Vergessenheit des Unterganges, der sich vielleicht unter ihren Füßen bereitet.

Und wie sich die Natur hier mehr als irgendwo in schneidenden Kontrasten zu gefallen scheint, so schiebt sich an alle Anmuth der freundlichsten Uferformen auf einmal die ungeheure Masse des Kalkgebirges von Monte-Chiaro in stolzer Erhabenheit und taucht sein Vorgebirge dello Skutolo von schwindelnder Höhe herab senkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt sich der kleine Busen von Castellamare, als ob er sich der Vergleichung mit den Küsten von Sorrento entziehen wollte; denn zur Schutzmauer für das liebliche Thal dieser Stadt scheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Faito gestellt, dessen fast unaufhörlich emporsteigende Dünste einen neuen Kontrast gegen den lachenden Himmel bilden und, schnell vor der Sonne vergehend, gleichsam einen beständigen Sieg des herrlichen Klimas verkündigen. Die mancherlei Formen, in die sich das bildsame Gestein an den perpendikulären Felswänden auszackt, nähern sich in ihrem Reichthume beinahe symmetrischen Bildungen; wo aber die Wogen seit Jahrtausenden ihre Gewalt geübt, haben sie Grotten von jeder Gestalt und Größe ausgehöhlt, in denen sich die graushaften Wunder des Elements zu bergen scheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Räthsel der Natur von dem menschlichen Geiste gelöst sind. Aber in dem Maße, in welchem sich der starre Felsen dem Thale von Sorrento nähert, bedeckt er sich mit Reben und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu stehen, den die kräftigste Vegetation unter der verschwenderischesten Gunst des mildesten Klimas hier entwickelt. Wer es

nur von der See aus sehen kann, dem erscheint dieses ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die sich bloß hier und da ein blendend weißes Haus mit seinem platten Dache oder ein Maulbeerbaum von kühnerem Wuchse oder eine Ulme, eine Pappel oder ein Kastanienbaum erhebt. Diese dunkelgrüne Hauptmasse lehnt sich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume schwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmasse oder in einem zickzackförmig emporsteigenden Gebirgswege hervortreten. Aber dieses ganze liebliche Thal ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felsengestade, dessen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit alles, was die Phantasie erschaffen kann, weit überbieten. In einer Höhe von mehreren hundert Fuß fällt der Rand des ganzen Thales, von der üppigsten Vegetation bekränzt, über senkrechte Felswände bald in die Meereswogen selbst hinab, bald auf ungeheure Steinmassen, welche durch gewaltige Erschütterungen vom Lande losgerissen sind, oder auf schmale Sandufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehren Stellen sind diese kolossalen Felswände von Klüften durchschnitten, die bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche erscheinen. Sie ziehen sich tief in das Land hinein und laufen in die Einschnitte des Gebirges aus, welches das ganze Thal umschließt. Häufig sind sie unten weiter als oben; manchmal schließt sich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zusammen, so daß sie unterirdischen Gängen von ungeheurer Größe gleichen. Ein solcher finsterer Raum öffnet sich dann auf einmal wieder in einen weiten Kessel, worin die ergiebigsten Orangen- und Citronengärten angelegt sind. Schwerlich findet man diese Schluchten irgendwo in solcher Eigenthümlichkeit, und man kann nicht zweifeln, daß sie sich durch das Bersten der vulkanischen Massen, aus denen das ganze Thal zu bestehen scheint, bei ihrem schnellen Erkalten gebildet haben. Man lernt sie gewöhnlich nur von den vielen Brücken herab kennen, über welche alle Wege des Thales geführt werden müssen. In den engeren von diesen Schluchten verbergen sich scheue Thiere, Schmuggler und Verbrecher; an einigen, die sich gegen das Meer erweitern, ziehen sich die für Pferde und Saumthiere gangbaren Wege nach den kleinen Häfen der Küste hinab, und die mancherlei Ansiedelungen des Verkehrs und des frommen Glaubens verleihen diesen

Ansichten eine pittoreske Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt macht sich solche in den mannigfaltigsten Abwechselungen auf der ganzen, wohl zwei Stunden langen Felsküste bemerklich, auf welche der Halbzirkel von Bergen ausläuft, die das Thal von Sorrento von der Landseite umschließen. Wo im Alterthum auf den verschiedenen Höhen und Absätzen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten, da haben sich Klöster und Kirchen, bescheidene Landhäuser und kleine Fischerwohnungen angebaut. Wären aber in den zahllosen Grotten, womit die Felsen der Küste in den verschiedensten Formen und Ausdehnungen durchbohrt sind, die Wohnungen der Troglodyten zu erkennen, so ständen hier die Spuren dreier Weltalter friedlich neben einander, und unser Auge dürfte mitten in der Verjüngung der herrlichen Natur fast die Unsterblichkeit der Menschenwerke bewundern. Beinahe zu jeder Stunde des Tages wimmelt es von Fischernachen um diese Ufer, und wenn ihre Bewohner so viel Glück im Anschauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten wie diejenigen, die sie nur gesehen, um sich ihr ganzes Leben hindurch darnach zu sehnen, so könnten sie in dem ewigen Wechsel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerschöpflich sind, und welche diese Erde manchmal zu einem wahren Elysium verklärt, Genüsse erblicken, die vor allen anderen Sinnengenüssen den Vorzug haben, daß sie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Uebersättigung noch von Reue begleitet sind.

Rehfues.

117. Die Via mala.

Der kräftigste Bruder des Vorderrheins, der eigentlichen Quelle des großen Stromes, ist der Hinterrhein. Rechts an der Straße, die über den Bernhardin nach Italien führt, erstreckt sich die ungeheure Masse des Rheinwaldgletschers, über dem das Moschelhorn und der Vogelberg sich als stolze Felsenkegel erheben und Lawinen und Wasser unaufhörlich in die Tiefe senden. So ist hier Stoff für unerschöpfliche Quellen, deren auch zwölf in rauschenden Bächen darunter hervorbrechen, um den Hinterrhein zu bilden. Durch enge Felsenthäler strömt er dahin; die kühnste That des Alpensohnes aber ist sein Lauf durch den schlimmen Weg, wie das Volk ihn seit Urzeiten nennt, durch die Via mala.

Wir stehen hier an einer Stelle, die sicher zu den gewaltigsten

und mächtigsten Bildungen gehört, welche die weite Erde bietet. Was die Natur an wilder und grausiger Schönheit zu schaffen vermag, das ist hier erschöpft. Ein gewaltiges Kalksteingebirge schließt das Thal gegen Norden. Wie soll der Rhein hindurch? Wie soll der Wanderer hinüber? Die Natur hat geholfen. Ein tiefer, klaffender Spalt ist über tausend Fuß in den schwarzen Felsen gerissen. Hat ein Erdbeben diesen Schlund hinübergeklüftet, oder haben die Gebirgswasser in Millionen von Jahren sich diesen Weg gesucht? Kein Naturforscher hat es entschieden. Genug, in diese entsetzliche Schlucht wirft sich mit tausend Sprüngen, von Klippe zu Klippe fallend, der junge Fluß. Welch ein Tosen und Brausen, welch ein Zischen und Wirbeln! Hier scheint er sich zu besinnen und zeigt seine grünen Bergwasser, dort stürmt er schäumend wie von Zorn und Wuth weiter; bald flüstert sein leises und unverständliches Murmeln, bald springt er mit einem lauten Schrei — ist es Angst oder Jauchzen, wer will es sagen? — wieder hervor. Welch ein staunenswerthes, unglaubliches Schauspiel! Aber wie ist es möglich, daß der Blick dem wilden Gesellen auf solchen Pfaden folge? Fast noch wunderbarer als die Kühnheit der Natur ist die Kühnheit des Menschen. Sie ist dem Strome nachgegangen und hat eine Straße durch diesen Schlund gebaut, die an den Felsen geklebt ist, das Gestein durchbricht, auf hoch und schlank gewölbten Brücken von einer Wand auf die andre springt und dabei nicht allein dem leicht geschürzten Wanderer und dem einsamen Reiter, sondern der hochbeladenen Post und dem schwereren Frachtwagen einen sicheren Weg bietet. Wer wandert ohne die Schauer der Andacht und der Ehrfurcht vor dem Geiste Gottes und ohne die Bewunderung der menschlichen Kühnheit diese wilde, öde, großartige Strecke entlang? Mag auch oben der blaue Himmel hereinschauen und mit seinen Sonnenstralen ein Farbenspiel im blitzenden Wasser, in dem dunklen Tannengrün, in den saftigen Kräutern und am glänzenden Felsen entzünden, die Seele bleibt doch keinen Augenblick ohne ein tiefes Grausen. Schreckhaft groß ist der Anblick dieser Bergmassen in der Höhe und dieser siedenden Flut in der Tiefe, nirgend aber mehr als auf jenen drei kühnen Brücken, von denen die mittlere vierhundert Fuß über dem unten eingeklemmten Flusse schwebt, dessen Geräusch hier dem Ohr kaum mehr vernehmbar ist. Jedes lebende

Wesen bebt vor dieser unendlichen Größe. Nur die alten, riesigen Tannen, die oft sechs Männer nicht umspannen können, stehen Jahrhunderte lang hier und dort in der Schlucht und schauen behaglich grünend zu, wie wenn sie die Räthsel der Schöpfung besser kennten als die hin und her wandelnden Geschlechter, die des Forschens nicht müde werden.

Endlich rauscht der Rhein aus dem verlorenen Loche. Mit einem Male ist die Landschaft ganz und gar verändert. Während bis jetzt alles düster und traurig aussah, liegt nunmehr ein gesegnetes Thal vor uns, wo das Korn reift und die Rebe blüht, wo hübsche Dörfer hier im Thale, dort an den Abdachungen des Gebirges prangen und eine Menge von bewohnten und verfallenen Schlössern von einer alten Bebauung dieser Gegend zeugt.

Wolfg. Müller.

118. Ueber die Furka.

Den 12. November um sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker aber trieben die Windweben an dem Boden hin und machten uns etliche Male den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald doch endlich finden mußten. Nach neun trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirtshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahreszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre. Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters darüber gingen; ob wir aber hinüberkommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter, starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, und wir thaten ihm unsern Antrag, wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, so sollte er es sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er zu, ging weg, um sich fertig zu machen und

den andren mitzubringen. Wir zahlten unterdessen unserm Maulеseltreiber seinen Lohn, da wir ihn mit seinem Thiere nun nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käse und Brot, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wiederkam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alp herunter ging; bald aber verlor sich dieser, und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wobei wir die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thale unter uns hatten. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und hatten nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Er ist der ungeheuerste, den wir so ganz gesehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein und steigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin; er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder über einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen, unfruchtbaren Thale nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr; alles ist öde und wüste. Keinen schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen, ununterbrochenen Flächen uns entgegenwiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von un-

seren Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuern, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe von Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Wege seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen würde. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch darüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmählich hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breiteren Thale und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemeren Hinabstieg, allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tieferen Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache behandelten, erhielt auch unsern guten Muth, und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen

will, daß es ein Spaziergang sei. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzig Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursener Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen; allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursener Thal. Wir gingen schärfer, und nach viertehalb Stunden Weges vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Goethe.

119. Der Rheinlauf.

Nach der Vereinigung der verschiedenen Quellströme bei Chur, der Hauptstadt von Hohenrhätien, bricht der Rhein in einem mächtigen Querspalt nordwärts aus dem Alpengebirge hervor, um in die baierische Tafelebene einzutreten. Hier aber nimmt ihn das schwäbische Seebecken des Bodensees auf. Als ein schon mächtiges Gewässer entfließt ihm der Rhein gegen Westen bei dem alten Konstanz und behält diese Richtung bis nach der Stadt Basel an dem großen Stromknie auf der Grenzmark von Burgund und Schwaben. Diese Strecke bildet zugleich den merkwürdigen Durchbruch des Rheines durch die Gebirgsketten des Jura in vier Katarakten oder Stromschnellen, worunter der berühmteste, der bei Schaffhausen, weniger durch seine Höhe als vielmehr durch die Breite und Wasserfülle des Stromes ausgezeichnet ist. Hier empfängt der Rhein auch seinen ersten großen und wasserreichen Zustrom in dem alpinen Gewässer der Aar, welche ihm die gesammte Wasserfülle der inneren Schweiz zuführt.

Mit der Nordwendung des Rheins bei Basel verändert das Stromthal seinen Charakter; es beginnt da eine ganz andere Natur. In drei Stufen durchschneidet der Rhein in diesem Theile seines Laufes die Gauen des heutigen Deutschland in gerader Richtung von Süden nach Norden. Sie reichen von Basel bis Mainz, von Mainz bis Köln und von Köln bis Cleve.

Mit reißender Schnelligkeit schießt der Rhein bei Basel vorüber, und innerhalb der großen Gebirgszone des mittleren Deutschland zieht sich die tiefe Thalsenkung des Stromes bis nach Mainz an vierzig Meilen breit fort. Das Thal, welches vorher nur eine enge Spalte

war, erweitert sich zu einer fruchtbaren Ebene, welche im Osten und Westen von Gebirgsketten umsäumt wird, die den Strom in seinem nördlichen Laufe begleiten und, mit zahlreichen Burgruinen und mächtigen Hochwaldungen bedeckt, auch diesem Theile des Rheinthales eine romantische Schönheit verleihen. Hier ist es der Schwarzwald mit dem Odenwalde, zwischen welchen der Neckar sich zum Rheine ergießt; dort ist es die Gruppe der Vogesen mit dem Hardtgebirge. Durch seinen milden Himmel und seine reiche Vegetation zeichnet sich dieser Theil des Rheinthales sehr vortheilhaft aus vor den im Rücken jener Gebirgsketten sich ausbreitenden Hochflächen, welche im Osten das Tafelland von Oberschwaben an der oberen Donau, im Westen aber die lothringischen Bergflächen an der oberen Mosel bilden. Denn schon in der Ebene von Basel hat der Spiegel des Rheins nur eine Höhe von ungefähr achthundert Fuß über dem Meere, und bei Mainz im Rheingau liegt derselbe nur noch an drittehalbhundert Fuß über dem Meere. Unter steten Spaltungen und Krümmungen wühlt sich der reißende Strom in dem lockeren Erdreich der Thalebene seine Bahn und bildet bis nach Mainz hin eine überaus große Anzahl von Inseln und Auen. Ja, er ist anfangs so reißend, daß er von Basel bis nach Straßburg stromaufwärts gar nicht befahren werden kann; da findet keine Bergfahrt, sondern nur Thalfahrt statt. Erst bei Straßburg beginnt die großartige Rheinschifffahrt; hier ist der großartige Stapelplatz des Handelsverkehrs am Oberrhein und die obere große Rheinfurt für Handelszüge und Kriegsheere.

Von Basel bis Mainz durchströmte der Rhein im Mittelalter die Landschaften von Schwaben und Franken, die Länder der Hohenstaufer oder die im engeren Sinne sogenannten Reichsländer, und Straßburg, die Hauptstadt des rheinischen Schwabens, war einer der vornehmsten Sitze deutschen Lebens am Rhein. Aber von der Einmündung der Murg bei Rastatt begann das fränkische Land, und zwar zunächst das sogenannte Rheinfranken, das sich am Strome bis zur Aufnahme der Mosel hinabzog, und aus welchem nachmals die Rheinpfalz hervorgegangen ist. Die Städte Speyer und Worms, die Wiegen des deutschen Bürgerthums, liegen schon auf fränkischem Boden, welcher sich ostwärts bis zum Quellgebiet des Mains hinauferstreckte. Denn mit seinen beiden mächtigen Armen, Mosel und Main, greift der Rhein weit in die ihm ostwärts und westwärts angelagerten

Gebiete ein und verbindet noch jetzt das innere Deutschland und Frankreich. Der Main, der von der Höhe des Fichtelgebirges kommt und dem Hauptstrom ein Drittheil seiner Wasserfülle zuführt, durchfließt in westlicher Richtung, aber in zwei großen südwärts gekrümmten Bogen, bei Bamberg und Würzburg vorübergehend, die Landschaften von Ostfranken und, bei Frankfurt vorübereilend, das Gebiet von Rheinfranken, welche beide durch die Gebirgsgruppen des Spessart geschieden werden. Das uralte Mainz, seiner Einmündung gegenüber in dem Winkel des Rheins gelegen, bezeichnet die eigentliche Mitte des klassischen Bodens von Deutschland im Mittelalter. Von je an eine wichtige militärische Position und der Lage nach mit Regensburg an der Donau zu vergleichen, bildete es immer den Schlüssel zu Deutschland und die mittlere große Furt am Rheinstrom. Die von den Römern hierher verpflanzte Weinkultur an den Anhöhen von Laubenheim und Nierstein beurkundet die Wichtigkeit dieser Lokalität im Alterthum, wie die benachbarten kaiserlichen Pfalzen, Tribur und Ingelheim, im Mittelalter.

Aber unterhalb Mainz nimmt das Rheinthal wieder einen anderen Charakter an, indem die breite fruchtbare Ebene gegen Norden plötzlich durch einen Felsriegel geschlossen wird. Dieses ist das rheinische Schiefergebirge, welches von Südwest nach Nordost quer durch das Rheinthal hindurchsetzt und hier der Hunsrück, dort der Taunus genannt wird. Bei dem Orte Bingen, wo sich das romantische Thal der Nahe vom Hunsrück zum Rheine öffnet, tritt der Strom in den ersten engen Spalt des vorliegenden Gebirges ein, und hier mußte die Kunst durch Felssprengungen einen Weg für die Schifffahrt bahnen, so daß die großen Schiffe mitten durch ein gewaltiges Felsthor hindurch aus dem Rheingau bis in die Niederlande hinabgehen können. In gewaltigen Strudeln rauscht der mächtige Rhein über eine dreifache Felswand vom Bingerloch bis nach Skt. Goar hinab, ehe er aus diesem Gebirgsriegel in die Ebene von Koblenz tritt, wo sich von Osten her das schöne Thal der Lahn zum Rhein hin öffnet und von Südwest her die wasserreiche Mosel ihre Fluten mit ihm verbindet. Aber noch hat der Strom das Niederland nicht erreicht. Dieses ist erst bei Köln der Fall nach Durchbrechung eines dritten Gebirgsriegels. Denn was sich auf dem linken Stromufer in den Vulkankegeln der Eifel an der Mosel einzeln zeigt, das findet sich auf dem rechten

Ufer des Rheines in der Masse des Siebengebirges unterhalb Neuwied in einem großen Maßstabe vereinigt. Die domartigen Kuppeln der Vulkankegel jenes Gebietes, aus deren hartem Gestein die anliegenden Städte und vornehmlich der berühmte Dom zu Köln erbaut worden sind, beurkunden die ehemalige Thätigkeit unterirdischer Feuergewalten an dem mächtigsten Durchbruche der mitteldeutschen Gebirgsregion, und zwar auf der Grenzmark des Berglandes gegen das Flachland. Bei Bonn hört die Gebirgsbildung auf, und das alte Köln liegt schon in der norddeutschen Niederung, wo der Spiegel des Rheinstroms nur noch eine Höhe von etwas mehr als hundert Fuß über dem Meere hat. Hier befindet sich die untere große Furt über den Strom. Von nun an nimmt derselbe an Breite und Tiefe seiner Wasser immer mehr zu; er erscheint bald wie ein See und bedroht nicht selten durch seine Einbrüche die benachbarten Landschaften mit Verheerung. Unterhalb Kölns bewässert der Rhein, bei Düsseldorf vorübergehend, die drei blühenden Landschaften von Jülich, Cleve und Berg und nimmt hier auf seiner Ostseite die nicht unbedeutenden Gewässer der Ruhr und Lippe in sich auf, welche aus der weiten, nur von niederen Bergzügen unterbrochenen Ebene Westfalens ihm zuströmen.

Bei Cleve beginnt dann die Stromspaltung des Rheines; da breitet sich von Osten nach Westen das holländische Deltaland aus, welches zum Theil noch unter das Niveau des Flusses hinabsinkt. Dieses Deltaland, welches von dem Strome in zwei Hauptarmen, dem nördlichen Rhein und der südlichen Waal, durchschnitten wird, hat als ein erst dem Meere abgewonnenes Land im Laufe der Zeit die verschiedensten Umgestaltungen erlebt und ist durch alle Jahrhunderte berühmt gewesen durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner und durch deren Kenntniß im Seewesen.

Noch einen großen Nebenstrom, die Maas, nimmt der Rhein in seinem Deltalande in sich auf. Sie kommt gleich der Mosel von den lothringischen Tafelflächen her und durchströmt, nach Durchbruch des gewaltigen Bergrückens der Ardennen von Verdun bis nach Namür, die westrheinische Niederung, um sich mit der Waal zu vereinigen und so das Inselland der Maasmündung zu bilden, mit welchem sich auch die Schelde vereinigt. Es zeigen sich hier die beiden großen westrheinischen Marken Deutschlands gegen das west-

fränkische Land oder Frankreich; es sind die obern und untern, beide geschieden durch die Ardennen. Im Süden ist es das Moselland, im Norden das Maasland, beide von wesentlich verschiedener Natur. Im Mittelalter bildeten sie die lothringischen Gebiete oder Ober- und Niederlothringen, welche heutzutage unter dem Namen das französische Lothringen und Belgien dem deutschen Stammlande leider schon entzogen sind, so daß nach dem Verluste jener Marken die Thallinie des Rheinstromes selbst zur Grenzmark Deutschlands hat werden müssen.

Pütz.

120. Thüringen.

Thüringen ist Kleindeutschland. Seine Berge, Ebenen und Gewässer, seine Schlösser, Städte und Staaten geben das große Vaterland in verjüngtem Maßstabe wieder. Wird die Alpennatur durch den Beerberg und den Schneekopf repräsentiert, so gibt die Nordseite des Gebirges die Ebene; die Saale ist die Donau Thüringens, und die Schwarza vertritt die Romantik des Rheines. Vom altenburgischen Hügellande wird die kernhafte Bauernschaft gestellt und die reußischen Länder bilden die Industriedistrikte nach leicht zu findender Analogie, während einige kleine Höfe, was die Pflege von Wissenschaft und Kunst angeht, den großen voranleuchteten. An Lebendigkeit gebricht es den thüringischen Städten und an Mannigfaltigkeit der Interessen den kleinen Staaten so wenig wie dem gesammten deutschen Reiche.

Vermissen wir die Schneeregion und die schauerliche Gemsenklippe, so gibt es desto mehr fröhliche Höhen und liebliche Gründe. Von den Bergen blicken Burgen und Burgruinen und stattliche Fürstenschlösser, und heitere Dörfer lachen in der Flur oder glänzen aus dem Fichtenwalde und dem Buchenforst. Auf jeder steilen Höhe ragt uns die zertrümmerte Romantik der Vorzeit entgegen, denn nicht weniger als sechsundsechzig Burgen brach Rudolf von Habsburg, um die Störer des Landfriedens zu züchtigen. Ebenso richteten Bauernkrieg und dreißigjähriger Krieg zahlreiche Schlösser und Klöster zu Grunde, wovon Paulinzell mit seinen moosüberwucherten, baumumschatteten Pfeilern, Bögen und Wandfragmenten besonders malerisch erscheint. Unter den Sommerresidenzen und Waldschlössern der thüringischen Fürsten sind alle Zeiten und Baustile und jeder Ge-

schmack repräsentiert. Liebenstein trägt ganz modernen Charakter; seine Heilquelle gestaltete die Umgebung zum reizenden Badeort, und Altenstein überrascht mit seinen Terrassen, welche den Blick durch das Werrathal bis zur Rhön schweifen lassen, mit seinen Dolomithöhlen und Wasserfällen auf das angenehmste. Das ohne Prunk in die Wiesen und unter die Baumgruppen gestreute Wilhelmsthal bildet die Szenerie zu manchem Goethischen Idyll; Karl August und Altmeister Wolfgang weilten hier oft. Reinhardsbrunn dagegen ist einer Uhlandschen Romanze vergleichbar zwischen den schwarzen Wäldern und den Himmelsbläue spiegelnden Teichen, im Schmucke der Thürme und Zinnen, mit dem schimmernden Saal der Ahnenbilder und den düstern Grüften der Landgrafen von Thüringen.

Im Süden ist es die Feste Koburg, im Norden die Wartburg, welche das Land weit und breit beherrschen. Jedes dieser uralten Schlösser ist tief in die Geschichte der Dynastien und der Kultur verwickelt, und der Duft der Sage umwebt sie wie ein grünender Eppich. Auf Koburg weilte Luther, als Kurfürst Johann den Reichstag zu Augsburg besuchte, um die Augsburger Konfession zu vertheidigen, und übersetzte in seiner Muße die Propheten des alten Testaments, wie er auf der Wartburg die Evangelisten verdeutscht hatte. Auch das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" soll hier entstanden sein. Im Jahre 1632 widerstand die Feste Wallenstein und Altringer. Seitdem verkleinerte sich ihre Bedeutung in dem Grade, wie sich die Belagerungswerke vervollkommneten. Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha begann in Jahre 1838 die Restauration der Burg, und Heinrich Schneider schmückte dieselbe mit dem Einzuge Herzog Kasimirs, desgleichen mit dem humoristischen Ereigniß, wo die auf der Feste gehaltenen Bären ihrem Käfig entkommen waren und den im Speisesaal versammelten Herrschaften aufwarteten. Schrecken auf allen Gesichtern! Indes eine Hofdame hatte die Geistesgegenwart die Ungethüme mit Konfekt zu füttern, bis die Wärter herbeikamen. — Die Wartburg, auf welcher jeder Stein von Sagen klingt und jeder Fensterrahmen ein köstliches Landschaftsgemälde umfaßt, erstand unter der Fürsorge des Großherzogs Karl Alexander und unter Leitung des Architekten Rütgen aus Gießen als stolzes Waldschloß, da sie eine Zeit lang fast als im Verfall begriffen anzusehen war. Welche Burg kann sich an Sage und Geschichte mit der Wartburg

messen, von Ludwig dem Springer bis zu Landgraf Hermann, von Luther bis zum Oktoberfest 1817! Die nahmhaftesten Sänger jener Zeit waren bei Landgraf Hermann und seiner Gemahlin Sophie stets willkommen. Heinrich von Veldeke und Wolfram von Eschenbach waren dort Göste, und Walther von der Vogelweide preist den Hof der Wartburg in seinen Liedern.

Unwillkürlich sind wir in das Gebiet der Sage gelangt, die nicht nur die Wartburg üppig umrankt, sondern überhaupt in keinem Lande, selbst das Rheinland nicht ausgenommen, geschäftiger ist als in Thüringen. Keine Burg und keine Klosterruine, kein Berg, kein Thal, kein Bach, keine Heide ist ohne eine Bergmanns-, Jäger- oder Hirtenerzählung. Am berühmtesten aber vor allen ist der Hörselberg durch seine Sagen. Mitten in grünender und blühender Umgebung ganz öde und kahl emporragend mußte er dem Auge verdächtig werden. In einer dunkeln Schlucht hörte man das Wasser rauschen; man hörte dort Stimmen, und der Eingang zum Fegefeuer, zur Hölle selbst mußte dort sein. Andere vernahmen Liederstimmen und Mädchengekicher, und so war die Residenz der Frau Venus, der gefährlichen Zauberin des Mittelalters, gefunden. Vom Hörselberge aus beginnt die wilde Jagd, welche im Schwarzwalde wiederkehrt, auf dreibeinigen Pferden, mancher Mann das Gesicht auf dem Rücken oder den Kopf unter dem Arm. Dem wilden Heer voraus zieht der getreue Eckart mit weißem Stabe in der Hand und warnt die Begegnenden, sich niederzuwerfen, die Jagd nicht zu sehen und den Lärm vorüberbrausen zu lassen. Einst kam auch der edle Tannhäuser, ein Rittersmann aus Franken, nach vielen abenteuerlichen Zügen am Hörselberge vorbei, indem er den Landgrafen Hermann auf der Wartburg zu besuchen gedachte. Frau Venus verlockte ihn, bei ihr einzukehren, und Tannhäuser folgte, blieb ein ganzes Jahr, empfand dann aber Ueberdruß am unterirdischen Minnehofe, Reue und Sehnsucht den Berg zu verlassen. Vergebens bot Frau Venus alle Bitten, alle Künste auf, ihn ferner zu fesseln, der Ritter ließ sich nur das Versprechen erpressen, falls er keine Vergebung seiner Sünden erlange, wiederzukommen. Tannhäuser pilgerte nach Rom und warf sich dem Papste Urban zu Füßen; allein der heilige Vater ließ den Reuigen hart an und erklärte, auf seinen Krummstab deutend, so wenig dieser Stab je wieder grünen werde, so wenig werde einem solchen Sünder Gottes Gnade

zutheil. Verzweifelnd kehrte Tannhäuser zur Frau Venus zurück. Aber nach drei Tagen begann Papst Urbans Hirtenstab zu grünen durch die Wunder der ewigen Liebe. Es gingen nun Boten aus, den Ritter zu suchen; allein er war im Hörselberge verschwunden.

Auf die prophetische Sage läßt sich Thüringen wenig ein. Nur im Werragrunde wird eine große Glaubens- und Türkenschlacht erwartet; und weit ins deutsche Volk ist die Kyffhäusersage von Barbarossas Erwachen gedrungen. Am glänzendsten und körnigsten bleiben jedoch die ältesten und allbekannten Sagen von Graf Ludwig dem Springer und der Erbauung der Wartburg. In mancherlei Variationen schließen sich sodann die Erzählungen von der heiligen Elisabeth an.

Wie sehr auch die allgemeine Civilisation und die Einwanderung aus Franken nach Thüringen, aus Thüringen nach Franken und die Hinzukunft aus Westfalen, vom Harz, aus Schlesien, Mähren und Würtemberg die ursprüngliche Stammesverschiedenheit abschliff, so sind doch noch Merkmale der alten Scheidung übrig geblieben. Namentlich ist das slavische Element, welches von Osten her vordrängte, seine Vorposten westlich bis ins Meiningensche vorschob, nördlich bis in die Gegend von Naumburg kam, dichter im reußischen Gebiete sitzt, bis es unter den altenburgischen Bauern den vorherrschenden, wenn auch völlig germanisierten Stamm bildet, sehr leicht kenntlich. Die Gestalten sind unschön knochig, kurzhalsig, die Köpfe kürbisrund, die Gesichter meist ausdruckslos, die Zähne stark, die Gesichtsfarbe ebenso oft, ohne krank zu sein, blaßgelb wie blühend. Der Thüringer Stamm ist dagegen im ganzen wohlgebaut, von gesunder Farbe und mittlerer Statur; die fränkische Abstammung aber ist von dunklerer Farbe, und man findet hier mehr große Männer als unter den Thüringern.

Sämmtliche kleinen thüringischen Residenzen sind seit geraumer Zeit Pflanzstätten der Kultur. Jede dieser Residenzen hat ihre wissenschaftlichen Anstalten, ihre Bibliothek, ihr Kunst- und Naturalienkabinet, ihr Theater, höheren Anforderungen der Architektur entsprechende Gebäude und Ziergärten.

Die Bibliotheken von Gotha und Weimar gehören zu den größten in Deutschland, die Kupferstichsammlung in Koburg und das Münzkabinet in Gotha zu den bedeutendsten, welche existieren. Noch leuchtet

die Zeit, wo Weimar der Mittelpunkt der deutschen Poesie, das Mekka des guten Geschmacks war, hell in die Gegenwart herein. Zwar blickten Wieland und Herder, Schiller und Goethe stets weiter als Thüringens Berge, und ihr Ruhm und ihre Wirkung löst sich mehr und mehr von dem Orte ihres Weilens ab; allein die Thatsache ist nicht zu schmälern, daß das kleine Weimar erfüllte, was Deutschlands größte Städte versäumten, und daß der dortige Musenhof den Schöpfern unserer Literatur die heitere Muße für ihre Geistesarbeit gewährte, womit sie der deutschen Sprache das Herz unseres Volkes eroberten und diesem unsern Volke die Anfänge aller höheren Richtungen zeigten, worin es seine Aufgabe zu setzen hat. Auch gegenwärtig noch werden in Thüringen Kunst und Wissenschaften von den Fürsten mit Liberalität, von den Bewohnern mit Eifer gepflegt. Auch gegenwärtig nehmen die typographischen Anstalten von Gotha, Hildburghausen und Weimar einen hervorragenden Platz ein. Aus Tradition nimmt der weimarische Hof fortwährend an Kunst und Wissenschaft das lebhafteste Interesse, und der Herzog von Koburg-Gotha läßt nicht leicht irgend einen Zweig höherer Geistesarbeit ohne Aufmunterung und Unterstützung. „Die Gegenwart."

121. Der Harz.

Dort wo die germanischen Völker der Cherusker und Katten, der Angrivarier und Fosen sich berührten, wo jetzt Preußen, Braunschweig und Anhalt zusammenstoßen, erhebt sich als ein Gebirge von höchst eigenthümlichem Charakter und welthistorischer Berühmtheit der Harz mit seinen noch von niemanden genügend erklärten Namen. Uebertrifft ihn auch das Riesengebirge an Höhe, so darf er sich doch messen mit dem Erzgebirge und dem Thüringer Walde, und zeichnet sich als das nördlichste deutsche Gebirge aus. In einer Länge von etwa zwölf bis vierzehn und in einer Breite von etwa vier bis fünf Meilen erstreckt er sich von Westen nach Osten, doch nicht nach Art anderer deutscher Gebirge in langgezogenen, an einander gereihten, sich ähnelnden und verwandten Höhen, sondern als ein frei sich haltender, scharfumrissener Steinkoloß, rings umkreiset von einem Heere geringer Hügel. Man theilt dieses Gebirge in den Oberharz, den Unterharz und den Vorderharz. Der Oberharz ist der Kern des Berges, wo das granitartige Urgestein, die Knochen der Erde,

zu Tage tritt und das metallreiche Ganggebirge gleich Muskeln voll lebendig zuckender Nerven sich an dasselbe anlegt; er bildet mit dem berüchtigten Brocken und seinen sieben Bergstädten den nordwestlichen Theil des Gebirges. Hier herrscht ein winterliches Klima; rauher weht die Luft, Schnee und Eis liegen hochgehäuft zur Winterszeit und lange Monden hindurch, und der Sommer ist nur kurz, doch sind seine Gewitter desto furchtbarer und gewaltiger. Schon die Waldung, aus hochgewachsenen Tannen und phantastisch sich formenden Fichten bestehend, deutet den nordischen Charakter an, obgleich das Gehölz, vielfach von Bruch und Morast unterbrochen, sich vorfindet. Hier wird kein Acker gebaut; nur hier und da trifft man die wohlgepflegte Wiese in beschützten Niederungen, das Magazin für die treffliche Rinderherde, welche statt der Spreu mit Tannennadeln sich begnügen muß.

Das Volk, welches diese Höhen bewohnt, gleicht seiner Heimat; es ist kräftig und rauh, kühn und thätig, unverdrossen und gutmüthig, duldsam und mit geringem zufrieden, stolz auf seine Berge und nur auf ihnen glücklich. Alles was hier lebt und waltet, gehört dem Bergbau an, sei es als eigentlicher Berg- und Hüttenmann, sei es als Köhler, Holzschläger und Fuhrknecht. Der Bergbau ist hier die Seele des Lebens; tausend Jahre hindurch ringt dieses Völkchen mit Lebensgefahr dem widerstrebenden Erdgeiste seine edelsten Schätze ab. Die blassen Wangen, die scharfen, starken, kalten Gesichtszüge, die straffen, aber kräftigen Muskelformen erzählen von den Mühseligkeiten seiner arbeitsvollen, entbehrungsreichen Tage. An dreißigtausend Menschen leben auf einer Fläche von dreizehn Quadratmeilen, stolz auf ihre Sprache, die gezogen und volltönend, süddeutschen Dialekten gleich klingt und vielleicht von ihren aus dem Erzgebirge früherhin eingewanderten und hergerufenen Vätern stammen mag.

Ein freundlicheres Klima empfängt den Wanderer, sobald er zum Unterharze hinabsteigt, zu welchem man alles Gebirge zu zählen pflegt, was dem Brocken östlich liegt, und aus Ganggebirge und Flötzgebirge besteht, von ihm aber als Vorderharz die äußersten, noch immer hügelichten und bewaldeten Ausläufe und Vorsprünge unterscheidet, durch die das Gebirge allmählich in das flache Land verläuft, gleichsam die Finger und Fußzehen des Riesen, die er in die

Ebene hinein erstreckt als Symbol seiner Herrschaft. Hier im Unterharze ist die unerschöpfliche Schatzkammer des Malers und des Dichters; hier finden sich jene an geheimem Zauber und unvergleichlichem Reiz so reichen Plätze, die diesem nordischen Gebirge einen Weltruf erwarben; und ist die Erde hier im Innern weniger mit köstlichen Schätzen gefüllt, so ersetzt sie es im Uebermaß durch ihre äußere Herrlichkeit. Die traurige Tanne wechselt hier mit dem üppigsten Laubholze; hundertjährige Eichen wölben sich zum luftigen Dome, die schlanken Buchen bilden endlose Schattengänge, und die silberhäutigen Birken kränzen den Saum des Waldbaches und laden mit den flüsternden Stimmen ihrer leicht beweglichen Blätter zum kühlen Ruheplatze. An den Höhen zieht sich Ackerland in langen, wellenförmigen Bändern hinauf; Schafherden wandern langsam und gedrängt in den begrasten Thälern; Obstgärten kreisen die Dörfer ein, wenn auch später als in der Ebene reife Früchte spendend.

Die Bewohner nähern sich in Form, Lebensweise und Beschäftigung den Nachbarn ihres Gebirges, und ihre Sprache schließt sich hier den niedersächsischen, dort den oberdeutschen Dialekten an. Doch auch hier, wie überall im Harze, empfängt den Fremden altgermanische Gastlichkeit, jene Treuherzigkeit, welche den Gast schnell mit dem Wirte befreundet und beiden das Scheiden verbittert; und mit ihnen verbindet sich ein natürlicher Hang zur Geselligkeit, wie er nur in freundlichen, freien, offenen und zufriedenen Herzen erblüht, der früherhin sich nicht schrecken ließ durch den gefährlichen Fußweg, durch den engen Pfad am Rande der Abgründe, der jetzt durch die neuerdings überall durchgezogenen bequemen Kunststraßen für Pferd und Wagen jeder Art die gewünschte Erleichterung findet und der selbst im Winter, wenn der Schnee mannshoch sich häuft und die Tannenwälder, mit ungeheuren Grabtüchern bedeckt, in todter Majestät schaurig daliegen, im Hinderniß einen Sporn findet, mit dem weithin klingenden Schellengeläute fliegender Schlitten die öde Wildniß belebt und Ort mit Ort, Freund mit Freund zu fröhlichen Festabenden verknüpft.

Welche Mannigfaltigkeit von Genüssen und Ergötzlichkeiten eine Wanderung durch solche Gegenden für jedes Gemüth, das die nothwendige Empfänglichkeit dafür mitbringt, darbeut, läßt sich schon aus dem Gesagten abnehmen. Jeder Geschmack wird nicht leer ausgehen.

Der Freund des Finstern, Gewaltigen und Erschütternden wird sich plötzlich von himmelansteigenden Zackenfelsen umringt schauen, die auf ihn niederzustürzen dräuen, die ihm den Ausgang zauberisch zu verbauen scheinen, und aus deren gähnenden Spalten ihn alle jene mißgeformten Spukgestalten ansehen, welche aus den Märchen der Kinderstube in seinem Gedächtnisse geblieben. Er schlürft mit kindlicher Lust alle diese Grauen des Geisterkessels ein, erklettert im Rausche des Hexentrankes die Spitzen der Masten dieses verwünschten Steinkessels und schleicht, sich nur schwer losreißend, endlich weiter. Aus einem schlichten, einförmigen und einfarbigen Laubhölzchen ermattet eine Höhe hinansteigend glaubt er sich jetzt plötzlich in ein Reich der Vernichtung versetzt, und der letzte Tag der Erde steht vor seiner Phantasie, wenn er sich am Rande eines erstorbenen, abgenadelten, ausgedörrten Fichtenwaldes findet, dem der verheerende Borkenkäfer und Holzwurm Saft und Mark geraubt. Es ist ein Siechenhaus, ein Kirchhof der Natur, und der erschütterte Wanderer wendet den Blick ab. Da fesselt seinen Blick noch höher hinauf ein nicht geringeres Schauerbild. Ein unabsehbarer Wald liegt als Windbruch gestürzt und nach einem Strich niedergeworfen da gleich einem getödteten Heere des Völkerkrieges; ein einziger Hauch der Allmacht schuf dieses undurchdringliche Verhack von Riesentannen, welche aus dem zerrissenen Boden ihre Wurzeln wie trockene Knochen eines Hünengrabes hervorstrecken. Um diesen Schauplatz wüster Zerstörung, dieses Schauerbild noch furchtbarer zu machen, schnaubt ein ungeheurer, schwarzborstiger Keiler, drohend mit scharfen und glänzenden Hauern, an ihm vorüber; die giftige graue Wolfsotter hebt sich aus dürrem Moos und zischt ihn an; ein gieriges Geierpaar kreiset gespenstisch rauschend mit weitgespannten Flügeln über seinem Haupte, und der Wolkensegler abgestoßenes, weithin gellendes Gekreisch spricht ihm deutlich die feindliche Absicht aus, den unberufenen Eindringling zu vertreiben.

Nicht weniger angesprochen wird sich die mildere Seele finden, welche sich gern von sanfteren, kindlichen Empfindungen wiegen läßt. Für sie sind jene Thäler geschaffen, deren der Harz unzählige umschließt, und welche als ersten Gedanken den Ausruf erzeugen: Hier laßt uns Hütten bauen! Ich kenne ein solches, das mir unvergeßlich geblieben. Von rauher, kahler Höhe steigt man zu ihm hinunter, durch ein Gehölz von schlanken Buchen und Erlen windet sich

der schlangenförmige Fußsteig. Ueberrascht steht man in der kleinen Schlucht auf blumenreichem Teppich wie in dem innersten Hofe, in dem heiligen Asyle eines kleinen Tempels; rundum die grünglänzenden Kuppeln, von braunen Säulen getragen, hereintretend über den Raum und ihn verdüsternd, und darin zur rechten nur ein einzelnes, braunes, stockwerkhohes Felsenstück, kahl, nur in seinen Spalten mit grünem Moose bekleidet, ähnelnd einem hohen Altar, zu Priesterdiensten ausersehen. Und ein silberheller Bach stürzt sich herab aus dem größten Spalte des dunklen Gesteins, schäumt und perlt unten im runden Blumenbassin und rauscht in schmaler Steinrinne weiter in das Holz; und oben auf dem breiten Stein steht eine einzelne Pflanze des Fingerhutes in purpurrother Blüthenpracht, auf ellenhohem Schafte ihre Glockenkelche wiegend, als die geweihte, leuchtende Kirchenkerze dieses Heiligthums. Ein Ausruf freudigen Erstaunens tönt unwillkürlich aus des Beschauers Munde, welcher gern an dieser Stätte sich lagert und bei so schönem Anblicke die Mühen der Bergfahrt leicht vergißt. — Doch auch lebendige Genüsse mangeln nicht. Dort weidet ein Rudel schlanker Hirsche auf besonntem Plateau; das Jagdhorn der Verfolger tönt fern im Walde und weckt die Stimme der Echo; aber das Reh mit seinem Kälbchen horcht nicht darauf und genießt ungestört seine Sicherheit, den vielfachen Fluchtwegen und seiner Schnelligkeit vertrauend. Harmonisches Glockengeläute trifft unser Ohr; wir glauben wohlabgestimmte Thurmglöckchen zu hören und meinen auf einen nahen Kirchhof zu stoßen. In das Freie treten wir mit beeilterem Fuße und sind auf kräuterreicher Weide; die grünen Halme reichen fast bis ans Knie, und bunte, dichtgedrängte Blumenköpfe wiegt der Luftzug über der duftigen Fläche. Es ist ein Viehhof, worauf wir treten, eine Milchhütte nach Schweizer Art. Starkgehörnte und mächtig große Stiere, volleutrige Kühe und blanke Rinder, jedes die gelbe Glocke am starken Halse, sind die Musiker, und der Hirte erquickt uns willig mit den wohlschmeckenden, reinlichen Schätzen, die seine Herde ihm liefert. — Auch dem Romantiker bleibt die unerschöpfliche Fundgrube des Berges nicht verschlossen. Es wimmelt von Sagen und Legenden auf dem Harze; fast jede besondere Klippe, jeder Brunnenquell, jeder Schlund, jedes Städtchen, jedes Dorf hat seine Historie, welche der Nahewohnende gern und unermüdlich erzählt, findet er nur geduldige Ohren und Zeit bei dem fremden Wanders-

mann. Auch hier spricht sich, wie auf dem Thüringer Walde, der treffliche Geist des deutschen Volkes in seinen Sagen aus.

Blumenhagen.

122. Die norddeutsche Tiefebene.

Die norddeutsche Tiefebene umfaßt alles deutsche Land nördlich vom Fuße der Sudeten, des Riesengebirges, der Oberlausitz, des Erzgebirges, des Harzes, der Weserkette, des teutoburger Waldes und des rheinischen Schiefergebirges und dringt auch noch mehrfach in Buchten zwischen diese Gebirge ein. Auf einem Flächenraum von mehr als siebentausend Quadratmeilen erhebt sie sich nur wenig über den Spiegel des Meeres. Ihre größten Höhen steigen kaum einige Hundert, nie volle tausend Fuß darüber empor. Aber sie ist dennoch keine ununterbrochene Ebene, sondern sie wird von mehreren flachen Höhen oder Landrücken durchzogen, welche sich hier und da mehr als fünfhundert Fuß über den Meeresspiegel erheben.

Einer dieser Höhenzüge umgibt in weitem Bogen die Küste der Ostsee. Sein westlicher Theil ist der holsteinische Landrücken; daran schließt sich jenseits der Stecknitz der mecklenburgische Landrücken, dann aber der pommersche Landrücken, und die preußische Höhe an. Merkwürdiger Weise sind gerade diese flachen Höhen von ungemein vielen kleinen Landseen bedeckt, weshalb man sie auch als Seenplatten bezeichnet. Sie werden von den Thälern der Stecknitz, der Oder und der Weichsel quer durchbrochen, während diesseits der Platten die Netze, die Spree, die Havel und die Elbe gleichsam in einem gemeinsamen großen Längenthale strömen und vielfach auch von den nördlichen Höhen her Zuflüsse erhalten. Dieser Seengürtel ist ein viel merkwürdigeres Phänomen, als gewöhnlich angenommen wird. Viele dieser Seen sind sehr tief, manche gelten dem Volke als unergründlich. Viele sind historisch beglaubigte Erdsenkungen, andere verrathen diese Entstehung durch ihre Gestalt und Form, andere enthalten versunkene Wälder und Torfmoore, und von vielen weiß die Volkssage zu erzählen, daß Städte und Dörfer darin versunken sind.

Ein zweiter, theilweise dem vorigen paralleler Höhenzug beginnt westlich mit der Lüneburger Heide, breitet sich von hier bis zum Elbthal bei Magdeburg aus, findet jenseits desselben eine Fortsetzung mit dem Fläming, dann aber weiter östlich, nach einer größeren

Unterbrechung, in den Hügeln von Sorau und Grüneberg und in den Trebnitzer Bergen.

Zwischen beiden Höhenzügen breitet sich östlich die posener Ebene aus, in der Mitte aber erheben sich die kleinen Hügelgruppen von Spandau und Müncheberg bei Berlin. Diese flachen Höhenzüge oder Landrücken bestehen an der Oberfläche größtentheils aus diluvialem Sand, und der verbreitetste Ausdruck für diesen etwas erhöhten Sandboden ist Geest oder Geestland, während der ebene, oft alluviale oder sumpfige Boden dazwischen je nach Umständen Klei, Marsch, Moor oder Schlick genannt wird.

Sehr merkwürdig ist südlich von der Seenplatte der Lauf der Flüsse. Sie suchen nicht auf dem nächsten Wege von den Gebirgen aus das Meer zu erreichen, sondern sie folgen vorherrschend der Richtung von Südost nach Nordwest, und wo sie diese Hauptrichtung verlassen, um sich nördlich zu wenden, da geschieht es gewöhnlich plötzlich, aber nur auf eine kurze Strecke, um dann wieder in die alte Richtung zurückzukehren; ja, hinter ihren fast rechtwinkligen Umbiegungen findet sich sogar mehrfach ein anderer Fluß ein, welcher die alte Richtung fast genau in ihrer linearen Verlängerung fortsetzt. So findet die Elbe jenseits Magdeburg ihre Fortsetzung in der Aller, die Oder jenseits Frankfurt erst in der Spree und dann in der Elbe. Sind sie aber einmal in die norddeutsche Seenplatte eingedrungen, dann kehren sie nicht wieder in die alte Richtung zurück.

Die an der Oberfläche überall vorherrschenden Diluvialgebilde zeigen äußerst ungleiche Grade der Bodenfruchtbarkeit, jenachdem sie aus Lehm und Thon, Sand, Kies oder Mergel bestehen, von Torfmooren oder Humusschichten bedeckt sind. Das Sandland ist die Heimat der dürren Heide und schattenarmen Kiefernwälder, während Lehm und Thon, Mergel und Humus von den üppigsten Fluren bedeckt sind. Den Mergel, wo er einzeln auftritt, beutet der Landwirt für seine Felder aus, Lehm und Thon werden in Baumaterialien und häusliche Geschirre verwandelt. Als Baumaterial dient hier und da der Torf; der Raseneisenstein wandert in benachbarte Hochöfen, und die großen erratischen Felsblöcke, die nach einer Hypothese der Geologen auf schwimmenden Eisschollen aus Skandinavien nach Deutschland eingewandert sind, dienen den gemeinsten und den erhabensten Zwecken. Begierig greift in den felsenlosen Niederungen der Straßenbauer wie der Plasterer nach diesen

festen Wanderblöcken. Aus Kalkstein bestehend, sind sie höchst willkommene Vertreter weit und breit mangelnder Kalkflötze. Die schönen granitenen Findlinge aber wählt sich der Künstler aus, um sie entweder selbst in Kunstwerke zu verwandeln oder wenigstens seine Statüen darauf ruhen zu lassen. Sie sind im fremden Lande ein reicher Segen geworden und die Denksteine einer merkwürdigen geologischen Periode, in welcher nordische Eisschollen bis an die deutschen Gebirge herantrieben und den heimischen Grabstein eines schwedischen Königs auf dem Schlachtfelde bei Lützen bereit hielten.

Die norddeutsche Tiefebene bildet kein in sich abgeschlossenes natürliches Gebiet. Nur gegen Nord und Süd ist sie von der Natur begrenzt durch Meer und Gebirge, nicht aber gegen Ost und West. Wir können uns darum nicht wundern, wenn ihre politische Gliederung im Lauf der Jahrhunderte eine vielfach wechselnde gewesen ist, jenachdem östlich, südlich oder westlich angrenzende Stämme, die eigenen Bewohner oder die jenseit der Ostsee zu größerer Macht gelangten. In einer Zeit, von welcher nur die Sage und einzelne Reiseberichte Kunde geben, erstreckten sich die Sitze der Deutschen bis an die Weichsel, wo sie Nachbarn der Preußen und anderer lettischen Völker waren. Nach der Völkerwanderung finden wir ein anderes, großes, zahlreiches Volk in den alten Sitzen der Deutschen, von der Weichsel an längs der Küste der Ostsee und bis an die Elbe und Saale, die Slaven oder, wie sie in Deutschland hießen, Wenden. Im Zeitalter der Hohenstaufer zerfällt die Ebene bereits in zahlreiche Gebiete, bis der Zeitraum von 1648 bis 1792 und in ihm namentlich Friedrich der Große die preußische Monarchie beträchtlich ausdehnt, die nun unter sich zusammenhangend aus Ost- und Westpreußen, Ermeland, dem Netzdistrikte, Vor- und Hinterpommern, der Mark Brandenburg, ganz Schlesien, dem Magdeburgischen und Halberstädtischen besteht, außerdem aber aus einigen kleineren Gebieten in Thüringen, in Westfalen und Ostfriesland. Dieser der Natur des Landes entsprechende Konsolidierungsprozeß ist von da ab im Vorschreiten gewesen. Das Königreich Preußen hat sich mehr und mehr nach seinen natürlichen Grenzen, den südlich vorliegenden Gebirgen ausgedehnt, sich fast der ganzen norddeutschen Tiefebene bemächtigt, Stralsund, Rügen, Westfalen, Rheinpreußen, die Provinz Sachsen und Hannover gewonnen und seinen Fuß tief in die jütische Halbinsel hinein gesetzt. Nach B. v. Cotta.

VI. Charakterbilder.

123. C. Julius Cäsar.

C. Julius Cäsar stand im vierundfünfzigsten Lebensjahre, als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht hat. Er war der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms zurückführte. Der biegsame Stahl seiner Natur widerstand dem windigen Treiben der damaligen römischen Jugend; Cäsar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf, und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben. Die unglaubliche Schnelligkeit seiner des Zeitgewinns halber gewöhnlich nächtlichen Reisen war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit aller seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich, und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit neben einander zu betreiben. Bei aller Größe seines Geistes und seiner Stellung hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine echte Zuneigung. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit hohen und niederen Ranges stand er in einem schönen Verhältnisse gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst in guter und böser Zeit unbeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen

manche, wie Aulus Hirtius und C. Matius, noch nach seinem Tode in schönen Zeugnissen ihm ihre Anhänglichkeit bewährt. Seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Wenn Alexander sich dem Weine ergab, so mied der nüchterne Römer denselben nach seiner Jugendzeit durchaus. Die Litteratur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn den Alexander der Homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Nächten Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an; ihn reizten astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Cäsar war durchaus Verstandesmensch. Seiner Nüchternheit und Verstandesklarheit verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern und Erwarten den gegenwärtigen Augenblick zu erfassen, auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Kraft zuzuwenden; ihr dankte er die sichere Leichtigkeit, mit welcher er seine Periode fügte und seine Feldzugspläne entwarf, ihr die wunderbare Heiterkeit, die ihm in guten und bösen Tagen treu blieb, ihr die vollendete Selbständigkeit, die keinem Liebling, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete, ihr den Gewinn, daß er sich über die Macht des Schicksals und das Können der Menschen niemals Täuschungen machte.

Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von seinem öffentlichen Auftreten an war Cäsar denn auch ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die staatliche, geistige und sittliche Wiedergeburt der tief gesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner männlichen Beredsamkeit, die wie die Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Darstellung, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein anderer, unbeirrt von Erfahrung und Ueberlieferung, daran festhielt, daß immer diejenige Kriegsführung die rechte ist, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird; der mit sehergleicher Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der

nach der Niederlage schlagfertig dastand und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendete; der das Element der Kriegführung, die rasche Bewegung der Massen mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und der massenhaften Streitmacht die bewegliche, dem langen Vorbereiten das rasche Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln bis zur Verwegenheit vorzog. Allein alles dieses ist bei Cäsar nur Nebensache; er war ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr; aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein großer Staatsmann war. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das äußerste gethan, um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Lorbern zu ernten Die Verdienste um die Wissenschaften und Künste des Friedens wurden von ihm vor den militärischen bevorzugt. Ein geborener Herrscher regierte er die Gemüther der Menschen, wie der Wind die Wolken zwingt, und nöthigte die verschiedenartigsten Naturen ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Kriegstribun, den glänzenden Reiterobersten und den berechnenden Banquier. Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmuthig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen jeden, schien er nichts sein zu wollen als der erste unter seinesgleichen. Er handelte nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht, und wenn er auf sein Leben zurücksah, hatte er wohl falsche Berechnungen zu bedauern, fand aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen; er scheiterte nicht an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolges dessen natürliche Schranken zu erkennen. Alexander am Hyphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mußten, und zürnten dem Geschick, daß es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Cäsar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern bloß wohlerwogene Grenzregulierungen ins Werk zu setzen.

So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Von gewaltigster Schöpferkraft und

doch zugleich vom durchdringendsten Verstande, nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis, vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen, erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König, ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenische Bildung zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann. Mommsen.

124. Otto I.

Es war am 6. Mai 973, am Dienstag vor Pfingsten, als Otto zu Memleben an der Unstrut vom Tode ereilt wurde. Sein Tod war ein Weltereigniß und wurde als solches empfunden. Schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen. Ueberall mußte man den Verlust des mächtigen Fürsten fühlen, in nächster Nähe wie in weitester Ferne. Wie tief trauerte Sachsen, das unter ihm früher zu nie geahnter Blüthe gediehen war. Man sah es als eine besondere Fügung an, daß selbst die Erde diesem Könige neue Schätze gespendet hatte und damals in Sachsen das erste edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden wurde. Sachsens goldene Zeit hießen bald die Tage seiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde, der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preisen. Weiter aber schlich durch alle Gaue des deutschen Landes die Trauerklage um den großen Kaiser. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlandes erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange darnieder gehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich frei gemacht und aufgerafft hatte! Hatte denn nicht die römische Kaiserkrone auf seinem Haupte gestralt und er auf demselben Throne gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig unvergeßlichen Andenkens, Karl der Große, eingenommen hatte! Rom bebte vor ihm, und selbst das starre Byzanz hatte zuletzt doch seiner Forderung weichen müssen.

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Bewunderung, die er in den letzten Zeiten seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der erste Blick ließ in ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät geliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht

ohne Anmuth in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obwohl er des Romanischen und Slavischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich unter Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er selbst dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich, zog er wohl die Herzen an sich; aber doch war auch der alte Kaiser mehr gefürchtet als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; selbst sein Sohn bebte vor dem Zorn des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und erfüllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die andern hohen Tugenden, die man am Jünglinge pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die größte Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen andern erhöht hatte, und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon vor Alters durch ein ehernes Standbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt ruhen jetzt inmitten des Chores die Gebeine des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der Königin Editha; ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserem Vaterlande, bei der gern der Wandersmann verweilt. Da ruhen die Gebeine des einzigen deutschen Kaisers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert hat.

Giesebrecht.

125. Friedrich Barbarossa.

Friedrich war mittlerer Größe und wohlgebaut, seine Haare blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Seite gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weshalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Züge, feine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchdringenden und der innern Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet seines großen Feldherrntalentes sah er im Kriege nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen, doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerz jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Ehrfurcht gegen Geistliche, als Verkünder des göttlichen Wortes, möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen; wenige verstanden jedoch so wie er, die übertriebenen Forderungen der Kirche davon zu sondern und ihnen mit Nachdruck entgegenzutreten. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen hielt er für die erste Pflicht des Fürsten; ihnen unbedingt gehorchen für die erste des Unterthans. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeit mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hatte er Karl den Großen zum Muster genommen und erklärte, ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen, ihm verwandten Geschichtsschreiber, Otto von Freisingen, Nachrichten über seine wahrlich nicht unbedeutenden Thaten mittheilte, fügte er, von

eitler Selbstsucht kleiner Seelen weit entfernt und fast wehmüthig hinzu: „In Vergleich mit dem, was jene herrlichen Männer der Vorzeit leisteten, sind dies vielmehr Schatten als Thaten.“

Einem solchen Manne konnte sich bei seiner Thronbesteigung kein anderer als Bewerber gegenüberstellen, weder der jüngere und in mancher Hinsicht bedrängte Heinrich der Löwe, noch ein östreichischer Babenberger, noch einer der übrigen Fürsten. Auch entstand das Gerücht, Friedrich habe gegen seinen Vertrauten geäußert, er werde das Reich gewinnen, selbst wenn alle ihn nicht wollten, worüber der Erzbischof von Mainz zürnte, bis ihn der Erzbischof von Köln beruhigte und, wie es scheint, die Unwahrheit jenes Geredes darthat.

Schon am 17. Tage nach dem Tode Konrads III., am 5 März 1152, versammelten sich alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs in Frankfurt am Main und erwählten den Herzog Friedrich von Schwaben um seiner Abkunft und persönlichen Würdigkeit willen einstimmig zum deutschen Kaiser. Fünf Tage nachher erfolgte in Aachen die feierliche Krönung durch den Erzbischof Arnold von Köln. In diesen Augenblicken allgemeiner Freude hoffte ein wegen schwerer Vergehen von Friedrich verstoßener Diener Gnade zu finden und warf sich mitten in der Kirche vor ihm nieder. Aber der König sprach mit Ernst: „Ich entferne dich nicht aus Haß, sondern der Gerechtigkeit gemäß; daher ist kein Grund zum Widerrufe vorhanden.“ Es mochte Friedrich den Glauben hegen, daß die Milde des Privatmannnes, selbst durch Schwäche herbeigeführt, nichts übles von Bedeutung zu erzeugen vermöge, unzeitige Nachgebigkeit der Herrscher dagegen unmerklich die Ordnung des Staats zu allgemeinem Verderben auflöse.

Raumer.

126. Maximilian I.

Maximilian war ein Fürst, von dem wir zwar viele Bildnisse haben, doch so, daß selten eines dem andern gleicht; so unbefangen und ganz ergab er sich den verschiedensten Dingen, so wenig herrschte in ihm eine Beschäftigung, eine Neigung vor; ein Fürst, von dem seine Zeitgenossen zwar ausführliche Sittenschilderungen, doch niemand eine genügende Geschichte hinterlassen hat. Seine Seele ist lauter Bewegung, Freude an den Dingen und Entwurf. Es ist kaum etwas, was er nicht kann. In seinen Bergwerken ist er ein guter Schiener,

in seiner Rüstkammer der beste Platner, der andere in seinen Erfindungen zu unterrichten weiß; die Büchse im Arm überwindet er seinen besten Schützen Georg Purkhard; mit dem groben Geschütz, das er bohren gelehrt, das er auf Räder geschafft, trifft er meist am nächsten zum Ziel; er befehligt sieben Hauptleute in ihren sieben Sprachen; er wählt und mischt seine Speise, seine Arzenei selbst. In Feld und Flur befindet er sich erst wahrhaft wohl. Lauschend reitet er das Gebüsche vorbei, wo er eine Nachtigall schlagen hört, etwa nach den Brabanter Forsten, den Eber zu jagen, oder nach dem Tyroler Gebirg, wo er die Steinböcke, als ihrer durch das Schießgewehr nur noch wenige übrig geblieben, zu schießen verboten hat. Hier läßt er das Pferd hinter sich und steigt ihnen nach die hohen Felswände empor, wo er an die fünfhundert Klaftern fallen kann, wenn er einmal fehltritt, wo ihn zuweilen, wenn die Fußeisen losgelassen, nur noch eine Staude, ein spitzer Stein errettet hat, wo er einst im Hallthal schon die Lawinen hinter sich brausen gehört. Das Volk weiß viel zu erzählen, wie man ihn an großen Seilen aus der Höhe in das Thal gelassen, ja wie ihn, da auch dies unmöglich gewesen, da man ihm aus der Tiefe schon das Kruzifix als zum letzten Gebet entgegengehalten, noch ein Engel von der Martinswand errettet habe. Kommt er nun zurück, so bringt ihm sein Vogler alle Arten von Singvögeln in seine Stube, daß man kaum sein eigen Wort hört; oder er besucht einen Diener auf seiner Hochzeit; oder er hört zutraulich die Bitten seiner Unterthanen; oder er erzählt seinen Räthen, seinen Schreibern eine Geschichte, diktiert ihnen ein Stück seiner räthselhaften und fast unergründlichen Bücher, eine Notiz in sein Memoirenbuch, eine seiner ganz genauen Instruktionen, etwa wie man bei Beutelstein mit einer Büchse übereck schießend die Küche treffen könne, einen Brief. So ist sein Wesen. Doch den Zusammenhang der Geschichte geht dies minder an. Was sein öffentliches Leben eigentlich ausgezeichnet, ist das Vorgefühl von der künftigen Größe seines Hauses, das er von seinem Vater, das rastlose Streben nach derselben, das er vom Haus Burgund gelernt hat. Nicht auf das Reich, für dessen wahre Bedürfnisse er wenig wesentliche Sorgfalt zeigt, auch nicht auf das Wohl seiner Erblande unmittelbar, sondern hierauf geht seine ganze Politik, gehen alle seine Pläne; hiervon sind alle seine Schriften und Reden voll. Doch jeden einzelnen Entwurf hält er äußerst geheim. Es gibt Vor-

haben, die er keinem seiner Räthe mittheilt; dann weist er den fremden Gesandtschaften einen Platz an, wo sie nichts erfahren, und von dem sie doch nicht weichen sollen; dann schickt er seinen Mundkoch nur eine Stunde, ehe er selbst aufbricht, voraus; dann, wenn er glaubt, man durchschaue ihn doch, laufen ihm die Adern am Halse auf, und er stellt sich selbst zornig an. Da geschieht es nun freilich, daß eine Sache ihm unbetrachtete und unerwartete Hindernisse zeigt, wenn er sie unternimmt. Indes, da er immer andere Entwürfe hat, die alle zu demselben Ziele führen, vergißt er leicht, was ihm mißlingt. Er ist auch hier wie ein Jäger, der etwa einen sehr steilen Berg hinauf will, bald da, bald dort, und wenn es nicht gehen will, ohne große Kümmerniß einen anderen und wieder einen anderen Weg versucht; noch ist es früh am Tag; allmählich kommt er höher empor; und er ist nur besorgt, dem Thier seine Spur zu verbergen.

Ranke.

127. Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Zeit hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahr war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel traute, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: Noch nicht! Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davon trugen, hielt man ihn, der indes ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer

Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Gesandte wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Pabst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ozean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker

in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: Mehr, weiter! hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs ruhen, warten, zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er Fall für Fall doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert hatten, unterrichtet; zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es; häufig hielt Karl den Kurier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts in der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich einst selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist jedoch noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im

Nachtheile seien. Eben das fühlte Pabst Julius II. Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld; die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus urtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

Ranke.

128. Fürst Blücher von Wahlstatt.

Blücher war von großer, schlanker Gestalt, von wohlgebildeten, starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke, gekrümmte Nase, scharfe, heftig rollende und doch im Grunde sanftblickende, hellblaue Augen, dunkelgeröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken, herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes, starkes Kinn, alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen innerlichen Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen gleich blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorn überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich.

Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfasser der Feldzüge des schlesischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem scharfen, durchdringenden Verstande war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menschen sich in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Takte sich bewegend, erwarb ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose Gutmüthigkeit überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachläßigung seiner Erziehung; aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht endlich durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den seinigen nehmen könne. So war der Wunsch große Heere zu befehligen ihm völlig fremd; er setzte sich als Feldmarschall ebenso gut vor eine Schwadron als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber, und wenn sie dieses Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt und die Dispositionen unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gut geheißen hatte, ganz wie seine eigene aus. Es ist dagegen nicht zu leugnen, daß er in Folge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht rathsam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und deren Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Charakter ver-

langte schnellere Entscheidung. — Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen; allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein, und er erwähnte ihrer nicht gern. — Seine Kriegsführung zeigte überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit aus einander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit andern Feldherrn, mit eigenen oder mit fremden Truppen, selbständig oder von höherem Befehle abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische, wie keine persönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt."

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny raucht er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In Gefahren sprengte er oft blindlings hinein, und seine Umgebungen hatten immer alle Mühe, ihn von persönlicher Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten. Besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er etwa sagte: „Ich werde sie gleich mal anders fassen," oder: „Na, ich will schon machen, laßt mich nur mal erst unter sie kommen," sah er sich eifrig nach der nächsten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern, seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerschrockenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst weckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!" gab einige für den Fall nöthige Befehle und drehte sich gelassen auf die Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der ge-

meine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan. Ihm war besonders die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, anzufeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther.

Geselliges Zusammenleben mit Kriegskameraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mit machten, einem Glase Wein Bescheid thaten und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen. Er liebte besonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demselben in Namür bei Tisch eine Lobrede, indem er das Glas erhob und in die Worte ausbrach: „Ist es nicht Jammerschade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen so herrlichen Trank braut? Man sollte denken, das müßten die allerbesten Menschen sein! Aber o Gott, o Gott!" —

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehen ihm entgegentraten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eigenes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, seiner Mitfeldherrn, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigene Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und groß hervor, in den Verhältnissen, welche einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letztern, ihm zutheil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen als seine Freunde und Vetrauten waren und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an den Erfolgen

gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Hierher gehört das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Ueberdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach. „Was ist's, das ihr rühmt?" rief er begeistert. „Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Varnhagen von Ense.

129. Schiller.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles kleinliche und gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas edles, dem selbst jene bekannte Schüchternheit wohl anstand, ja, sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und freie Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter den hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräche belebt Lichtfunken; sonst schien er in ruhigem Schauen mehr in das eigene Innere gekehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und etwas großen Nase sagte er im Scherz, er habe sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und

in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein kindliches.

Schillers Stimme war nicht hell noch wohlklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig und legte auch keinen Werth darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüths und wurde tonvoller, wie sich dieses lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dies geschah früh, zuwider; seine Kleider waren einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet sein. Sehr liebte er Blumen um sich; Lilien hatte er vor allen gern. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Der zarten Erscheinung der Freude, die wie der Bogen der farbigen Iris schnell und flüchtig das Leben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Theilnahme; sie zu zerstören war ihm unmöglich; ja, er konnte selbst kindlich lustig sein. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Aeußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und das Gemeine. Seinem eigenen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe, was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Für alles Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, sowie für die Mängel desselben. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er; alles, was Charakter bedeutete, zog ihn an, und mit Lust ergriff er Züge in der Natur für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Unmanier und Roheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf

dem Marktplatz des Volkes finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja, er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Besseren und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des innern über das äußere Leben ab. Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes als auf einen sichern Schatz. Wenn man das kurze Leben von sechsundvierzig Jahren betrachtet, so wird man über den Reichthum produktiver Kraft, den es enthält, staunen, und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedrohten und die heitere Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgestaltung Europas, in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht von Jena, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, und die unsere bis dahin ruhige Heimat in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Wiedergeburt des deutschen Sinnes gewirkt hat.

K. von Wolzogen.

VII. Abhandlungen.

130. Das Meer.

Das Meer, viel größer als das Festland der Erde und die ausgedehnteste Fläche auf ihrem Runde, das in ununterbrochenem Zusammenhange von Pol zu Pol sie umschließt, ist das Abbild der Unendlichkeit und der Spiegel des Weltalls. Es gewährt in der Nacht, beim klaren Schein der Sterne und des Mondes, wo das noch größere Bild der Unendlichkeit und die endlose Wasserfläche die einzigen Gegenstände sind, welche unserem Auge sich darbieten, den erhabensten Anblick, der auf der Erde sich findet. Das Weite und Unbegrenzte des Ozeans, in welchem die Wogen seit Jahrtausenden hin- und herfluten und noch Jahrtausende fortfluten werden, erweckt in des Menschen Geist die Vorstellung von dem der Zeit und dem Raume nach Endlosen und gewährt seiner Phantasie den weitesten Spielraum. Einsam und öde erscheint die weite Wasserwüste inmitten der Länder, in welchen der vielfache Wechsel der Bodenformen einen mannigfaltigen Anblick gewährt und unzählige Pflanzen- und Thiergestalten alle Räume beleben; und die Macht der Wellen, die „erzürnt das Land in ewiger Brandung umwühlen," scheint unüberwindlich und alles zu zerstören vermögend. So erweckt das Meer zugleich die Vorstellungen des Erhabenen, Unendlichen, Allmächtigen und Gefahrvollen, erregt Phantasie und Gefühl in hohem Grade und reißt sie in das Gebiet des Unbestimmten, Maßlosen und Grauenhaften fort. Daher ist der Ozean eine Heimat des Märchens.

Das Meer erscheint dem Menschen auch als die Mutter und Erhalterin des Lebens. Ursprünglich den ganzen Erdball bedeckend, hat es lange die Keime alles Werdenden in seinem Schoße getragen, und alle Festländer sind nur Inseln, welche aus ihm einst emporstiegen. Noch jetzt enthält dasselbe eine Fülle lebender Wesen, umspült alles feste Land, ist die Quelle der Feuchtigkeit, die aus ihm aufsteigend und auf die Länder sich niederschlagend in Verbindung

mit der Wärme diese allein fruchttragend und bewohnbar macht, nimmt alle fließenden Gewässer in sich auf, um sie in anderer Form durch die Lüfte dem Lande wieder zuzuführen und ist so noch immer die Mutter und Erhalterin des Lebens; daher erschien so vielen Völkern die See als „heilige Salzflut".

Neben dem Ernsten, Erhabenen, Grauenhaften und Bedeutungsvollen bietet die See noch eine andere Seite freundlicherer Art dar, gleich dem hohen Gewölbe des Himmels, welches in der Erhabenheit einer sternenhellen Nacht, in dem Düsteren, Beengenden und Schreckenerregenden eines wolkenbedeckten oder in Sturm und Gewitter ausbrechenden Horizonts und in der heitern Helle eines reinen oder nur von leichtem, flockigem Gewölke spärlich unterbrochenen Blaues anders und wieder anders auf unsere Stimmung einwirkt. Bei reiner Luft und schwachem Winde gewährt das Meer einen heitern, Gemüth und Phantasie freundlich anregenden Anblick. Die ewige Bewegung der weiten Fläche, wodurch diese gleichsam belebt erscheint, belebt auch den Betrachter; er gewahrt erfreut in dem klaren Wasser die rasch bewegten Gestalten einer an Arten und Individuen zahllosen Thierwelt. Das dunkle Blau oder die helle grüne Farbe des Elements, welches uns unbegrenzt umgibt, thut dem Auge ungemein wohl, und man ermüdet nicht, dem Spiel der beweglichen Fläche zuzusehen, welches unzählige Wellen von vielfacher Höhe und Breite entstehen und vergehen läßt, sie mit weißem Schaume krönt und beim Niedersinken derselben mit Marmoradern durchzieht. Die Phantasie hat einen weiten, im einzelnen stets Farbe und Ansehen wechselnden Raum der Betrachtung und freut sich der Täuschung, wenn manchmal in der äußersten Ferne lange Wogenstrecken sich wie große Wiesenflächen oder Wälder darstellen, oder der Schaum der Wellen das Trugbild einer waldumgrenzten Stadt mit weißen Häusern vorführt, oder wenn ein am Rande des Horizontes erscheinendes Schiff übermäßig vergrößert der Thurm einer Stadt oder eine hohe Pappelbaumgruppe zu sein scheint.

Das freie Meer, wie die freie Natur überhaupt, wo der Mensch keine beengende Schranke fühlt und sich nur von sich selbst abhängig findet, erweckt jenes erhebende, frohe Gefühl, das den Seemann trotz tausendfacher Gefahren und Entbehrungen aus den Kreisen des sicheren und geordneten Lebens immer wieder hinaus auf die

wogende Flut zieht. Dieses Gefühl und das Bewußtsein der auf sich selbst beruhenden und im Kampf mit den Elementen erstarkten Kraft sind es, die dem Seeleben für viele den Hauptreiz geben, alle Männer des Meeres aber in größerem oder geringerem Grade durchdringen, sowie eine ähnliche Stimmung aus dem Kriegerleben entspringt und in gewissen Kulturverhältnissen ganzen Nationen innewohnt.

Das Meer ist also der Ursitz und eine der Hauptquellen des Lebens, ja das Herrschende auf der Oberfläche des Erdballs: es ist die große Straße der Welt, welche allein die entlegensten Glieder der Menschheit mit einander in Verbindung setzt, das einzige Band unseres Geschlechtes, ohne das es nur einzelne Nationen und Völkergruppen, aber keine Menschheit, keine Welt auf der Erde gäbe. Das Meer bringt größere Mannigfaltigkeit in die Entwicklung der Völker, wirkt mächtig auf ihre wechselnden Geschicke mit ein und gibt Hunderttausenden eine eigenthümliche Gestaltung und Richtung ihres Wesens. Das Meer endlich, freundlich schön, wenn bei heiterem Himmel und leichtem Luftzug seine Fläche sich kräuselt oder unabsehbar leuchtende Funken aussprüht, und grauenhaft furchtbar, wenn Stürme es aufwühlen, ist stets, gleich dem Himmel, der sich in ihm spiegelt, das große, erhabene Abbild der Unendlichkeit, das die Seele des fühlenden und denkenden Menschen mit Gedanken füllt, die erhaben, geheimnißvoll und unergründlich sind wie der Ozean selbst.

Kriegk.

131. Die Lebensfülle in der Schöpfung.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel wie von dem Summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen ätherisch reinen sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren oder südlich vom Lemansee den Gipfel des weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborasso, fast zweimal höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten.

Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet: so beweiset ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa, auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt, höher als alle Gipfel der Andenkette, schwebte oft über uns der Kondor, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstelluug der zartwolligen Vikuñas, welche gemsenartig und herdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen Körper einschließt, und den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. — Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten den weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Ozeans darbietet. Den kleineren Theil bildet die trockne Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengenommen und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken wie in den pulsierenden Gefäßen der Pflanzen und Thiere zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Kontinent oder in dem unergründlichen Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Ozeans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird

mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das senkrecht untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wo zugleich in der schäumenden Meeresflut die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen. Aber nicht der Ozean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Die verborgensten Räume der Schöpfung sind mit Leben erfüllt.

Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen und vorbereitend, durch lebendige Kraft zu vermischen, was nach tausend Umwandelungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener ernährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet, dichter, wo die Sonne höher an dem nie bedeckten Himmel emporsteigt, lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut und schiebt plötzlich, wie einst zwischen den griechischen Inseln, einen schlackigen Fels empor, oder erheben, um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern, die einträchtigen Lithophyten ihre geselligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend absterben und ein flaches Koralleneiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel oder Winde oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach

in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue, zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen wie die Geschichte des späteren Menschengeschlechtes. A. von Humboldt.

132. Des Knaben Berglied.

(Uhland.)

Der Hirtenknabe, groß gezogen in dem freien, ungebundenen Leben auf den Höhen, wo der reine Odem der Natur Leib und Seele stärkt und keine Fessel das Dasein beengt, schauet mit dem Gefühle eines Herrschers hernieder auf Dorf und Stadt. Bei allen Entbehrungen und Beschwerden möchte er seinen Aufenthalt nicht vertauschen mit dem Glanze und dem sorgenreichen Leben da unten, und würde ihm auch der schimmernde Luxus der Schlösser geboten. Stolz sieht er auf diese herab.

Ihm scheint da oben die Sonne am längsten. Herrlich stralt sie ihm noch, wenn in den Thälern die Nacht schon ihren Mantel ausgebreitet hat; und wie sie ihm ihre letzten Blicke zuwendet, so begrüßt sie ihn auch zuerst.

Der Strom, der in der Ebene still und lautlos dahinschleicht und mit seinen Wassern nicht selten Dörfer und Felder verwüstet, hüpft und springt bei ihm geschwätzig von Fels zu Fels, von Stein zu Stein. Mit Behagen trinkt er sein reines Wasser frisch vom Quell. Wenn er will, kann er ihn mit seinen Armen aufhalten, und so fühlt er sich im stolzen Bewußtsein seiner Kraft als Herr des Stromes.

Da unten ist jeder Weg vorgeschrieben. Warnungstafeln und

Zäune, Gräben und Schlagbäume erinnern überall an fremdes Gebiet. Da oben ist der Knabe unumschränkter Gebieter über alles, was er sieht, und kann seine Schritte lenken, wohin er will. In dem stolzen Bewußtsein, keinen Herrn über sich zu haben, ruft er aus: „Der Berg, der ist mein Eigenthum," und nennt sich kühn, wie ein König nach seinem Lande, den „Knaben vom Berge".

Sturm und Wetter fürchtet er nicht. In beständigem Kampfe mit den Elementen, ist er ihnen gewachsen und bietet ihnen Trotz. Selbst dem Donner und Blitz glaubt er befehlen zu können. Gebieterisch ruft er ihnen von seiner hohen Warte aus zu: „Laßt meines Vaters Haus in Ruh!"

So spricht aus jedem Wort des Knaben ein stolzes Selbstgefühl. Der Gemeinschaft der Menschen entrückt, ist er allein auf seine Kraft angewiesen und schaut nun mit einem gewissen Uebermuth jugendlicher Selbstüberhebung auf das Leben da unten herab. Aber ob er gleich am liebsten auf seinen Bergen weilt, so ist er doch gern bereit, sogleich hinabzusteigen und in Reih und Glied zu treten, wenn dem Vaterlande Gefahr droht. Seine Abgeschiedenheit von Menschen hat ihn den Pflichten für das Vaterland nicht entfremdet; vielmehr sind diese durch das freie Leben auf den Bergen gerade erst recht geweckt und genährt worden. Freudig will er daher dem Feinde entgegenziehen. Und er wird nicht der schlechteste sein, wenn es gilt, das Schwert zu schwingen. Vor keiner Gefahr wird er zurückschrecken, allen Strapazen und Entbehrungen wird sein abgehärteter Körper Trotz bieten können. Bis auf den letzten Blutstropfen wird er seine Berge vertheidigen, an denen er mit ganzer Seele hängt.

Der Dichter hat in der Schlußstrophe dem stolzen Selbstbewußtsein des Knaben seine höhere Weihe gegeben. Nicht kalter, sich abschließender Egoismus ist es, der in den vier ersten Strophen aus ihm spricht, sondern der Unabhängigkeitssinn, in welchem seine Vaterlandsliebe, wie solche den Söhnen der Berge vorzugsweise eigen ist, ihren Lebensquell hat.

Treffend schließt jede Strophe mit den Worten: „Ich bin der Knab' vom Berge!" Es steht diese Endzeile stolz für sich ohne Reim da, als verschmähe sie die Gemeinschaft, wie der Knabe. Aber indem der Dichter sie auch der Schlußstrophe anfügt, gibt er deutlich

zu erkennen, wie auch der Gemeinsinn und die Liebe zum Vaterlande in dem stolzen Selbstgefühl des Knaben ihre Wurzeln hat.

Das Gedicht besteht fast nur aus Hauptsätzen, die mit ihren männlichen Reimen, ihren kurzen, fast nur einsilbigen Wörtern das stolze, selbstbewußte Wesen des Knaben trefflich wiedergeben. So hat, wie es sein muß, der Inhalt auch die Form geschaffen.

Gude.

133. Der Graf von Habsburg und des Sängers Fluch.

(Parallele.)

Zu beiden Gedichten ist der Stoff aus dem Mittelalter entnommen und die Handlung in einen glänzenden Königssaal verlegt, der von einem reichen Gefolge der Herrscher angefüllt ist. In beiden Gedichten erscheinen die Sänger ungeladen und ungerufen, wie es im Mittelalter Sitte ist. Beim Grafen von Habsburg verherrlicht der Sänger das Krönungsfest, indem er eine edle, schöne That des Grafen, die bis dahin verborgen geblieben war, zur Kunde des Hofes und des Volkes bringt. Dem Sänger in dem Uhlandschen Gedichte ist eine so schöne Aufgabe nicht zu Theil geworden. Mit schwerem Herzen ist er nach dem königlichen Schlosse gezogen; er will versuchen, durch die Gewalt der Lieder das steinerne Herz des Königs zu rühren. Es gelingt ihm nicht. Der König bleibt ungerührt, und als seine Gemahlin den Sängern als Zeichen ihrer Verehrung die Rose von ihrer Brust herniederwirft, da bricht der König in die grenzenloseste Wuth aus und tödtet den Sänger.

Ganz anders ist das Verhalten des Grafen von Habsburg gegen den Sänger. Er zeichnet ihn aus vor der ganzen Umgebung. Nicht als Herr und Gebieter will er gegen den auftreten, der in eines größeren Herrn Pflicht steht; er überläßt dem Sänger die Wahl des Liedes, und tief ergriffen von dem Inhalte desselben verbirgt er das Gesicht in des Mantels purpurnen Falten. Reichen Segen auf den König herabflehend verläßt der Sänger in dem Schillerschen Gedichte den Krönungssaal, während der Sänger in dem Uhlandschen Gedicht mit einem Fluche von dem Schlosse des Tyrannen scheidet.

Wie der Inhalt, so ist auch das Versmaß in beiden Gedichten verschieden. Schiller hat in Jamben und Anapästen geschrieben und dadurch seinen Versen eine freudig erregte Bewegung verliehen, ganz

den in dem Gedichte vorherrschenden Empfindungen angemessen. Uhland dagegen hat seinen ernsten, gedankenschweren Stoff im neueren Nibelungenversmaß mitgetheilt. Gude.

134. Ballade und Romanze.

Ballade und Romanze sind kleinere, volksthümlich erzählende Gedichte, bei welchen das Epische von lyrischen Elementen durchwebt ist oder Zweck und Form mit der Lyrik gemein hat, und welche mithin vorzugsweise das Gemüth und die Phantasie zu ergreifen geeignet sind. Ihr Stoff ist oft der Sagen- und Märchenwelt, oft der Geschichte oder dem Leben entnommen, oft auch ist er freie Erfindung. Ob poetisch bearbeitete Sagen, Märchen und Geschichten sich in die Kategorie der Romanzen oder in die der Balladen oder in keine von beiden stellen lassen, hängt theils von ihrem Inhalt, theils von der Art ihrer Bearbeitung ab.

Die Ballade ist nach Inhalt, Ton und Form mehr dem Norden, die Romanze mehr dem Süden verwandt. In der Ballade erscheint das Geschichtliche, der Erzählungsstoff meist rein von andern Elementen, nur daß die handelnden Personen auch Gefühle auszusprechen pflegen, jedoch nur kurz; sie führt auch die That großentheils in dramatischer Weise, durch Dialog, vor, ist wenigstens in ihrer Darstellungsart möglichst vergegenwärtigend; der Dichter tritt hinter seinen Stoff zurück, läßt diesen bloß durch sich selbst und durch kurze Aeußerungen der handelnden Personen wirken. In der Romanze dagegen faßt der Dichter die Begebenheiten mehr vom Standpunkte des idealen Bewußtseins auf, legt oft auch direkt die Beweggründe, die innere Seite des Handelns dar und läßt die Ideen, die Tendenz und damit die Wirkung des Gedichts mit Hülfe der Reflektion hervortreten. Und wenn er, was häufiger ist, dergleichen Eröffnungen und Reflektionen den Personen der Dichtung in den Mund legt, so werden eben dadurch deren Reden ausführlicher, umfangreicher als in der Ballade. In der Romanze schreitet ferner die Erzählung mehr gleichmäßig fort; in der Ballade dagegen überspringt sie oft einzelnes, sogar sehr wesentliches, läßt dieses jedoch durch vorhergehendes oder nachfolgendes errathen; sie läßt Lücken, welche die Phantasie des Lesers oder Hörers, die dadurch um so mehr aufgeregt wird, selbst auszufüllen hat. Ueberhaupt steht der Ballade eine in etwas mysteriöse Behandlung wohl

an; die Romanze ist dagegen in der Regel von vorn herein durch und durch klar. Der Inhalt der Ballade gestaltet sich meist tragisch, düster, wenigstens aber so, daß dabei die Tiefen der Phantasie aufgeregt werden. Wo sie nicht durch eine Beimischung des Wunderbaren, Dämonischen, Unheimlichen das Gemüth bewältigt, da ergreift sie es durch das Großartige, Eigenthümliche, das in der Begebenheit selbst liegt. Die Romanze dagegen hat zwar bei weitem nicht immer den Charakter der Freude, aber immer den der Ruhe; selbst bei sehr traurigem Inhalt durchweht sie immer der Hauch versöhnender, tröstender Milde. Die Ballade entspricht mehr dem Mythischen und Sagenhaften, die Romanze mehr dem Romantischen.

Die große Verwandtschaft, in welcher trotz der angeführten charakteristischen Unterschiede die Ballade und die Romanze zu einander stehen, hat auch eine Aehnlichkeit in der Form zur Folge. Beide haben musikalischen Charakter. Deshalb können nur solche Verse gewählt werden, die eine musikalische Behandlung zulassen. Regelmäßigkeit im Vers- und Strophenbau, wenn auch nicht gerade eine vollkommene, ist ein nothwendiges Erforderniß; bei der Ballade jedoch weniger als bei der Romanze. Ueberhaupt bedingt das Abweichende in dem Wesen der Ballade und Romanze eine Verschiedenheit in der Form, wie das Verwandtschaftliche eine gewisse Uebereinstimmung bedingt. Für die Ballade eignen sich mehr die jambischen und die jambisch-anapästischen Verse; der Romanze dagegen sind trochäische Verse angemessener.

Nur die wenigsten der hierher gehörenden Gedichte haben jedoch den Charakter der Romanze oder aber der Ballade, wie er hier geschildert ist, ganz rein an sich. Die meisten und zum Theil die besten weisen etwas von beiden Arten auf. Noch ist zu bemerken, daß eine Ballade oder Romanze, welche einen einzelnen, aber für sich abgeschlossenen Abschnitt einer größeren Heldensage zum Inhalte hat, auch wohl „Märe" oder „erzählende Rhapsodie" genannt wird.

In der deutschen Kunstpoesie wurde das Feld der Ballade und Romanze zuerst durch Bürger mit entschiedenem Erfolge angebaut. Herder erwarb sich namentlich durch Bearbeitung spanischer Romanzen (Der Cid) und balladenartiger nordischer Volkslieder große Verdienste um die Pflege desselben. Durch Goethe, Schiller und Uhland aber wurde das ausgezeichnetste geleistet, was wir in dieser Gattung

besitzen. Ihnen schließen sich in der neueren Zeit eine ganze Reihe anderer Dichter an, namentlich die beiden Schlegel, Körner, Rückert, Platen, Schwab, Kerner, Chamisso, Zedlitz, Lenau, Mosen, Freiligrath.

Kleinpaul.

135. Märchen und Sage.

Es wird dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze seines Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichten, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer. Jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüthe und Vollendung; die Sage hat das besondere, daß sie an etwas bekanntem und bewußtem haftet, an einem Ort oder an einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich den Märchen, überall zu Hause sein kann, sondern irgend eine Bedingung voraussetzt, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, aber manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein scheinen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hängen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poesie reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches

jene, wie es unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin. Unverbrüchlich sehen wir es an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört. Darin gerade stellen sie sich auch als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landes besitzt, oder wessen die Geschichte mahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen sich setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt am natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja, hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt.

Grimm.

136. Quelle, Bach, Fluß, Strom.

Die Ausdrücke Quell, Bach, Fluß, Strom bezeichnen überhaupt die fließenden Gewässer auf dem Lande.

Quelle, von „quellen“, von Dichtern in höherer Schreibart Quell genannt, ist zunächst das aus der Erde sichtbar hervortretende Wasser; demnächst der Ort, an welchem dies geschieht, und endlich in umfassenderem Sinne auch der in unmittelbarer Nähe der Quelle sich bildende Abfluß.

Bach nennt man ein kleines fließendes Gewässer, den Abfluß

einer Quelle, der anfängt sich ein Rinnsal zu bilden. Der Bach hat noch keinen bestimmten Charakter, sondern ist abhängig von seiner Umgebung; sein Lauf richtet sich nach der Natur des Bodens. Somit ist er weder ein Hinderniß für die benachbarten Bewohner, noch wirkt er fördernd auf den Verkehr ein; er dient überhaupt nur einzelnen Zwecken, bewässert etwa Felder und Wiesen oder treibt auch wohl eine Mühle. Der Natur dient er dazu, den Flüssen Wasser zuzuführen.

Fluß, von „fließen", bezeichnet ein Gewässer von mittlerer Größe, das einen selbständigen Charakter hat. Der Fluß ist nicht abhängig von dem umgebenden Lande, sondern macht dieses abhängig von sich, beherrscht es auf eine größere oder geringere Strecke. In Folge der allmählichen Neigung des Bodens hat er ein bestimmtes Gefälle und bildet sich somit eine Flußrinne oder ein Bett. Andere Flüsse, welche ihm Wasser zuführen, heißen Nebenflüsse; insofern dieselben seine Wasserfülle vermehren, ist er abhängig von ihnen und wird durch sie unter Umständen zum Strom.

Das Wort Fluß im weiteren Sinne begreift nämlich das Wort Strom in sich. Jeder Strom ist ein Fluß, aber nicht jeder Fluß ein Strom. Fluß im engeren Sinne und Strom sind schwerer zu unterscheiden. Bei dem Fließen denken wir an eine ruhigere Bewegung, bei dem Strömen an eine reichlicher und schneller fortdrängende Masse. Deshalb werden gewöhnlich nur große Flüsse so genannt, weil bei ihnen beide Bedingungen, große Wassermenge und schnelles, reichliches Fließen, sich in der Regel vereinigen. Bisweilen indes genügt eins von diesen Merkmalen. So nennt man die Elbe nur ihrer Größe wegen einen Strom; ein Wald- oder Bergstrom hat seinen Namen aber nur von seiner Schnelligkeit. Den Wasserstreifen des Flusses, in welchem die größte Kraft und Geschwindigkeit sich zeigt, nennt man seine Strömung, Strombahn, den Stromstrich. Der Fluß wird also da zum Strom, wo seine Wassermasse groß genug ist, um der Wirkung des Druckes einen mächtigen Einfluß auf die Bewegung zu verschaffen.

In der Länge ist der Unterschied zwischen Fluß und Strom nicht zu suchen; denn die Flüsse sind nicht als bloße auf den Karten gezogene Linien, sondern als Erzeugnisse der Natur zu betrachten. Die Ausdrücke Bach, Fluß, Strom bezeichnen somit verschiedene Stufen des

Lebens und der Thätigkeit der Gewässer. Außerdem ist wohl auf die Größe der Erdtheile die nöthige Rücksicht zu nehmen, so daß mancher Strom Europas, nach Amerika oder Asien versetzt gedacht, dort nur ein Fluß heißen würde. Der Strom gehört einem Welttheile, der Fluß nur einem einzelnen Lande an. Es ist wohl zu unterscheiden, ob die Benennung eine geographische oder eine rein natürliche sein soll.

Rudolph.

137. Schlacht, Kampf, Treffen, Gefecht, Scharmützel.

Schlacht, Kampf, Treffen, Gefecht, Scharmützel bezeichnen alle einen gegenseitigen, feindlichen Angriff. Der allgemeinste Ausdruck ist Gefecht, von „fechten". Eine eigentliche Schlacht, von „schlagen", ist ein Gefecht zwischen zwei großen, feindlichen Heeren, und ein Treffen ein Gefecht zwischen einzelnen Abtheilungen feindlicher Heere. Deswegen werden auch gewisse Abtheilungen eines in Schlachtordnung gestellten Heeres selbst Treffen genannt, und man spricht von einem Vordertreffen und Hintertreffen. Ursprünglich deutet das Wort Treffen auf das unvermuthete, zufällige Zusammentreffen der Fechtenden. Dies konnte aber nur bei einzelnen Abtheilungen der Kriegsheere stattfinden, theils weil ganze Heere nicht leicht unbemerkt sich einander nähern können, theils weil man ehedem auch oft die Zeit und den Ort zur Schlacht zu verabreden pflegte. Eine Schlacht ist in der Regel auch von einer oder beiden Parteien beabsichtigt und vorbereitet. Sie ist nicht bloß durch die Masse der Kämpfer, sondern auch durch Erbitterung, Kraftentwickelung, Schwierigkeit, Schrecken, Verwüstung, Menge der Todesopfer und meist auch durch ihren entscheidenden Einfluß auf die Wendung des Krieges ausgezeichnet. Das Wort Kampf (campus) bezeichnet eigentlich bloß den Ort des feindlichen Angriffs, drückt dann den Begriff des gegenseitigen Angriffs allgemein aus wie das Wort Gefecht und wird wie dieses auf viele und wenige Kämpfer, auf Menschen und Thiere angewendet. Auch wird es theils in weiterer, theils in engerer Beziehung gebraucht. Kampf findet statt mit Waffen, mit der Faust, mit Worten, mit dem Geiste, Gefecht aber nur mit Waffen oder mit Gegenständen, die wenigstens bildlich mit einem Degen oder Schwerte verglichen werden. Man sagt daher auch nicht Kampfmeister statt Fechtmeister, nicht Kampfhandschuh statt Fechthandschuh. Kampf deutet auf Anstrengung,

Beschwerde und Ernst; ein Gefecht kann leicht und kurz, ja sogar nur ein Schein- und Scherzgefecht sein. Man spricht von pflichtmäßigem Kampfe gegen eigene, falsche Gewohnheiten, gegen Leidenschaften und gegen das Böse, aber nicht von Gefechten gegen diese Dinge. Der Sterbende ficht nicht mit dem Tode, sondern kämpft, ringt mit ihm. Kampf weist auf das Streben hin, den Gegner zu überwältigen oder wenigstens seine Gewalt zu schwächen; bei einem Gefechte kann es auch nur auf Waffenübung, Unterhaltung, Ergötzung abgesehen sein, ohne daß jemand besiegt oder verletzt werden soll. Wenn große Massen mit einander kämpfen, so sagt man nicht, daß ein bloßes Gefecht unter ihnen stattfinde. Man spricht wohl von dem Kampfe, aber nicht von dem Gefechte einer Nation. Bei Cannä fand nicht ein bloßes Gefecht, sondern ein Kampf oder eine Schlacht zwischen den Römern und Karthagern statt; denn ein Gefecht hätte eine so schreckliche Niederlage der Römer nicht herbeiführen können. Kampf drückt also auch das aus, was Schlacht andeutet; es ist aber zu vieldeutig, als daß man nicht lieber das Wort Schlacht gebrauchen sollte, wenn man von Cannä spricht. — Das Wort Scharmützel bezeichnet nur ein unbedeutendes, bald vorübergehendes Gefecht zwischen kleineren Heeresabtheilungen oder Streifzügen.

Eberhard.

138. Dreist, keck, muthig, kühn, verwegen.

Die Wörter: dreist, keck, muthig, kühn, verwegen, bezeichnen Eigenschaften, zufolge deren diejenigen Personen, welche sie besitzen, einen größeren oder geringeren Grad von Selbstvertrauen in ihren Handlungen zu erkennen geben.

Dreist nennt man denjenigen, dessen Selbstvertrauen den Lebensverhältnissen, in welchen er sich bewegt, gerade entspricht. Das Gegentheil von Dreistigkeit ist Blödigkeit und Aengstlichkeit, welche beide aus dem Gefühl der Unsicherheit entspringen, während die Dreistigkeit die Folge von dem Gefühl der Sicherheit ist. In dieser Auffassung braucht man es auch von Thieren, wie man denn die Sperlinge als außerordentlich dreist bezeichnet. Im übrigen hat das Wort auch den Nebenbegriff von übermüthig, bisweilen keck, und wird dann von solchen gebraucht, die sich nicht scheuen, die Regeln der Sittlichkeit und des Anstandes zu verletzen.

Keck ist derjenige, welcher einen höhern Grad von Dreistigkeit zeigt, als ihm zukommt. Die Dreistigkeit soll denjenigen Personen, gegenüber welchen man Achtung schuldig ist, mit einer gewissen Bescheidenheit und Zurückhaltung gepaart sein. Vermißt man diese letztere, so tritt die Keckheit ein. Aus dem Grunde nennt man auch manche Thiere keck, wie die Eichhörnchen und viele Vögel, die dem Menschen gegenüber nicht den Grad von Furchtsamkeit zeigen, den wir bei den meisten Thieren gewohnt sind. Uebrigens wird das Wort keineswegs immer in böser Bedeutung gebraucht, so wenn Schiller im Taucher den Edelknecht „sanft und keck" nennt, oder wenn er im Handschuh sagt: „Aus der Ungeheuer Mitte nimmt er den Handschuh mit keckem Finger."

Muthig ist derjenige, welcher mit dem nöthigen Grade von Selbstvertrauen einer Gefahr entgegengeht. Von dem Soldaten verlangt man Muth in der Schlacht; läßt er es daran fehlen, so ist er feige; ein geschlagenes Heer ist muthlos, weil es das Vertrauen auf seine Kräfte verloren hat.

Wer einen höheren Grad von Muth zeigt, als man erwarten sollte, ist kühn. Die Kühnheit entspringt entweder aus Unkenntniß der Größe der Gefahr oder aus Ueberschätzung seiner Kräfte. Daher zeigt sich Kühnheit häufig bei jungen Soldaten. Auch in seinen Behauptungen kann jemand kühn sein, besonders wenn es ihm an den nöthigen Beweismitteln oder an der nöthigen Gewandtheit fehlt, um dieselben zu begründen.

Verwegen endlich nennt man denjenigen, welcher zu viel wagt und sich augenscheinlich einer so großen Gefahr aussetzt, daß er ihr nicht leicht entgehen kann. Die Verwegenheit entspringt daher oft nur aus Verachtung der Gefahr oder selbst aus Todesverachtung und ist nicht selten mit Gleichgültigkeit verbunden. Eigenthümlich gebraucht das Wort Schiller, wenn er den Marquis Posa zu Don Karlos sagen läßt: „Ich bin dein auf ewig, und in des Worts verwegenster Bedeutung."

Rudolph.

139. Faul, träge, lässig, fahrlässig, nachlässig.

Faul, träge, lässig, fahrlässig, nachlässig ist derjenige, welcher es an der gehörigen Thätigkeit und Anwendung seiner Kräfte fehlen läßt.

Faul bezeichnet den höchsten Grad dieses Mangels mit dem

Nebenbegriffe, daß dieser Mangel nicht aus zufälligen äußeren Ursachen, sondern aus der innern Beschaffenheit entstehe; denn faul bedeutet ursprünglich soviel als schlecht, verdorben (faule Aepfel).

Träge bezeichnet einen geringeren Grad der Unthätigkeit der Kräfte als faul. Träge deutet eigentlich auf langsame, schleppende Bewegung bei der Thätigkeit, indem es von „tragen" herkommt, welches Wort ehedem auch ziehen, schleppen bedeutete. Der Faule scheut alle, der Träge scheut nur rasche Thätigkeit. Jeder Faule ist also auch träge, aber nicht umgekehrt.

Lässig ist derjenige, welcher Mangel an Anstrengung zeigt; denn laß, wovon es herkommt, bedeutet: müde, ermattet. Lässig geht also nicht, wie träge, zunächst auf das Merkmal des Langsamen. Wer ein Geschäft lässig betreibt, ist nicht gerade immer langsam dabei; es kann sogar sein, daß er rasch verfährt, aber er handelt dann ohne Ernst und Nachdruck, verrichtet alles leicht und obenhin, ohne seine Aufmerksamkeit und überhaupt seine Kräfte gehörig dabei anzustrengen.

Einen andern Sinn hat lässig in nachlässig und fahrlässig; denn hier kommt es zunächst von lassen her. Nachlässig ist derjenige, der es an der gehörigen Thätigkeit insofern fehlen läßt, als er nicht die erforderliche Sorgfalt und Anstrengung seiner Kräfte anwendet; er läßt zu viel nach von dieser Sorgfalt und Anstrengung. Ein nachlässiger Anzug ist ein solcher, auf den nicht die nöthige Sorgfalt gewendet ist. — Fahrlässig ist derjenige, der auf die vorkommenden Gegenstände die erforderliche Thätigkeit darum nicht wendet, weil seine Aufmerksamkeit keinen Gegenstand gehörig festhält, sondern gleich wieder fahren läßt, sobald ihr ein anderer aufstößt. Kinder sind fahrlässig, weil sie ihre Aufmerksamkeit noch nicht lange auf einerlei Sache richten können, Erwachsene sind es aus Leichtsinn und Zerstreuung. Der Fahrlässige ist nicht nothwendig lässig, noch weniger träge oder faul, sondern er kann mit Eifer thätig sein. Aber er wendet alsdann seine Thätigkeit nicht auf den rechten Gegenstand, weil er diesen zu leicht fahren läßt oder ganz vergißt. Auch der Nachlässige ist nicht nothwendig träge und faul; denn es kann sein, daß er auf die Dinge die nöthige Sorgfalt darum nicht wendet, weil er von ihrer Wichtigkeit keinen Begriff hat oder aus Leichtsinn nicht daran denkt. Eberhard.

140. Kennen, erkennen, anerkennen.

Kennen, erkennen, anerkennen heißt einen Gegenstand durch seine Merkmale von anderen unterscheiden und dadurch eine klare Vorstellung von ihm haben.

Wer eine Sache kennt, der hat bereits eine klare Vorstellung von ihr. Wenn wir also einen Menschen kennen, so können wir uns die Vorstellung von ihm vergegenwärtigen, so oft wir ihn nennen hören oder uns seiner erinnern, und wenn wir ihn unter mehreren sehen, so können wir ihn von den übrigen unterscheiden und sagen: das ist er!

Eine Sache erkennen heißt: eine klare Vorstellung von ihr gewinnen, sie kennen lernen. Auf diese eigentliche Bedeutung des Wortes gründen sich mehrere abgeleitete.

Wenn wir etwas kennen gelernt haben, so sind wir uns dessen bewußt. Daher bedeutet erkennen oft: sich eines Dinges wieder bewußt werden, wenn man es schon früher kennen gelernt hatte. „Ich traf in dem Saale viele Fremde an. In einem erkannte ich sofort meinen alten Freund." Wenn wir ferner eine Sache erkennen oder kennen lernen und hierauf ein Urtheil über sie gründen, so wird auch dieses Urtheil ein Erkennen genannt. „Ein Rechtsstreit ist beendet; das Gericht hat erkannt." Der Richter hat nämlich aus den Verhandlungen erkannt, wer Recht oder Unrecht hat, und darum wird sein Ausspruch selbst ein Erkenntniß genannt. Wiederum sagt man erkennen auch in dem Sinne: durch die That zeigen, daß man etwas erkenne, und das, wodurch man es zeigt, wird Erkenntlichkeit genannt. „Ich habe ihm ein Geschenk gemacht. Diese Erkenntlichkeit war ich ihm schuldig, da er sich mir gefällig gezeigt hatte."

Anerkennen heißt: etwas wofür erkennen. Wer eine Schuld anerkennt, der erkennt sie für seine Schuld. Die Partikel „an" bezeichnet übrigens sowohl die Richtung auf den Gegenstand der Handlung, als auch die Richtung auf den Handelnden (vgl. angreifen und annehmen). In anerkennen hat die Partikel bald den einen, bald den andern Sinn. Wer eine Schuld nicht anerkennen will, der will sie nicht an oder auf sich kommen lassen; wer hingegen das Verdienst eines anderen nicht anerkennen will, der will dasselbe nicht an oder auf diesen andern kommen lassen. „Er hat

große Verdienste, das muß ich anerkennen!" will sagen: ich muß ihm große Verdienste zuschreiben, indem ich sie als ihm zukommend erkenne. In dieser Bedeutung ist anerkennen das Gegentheil von aberkennen. Eberhard.

141. Nützliche Lehren.

1. „Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet." Das muß zweimal wahr sein. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß; denn fragen ist leichter als antworten, wie fordern oft leichter ist als geben, rufen leichter als kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist oder vorwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen.

2. „Frisch gewagt ist halb gewonnen." Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: Wagen gewinnt, wagen verliert. Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man ein muthiges A gesagt, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber soviel muß wahr bleiben, wenn etwas gewagtes soll unternommen werden und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und du willst, wie man sagt, auf dem trocknen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist schlecht gewagt ganz verloren.

3. „Es ist nicht alles Gold, was glänzt." Mancher, der nicht an dies Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden und ein ruhiges Herz dazu, und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade

da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Wer viel fromme Worte im Munde führt, ist gewöhnlich der besten keiner.

4. „Einmal ist keinmal." Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und frohem Herzen sagen: Gottlob, ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen! und wenn der Dieb erhascht und erhenkt wird, alsdann ist einmal gewiß nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal; denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es auch gemeiniglich fort, und dann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

5. „Man muß mit den Wölfen heulen." Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch thun wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Wege gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen wie ihr. Drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so magst du einmal oder zweimal mitbellen, aber nicht mit ihnen beißen und andrer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

6. „Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt." Wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir guten Morgen, wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet, gute Nacht. Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitage in Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst und es ist dir wohl, sagt er: Sei willkommen in meinem Garten. Oder du gehst an einem Grabe vorbei und es schauert dich, so sagt er: Gedenke, daß du sterben mußt. Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

Hebel.

142. Sprüchwörtliches von Goethe.

1.

„Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich eine beim frühsten Tagen."

Der Mensch wird nicht fertig, — mit Fliegen sich herumzuschlagen; er kommt niemals aus dem Kampfe. Und wenn er noch so viele einzelne Fliegen erschlagen, noch so viele einzelne Widerwärtigkeiten besiegt hätte, einzelne bleiben doch übrig. Eben die einzelnen Sorgen sind unendlich, eben die einzelnen Fliegen sind zahllos; darum kannst du damit niemals ans Ende kommen. Ist noch so vieles einzelne überwunden, alsbald steigt dergleichen mehr herauf, und wie viel du auch im einzelnen von den Wundern der Natur oder von den Wundern des Geistes zu erklären versuchst, es meldet sich doch immer des Unerklärlichen noch viel mehr. Abends glaubst du vielleicht das Räthsel gelöset zu haben, und du hast es auch vielleicht gelöset, nämlich für diesen Tag; aber frühmorgens geht's von vorn an, und wie du erwachst, ist auch die neue Aufgabe da.

2.

„Freigebig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt, von der Katze Speck zu erbitten."

Nicht zu eilig, nicht allzu geschäftig! Rennen und Laufen führt nicht zum Ziel. Wenn du etwas brauchst, das du dir nicht selbst geben kannst, so wende dich bald an den rechten Mann. Sonst kannst du dir viele vergebliche Wege machen. Suche nicht das Wasser in Brunnen, da kein Wasser ist, und bitte nicht um Brot bei dem, der's lieber selbst ißt. — Nicht zu langsam! Es ist zu spät, die Katze vom Speck zu jagen, wenn sie schon davon speist.

3.

„Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei."

Es ist eine häufige Erfahrung, daß sich gerade die thätigsten, geschäftigsten und eiligsten Menschen am ersten verirren und verlaufen. Sie suchen die Thür und laufen vorbei; der Gegenstand ihres Verlangens liegt vor ihnen, der Eingang ist schon bereitet, aber sie übersehen das nächste, weil sie es in der Ferne suchen. Eile mit Weile! Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.

4.

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Memento mori! Jeder Mensch muß sterben, wer er auch sei. Der Tod ist das Ende, das Ende ist das Ziel, das Ziel ist der Gipfel des Lebens. Darum ist die Todesstunde, als die letzte Lebensstunde, die höchste, wichtigste und bedeutendste, und der Schlußstein des Lebens dessen Brennpunkt.

So erlebt denn jeder Mensch ohne Ausnahme ein höchstes und letztes Glück, wie einen letzten Tag. Es ist allen heilsam, daran zu denken, sowohl denen, die hier guter und glücklicher Tage theilhaft werden, als auch denen, welche unter Noth seufzen. Jene werden an das Ende der irdischen Freuden, diese an das Ende der irdischen Leiden und Bedrängnisse erinnert.

5.

„Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel."

Wie es der Mensch im Unglück oft damit versieht, daß er bald einer ungestümen Ungeduld, die das Uebel ärger macht, bald einer klagenden Verzweiflung, die nichts bessert, bald einer drückenden Sklaverei, die dem Geiste nicht eignet, zu seinem Schaden verfällt, so versieht er es auch wieder im Glücke, daß er nicht zuzugreifen versteht, die beste Gelegenheit nicht beim Schopfe zu fassen vermag und den Genuß zur rechten Stunde versäumt. Wenn's Brei regnet, fehlt der Löffel. Das Sprüchwort lehrt dagegen: Schmiede das Eisen, weil es warm ist. Wer so lange um den Brei herumgeht, bis er kalt ist, kommt drum.

6.

„Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirst du die Krämerwage nehmen,
Wirst du dich schämen und dich bequemen."

Das Glück aller zu einem Leben zusammengehöriger Tage besteht nicht allein in den seltenen Silberblicken der Lebenshöhe oder in einzelnen, hervorstechenden, glänzenden und blinkenden Goldstücken,

sondern — im Kurant, in dem Geringfügigen und Unscheinbaren, was jedem Menschen alltäglich widerfährt und eben darum nicht geachtet wird. Willst du nun diese gangbare Münze des Verkehrs, dieses tägliche Lebensbrot bei Abwägung deines Lebensglücks mit in Anrechnung bringen, so wirst du dich angesichts des großen Saldo deiner Lebensrechnung nicht wenig beschämt fühlen; und wenn du erst soweit bist, so wirst du dich auf dem Unerwünschten still ergeben und bequemen. Siehe nur auf das, was dir Gutes zu Theil wird, nicht auf das, was dir noch fehlt, und du wirst dich deines Reichthums erfreuen. Dieser Reichthum wird dich nicht allein beschämen, daß du dir genügen lässest, sondern er wird dich auch mit dem, was dir fehlt, zufrieden stellen, daß du dich bequemen lernst. — Die grobe Krämerwage ist treuer als die feine Goldwage. Denn diese taugt nur für das Feinste, Seltenste und Höchste im Leben, aber die Krämerwage wiegt das tägliche Brot des Lebens. Göschel.

VIII. Sprüche.

1. Die Religion ist die goldene Kette, welche den Erdball am Throne des Ewigen festhält.

2. Gott hat die Geheimnisse der Natur für den Menschen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei.

3. Nichts böses thun ist gut; nichts böses wollen ist besser.

4. Wir leben, um zu sterben.

5. Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste.

6. Es gibt nichts gutes auf Erden, das nicht auf irgend eine Art übel angewendet werden könnte.

7. Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

8. Wahrheit und Irrthum sind immer im Streite gewesen, seitdem Menschen auf Erden leben.

9. Verzage nicht, wenn du einmal fehltest; deine Reue sei eine schönere That.

10. Die beiden größten menschlichen Fehler sind: ins Versäumen und Uebereilen zu verfallen.

11. Es wäre wohl das beste, sich nicht zu bekümmern, was andere thun, sondern immmerfort suchen, wie weit man es selbst bringen kann.

12. Wie viel vortheilhafter ist es, sich in anderen als in sich selbst zu bespiegeln.

13. Die Menschen, die sich um uns bekümmern, thäten's nicht, wenn sie etwas besseres anfangen könnten. Wenigstens thäten sie's anders.

14. Es ist in der Welt allerlei Vergnügliches und wenig Trost zu holen.

15. Sei das, für was du von andern willst gehalten sein.

16. Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, dir den Segen des Himmels zu erbitten.

17. Viele Menschen setzen die Tugend mehr in das Bereuen der Fehler als in das Vermeiden derselben.

18. Wenn jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's.

19. Man lernt Verschwiegenheit am meisten unter Menschen, die keine haben — und Plauderhaftigkeit unter Verschwiegenen.

20. Einer, der viele Wohlthaten empfangen, hört auf, sie zu zählen, und fängt an, sie zu wägen.

21. Zürnt dein Freund dir, so verschaffe ihm eine Gelegenheit, dir einen großen Gefallen zu erweisen; darüber muß sein Herz zerfließen, und er wird dich wieder lieben.

22. Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr Geliebte daran tragen.

23. Die größten Bösewichter sind einander am unkenntlichsten; hohe Menschen sind einander in der ersten Stunde kenntlich.

24. Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigest, so weiß ich, was aus dir werden kann.

25. Der Mensch schiebt darum die Schuld lieber auf sich als auf andere, weil es ihm leichter ist, sich zu vergeben als anderen.

26. Beleidigungen sind nur dann bitter, wenn sie uns zum Hasse nöthigen.

27. Die meisten verwechseln ihre Eitelkeit mit ihrer Ehrliebe und geben Wunder der einen für Wunder der andern aus, und umgekehrt.

28. Der Mensch ist nie so schön, als wenn er Verzeihung erbittet oder selbst verzeiht.

29. Unter den Menschen und Borsdorfer Aepfeln sind nicht die glatten die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen.

30. Die Leiden sind wie Gewitterwolken; in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau.

31. Gewisse Menschen hätten Tugenden, wenn sie Geld hätten.

32. Tacitus sagt, man hasset den andern, wenn man ihn beleidigt hat; aber gute Menschen lieben den andern oft bloß deswegen.

33. Die Noth ist die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster.

34. Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.

35. Der Geist der Poesie ist das Morgenlicht, das die Statüe des Memnon ertönen macht.

36. Es ist besser, das geringste Ding in der Welt thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

37. Wie kann man sich selbst kennen lernen? — Durch bloßes Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.

38. Wer Gott am meisten fürchtet, fürchtet die Menschen am wenigsten.

39. Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein; wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

40. Immer Gerechtigkeit für andere, Muth für uns selbst. Das sind zwei Tugenden, worin alle anderen bestehen.

41. Das Leben kann man eher in Dürftigkeit hinbringen, ehe man die Ehre zerreißt.

42. Die Dichter unterscheiden sich auf diese Weise vom Lügner, daß der erste eine Lüge nicht ohne Wahrheit erzählt und der zweite eine Wahrheit nicht ohne Lüge erzählen kann.

43. In der vom Schicksal dir angewiesenen Stelle scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest.

44. Wie du dich änderst, so ändert sich nach dir dein Schicksal.

45. Man sollte sich nie schlafen legen, ohne sich sagen zu können, daß man an dem Tage etwas gelernt hätte.

46. Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.

47. Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

48. Wer sich nicht zuviel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.

49. Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge und Städte und Flüsse darin denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir selbst stillschweigend fortleben, das macht uns dies Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

50. Durch das, was wir Betragen und gute Sitte nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

51. Wer seine Begierden durch den Besitz des Begehrten zu stillen meint, gleicht dem, welcher Feuer mit Stroh löschen will.

52. Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

53. Wenn man beim Stich der Biene oder des Schicksals nicht stille hält, so reißt der Stachel ab und bleibt zurück.

54. Nichts im Zorn begonnen! Thor, der sich im Sturm einschifft

55. Neue Beschäftigung ist wahre Erholung.

56. Viele herrschen, weil sie nicht regieren können.

57. Die Last und Mühe des Lebens drückt oft da am meisten, wo sie ganz zu fehlen scheint, wo sie sich unter den Merkmalen und dem Glanze eines glücklichen Schicksals verbirgt.

58. Gar selten thun wir uns selbst genug; desto tröstender ist es, anderen genuggethan zu haben.

59. Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast.

60. Im Menschen wonht ein himmlischer Ton, durch den er der Gottheit selbst ähnlich wird. Es ist die Stimme der Barmherzigkeit, wenn sie mild wie Gesang des Himmels im Frühlingshauche herabweht in des Elends Schauerhöhle.

61. Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe.

62. Menschen ohne Sitten sind die wahre Geisel der anderen.

63. Nur die Thränen sind schön, deren man sich gar nicht enthalten kann.

64. Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit preis, so gibt er sich selbst preis; wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst.

65. Es ist auf der Erde schwer, Tugend und Glück zu erwerben, aber es ist noch schwerer, sie auszubreiten.

66. Die Besorgniß falsch zu scheinen macht, daß man es scheint. Daher sieht bei einem Argwöhnischen ein Aufrichtiger halb wie ein Falscher aus.

67. Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Muthige nach ihr.

68. Es gibt Pflanzenmenschen, Thiermenschen und Gottmenschen.

69. Wer meine Fehler erträgt, ist mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

70. Schreibe Beleidigungen in den Sand, Wohlthaten auf Marmor.

71. Das Leben gleicht einem Buche: Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann.

72. Man kann ebenso gut träumen ohne zu schlafen, als man schlafen kann ohne zu träumen.

73. Die Leute, die niemals Zeit haben, thun am wenigsten.

74. Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht, — so will er nicht.

75. Glücklich ist der Knabe, dem früh genug der begeisternde Geist begegnet, welcher ihn plötzlich über die langweilige, breite Wüste der Versuche hinweg wirft ans Ziel und ihm für immer nachleuchtend stehen bleibt, das wankende Jugendherz stärkend wie ein Prophet sein Volk! — Nur in der Jugend rollt das Glücksrad, später knarrt das Pflugrad, und mühsam, langsam gibt die Furche, was der Glückstopf reichlich ausgießt.

Von verschiedenen Schriftstellern.

62. Menschen ohne Glauben sind wie [illegible]

63. Nur der Demant [illegible] und [illegible] kann.

64. Der Mensch [illegible] in der Wahrheit [illegible] sagt, so gibt es sich selbst [illegible]

65. Es ist auf der Erde schwer, Tugend und Glück zu [illegible] aber es ist noch schwerer sie auszubreiten.

66. Die Vorsehung scheint zu schlafen, wenn [illegible] das Leben der Menschen [illegible] Vollsten aus.

67. Der [illegible] der Gefühl [illegible] der [illegible] noch [illegible]

68. Es gibt Pflichten [illegible] und [illegible]

69. Aber meine Fehler [illegible] ist mein Herz und mein Dichter nicht.

70. [illegible] Pflicht [illegible]

71. Eine Frau gleicht einem Kinde: [illegible] findung der [illegible] mit [illegible] daß er [illegible] einmal leiden kann.

72. Man kann wachen und träumen, ohne zu schlafen; aber man schlafen kann ohne zu träumen.

73. Die Seele hat niemals Zeit haben, sich zu [illegible]

74. Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt, ich kann nicht, — so will er nicht.

75. Glücklich ist der Mensch, dem früh genug der [illegible] Welt [illegible] über die [illegible] [illegible] und [illegible] selber [illegible] des [illegible] der [illegible] und [illegible] die [illegible] was der [illegible] recht [illegible]

Von verschiedenen Schriftstellern.

Zweiter Theil.

Gebundene Rede.

(Poesie.)

I. Epische Poesie.

A. Fabeln, Parabeln, Paramythien, Legenden.

1. Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man," fing er an zu schreien,
„Dort über unsre Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?"
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
„Und von der Lerche?" rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Lieder Schall."
„Und von der Amsel?" fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
„Ich muß dich doch noch etwas fragen.
Was," rief er, „spricht man denn von mir?"
„Das," sprach der Staar, „kann ich nicht sagen;
Denn keine Seele red't von dir."
„So will ich," fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen." Gellert.

2. Der Fuchs und der Esel.

„Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel!" sprach der Fuchs;
„Schon steh' ich eine Stunde hier,
Betrachtend diese da. O, welch ein Wuchs!
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum. In meinem Leben
Hab' ich nichts artigers gesehn.
O, bleibe noch ein Weilchen bei mir stehn!"
„Warum?" „Um ihre Sprüng' und Schönheit anzusehn."

„Das wäre wohl der Mühe werth!
Ich springe dir so gut als dort das beste Pferd."
„Ei, welch ein Wunder wäre das!
Du solche Sprünge machen?" —
Der Esel sprang. Der Fuchs warf sich ins Gras
Und wollte sich zu Tode lachen. Lichtwer.

3. Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück
Und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht," schrie er, „das ist Kunst! Das lernt man in der Welt.
Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
Und wenn ihr könnt!" „Geh," brummt' ein alter Bär,
„Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
Sie sei so rar, sie sei so neu,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei." Lessing.

4. Sperling und Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! Er wiegt den Körper schon.
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, seh' ich schon nicht adlermäßig aus,
Ich flieg' ihm gleich!" „Fleug, Prahler!" rief die Maus.
Indes flog jener auf, kühn auf geprüften Schwingen,
Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen. Lessing.

6. Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht.
Der kleinste Windhund kann dich jagen.
Besieh dich doch, wie groß du bist!
Und sollt' es dir an Stärke fehlen?

Den größten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit einem Stoß entseelen.
Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
Wir sind zu schwach zum Widerstehn.
Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist sonnenklar. Hör' meinen Schluß!
Ist jemand stärker als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen.
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund,
Und folglich darfst du niemals fliehen."
„Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an," sprach der Hirsch, „sieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen.
Nun widersteh' ich allen."
Zum Unglück, daß Dianens Schar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon. —
Natur thut allzeit mehr als Demonstration.

Lessing.

6. Der Adler und die Lerche.

Ein Adler traf auf seiner Bahn
Zur Sonn' einst eine Lerche an
Und hörte sie
Die schönste Melodie
Dem stillen Himmel singen.
Die ausgebreiteten und eilgewohnten
Schwingen
Verweilten sich; langsamer ward der Flug,
Und still die Luft, die ihren König trug.
„Sitz auf," spricht er zur Lerch', „ich werde
Dich in den Himmel tragen;
Mein Fittich sei dein Wagen."
„Nein," sagte sie, „ich singe
Dem Schöpfer aller Dinge
Hienieden auf der Erde.
Die Bahn der höhern Sphäre
Nimm du! doch auch zu seiner Ehre!"

Gleim.

7. Versammlung der Thiere.

„Ihr Stützen meines Reichs, Genossen meiner Macht,
Ihr Elephanten, Parder, Tiger,
Sehr weise Räthe, tapfre Krieger,
Und alle, die darauf bedacht,
Mein Ansehn so wie ihren Ruhm zu mehren:
Jetzt sollt ihr meinen Rath zum Wohl des Staates hören!
Oft hab' ich königlich die Sachen überlegt,
Die unsre Sicherheit betreffen.
Wie lange soll der Mensch, das schwach' Geschöpf, uns äffen,
Der nur mit List die Macht zu Boden schlägt?

Die List allein an ihm ist unser Schrecken;
Drum müssen wir durch Macht uns decken;
Wir müssen fest vereint
Zusammen uns zur Hülfe leben.
Das wird uns über ihn erheben.
Sprecht, was ihr hierzu meint!"
Der Löwe schwieg. Laut stimmt die Menge ein:
„Ja, Herr, das schützet uns allein.
Wenn wir nur alle einig wären,
Wir würden leicht das Volk der Menschen ganz verheeren."
„Ja freilich!" schrie ein Fuchs darein,
„Ja freilich, wenn wir einig wären!
Doch wann wird dieses möglich sein?" Willamow.

8. Die Fliegen.

„Was mag wohl in der Schale sein?
Gift oder Zucker? Wer will's wagen?
Wer fliegt von uns zuerst hinein?"
Sprach eine Fliege zu den andern. „Ich will's wagen!"
Rief eine. „Welche Kost! Ich kann es euch nicht sagen,
Wie süß! Verlangt ihr es so gut wie ich,
So fliegt herbei. Hier ist genug für euch und mich."
Sie thaten's. „Welch' Gericht! Das ist Ambrosia!"
So hieß es jetzt — bald aber hier und da:
„O weh, o weh! Wie wird mir! Falsche, das ist Gift!
Du mordest uns, Verfluchte!" „Flucht mir nicht! Mich trifft
Ein gleiches Schicksal. Ach, daß keine sich
Mir widersetzte! keine klüger war als ich!"
Sie sprach's, fiel todt dahin — mit ihr der ganze Haufen.
Willamow.

9. Der junge Baum und der Wind.

„Gemach, Herr Wind, gemach! O weh,
Du siehst ja, daß ich allein hier steh!
An dichten Wäldern mag dein Zorn sich rächen!
Ich bin ein junger Baum; du wirst mich noch zerbrechen!"
„Ein junger Baum bist du? Gut, lieber junger Baum,
Um desto mehr kannst du dich schmiegen.
Sieh dort die alten Bäume liegen;
Oft faßt' ich sie nur kaum.
Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zersausen werde,
Je fester wurzelst du dich in die Erde." Willamow.

10. Besenholz.

Als von der Birke struppigem Haar
Der erste Besen gebunden war,
Wollt' er aus Stolz das Haus nicht kehren
Und forderte keck, man sollt' ihn verehren.
„Wie käm' ich," sprach er, „zum Dienst als Knecht?
Ich zähle mich ja zu der Blumen Geschlecht.
Und dies zu beweisen braucht es nicht viel:
Mir fehlt so wenig wie jenen der Stiel."
Darüber lachte das ganze Haus
Und sprach: „Dein Stiel macht's noch nicht aus.
Willst du den Rang der Blumen erstreiten,
So mußt du süßen Geruch verbreiten!"

Langbein.

11. Die Erle und die Ceder.

Aus dem fetten Wiesengrunde,
Nah am Schmerlenbache, wuchsen
Ueppig junge Erlen; locker
Grünten sie empor, und Schosse wuchsen
Schon im ersten Jahr zu schlanken
Bäumchen auf. Am nahen Hügel
Keimten junger Cedern Sprossen
Langsam aufwärts. Jahre flogen
Hin, doch kaum erschienen höher
Sie denn vormals. Höhnisch riefen
Laut die Erlen: „Ei, ihr Trägen,
Schämt euch! Nach so vielen Jahren
Noch so schwach ihr! Schauet unsern
Reichthum! Wie wir herrlich grünen,
Starkgefüllte volle Bäume,
Voll von Zweigen, dicht an Laube!"
Drauf erwiderten die Cedern:
„Haben wir bisher doch immer
In den festen Grund gepflüget,
Mit der Wurzel zwischen Felsen
Sichern Stand uns zu erwerben.
Zehnmal weiter, als die Wipfel
Ihr erhebet in die Lüfte,
Dringen wir erst in die Tiefe;
Alles nach dem Wink der weise
Theilenden Natur, die euch zum
Schnellern Untergang berufen,
Uns zum dauerhaften Schwunge.
Lange werdet ihr verweset
Sein, von euren Kindeskindern
Wird kein später Enkel grünen,
Wenn wir voller Schönheit blühend,
Mit dem Haupt die Sterne küssen
Und gleich grünen Pfeilern unsre
Aeste an die Wolken lehnen,
Und gleich Adlern mit der starken
Wurzelkrall' die Erde tragen.

Fr. Müller.

12. Der Esel.

Ein Esel kam auf einer Reise
An einen Strom. Am Ufer jenseits sah
Er schöne Disteln. Ei, wie ging ihm dieses nah!
Er konnte schwimmen; doch nach seiner Weise
War er zu träg' dazu.
„Ja," dacht' er, „hier will ich in Ruh
Indessen mich bloß an der Aussicht laben,
Bis dieser Strom sich wird verlaufen haben."

Er lag den ganzen Tag — der Fluß verlief sich nicht.
Was sollt' er thun? Am Abend überschwimmen,
Da ihm, dem Hungernden, die Kraft gebricht?
Wollt' er auch jetzt, er kann es nicht! Pfeffel.

13. Die Schnecken.

Zwei Schnecken kamen einst in Streit.
Warum? Das läßt sich niemand träumen.
Denkt! Um den Preis der Schnelligkeit.
So wahr ist es, daß Stolz und Neid
Auch in den trägsten Seelen keimen.
Zum Kampfgericht erwählte man
Drei biedre Frösche. Diese steckten
Die Rennbahn ab, und als sie quakten,
So hub das Schneckenpaar den Wett-
lauf an.
Es hatte sich auf seiner Bahn
Schon lange mühsam fortgewunden,
Und dennoch in zwei langen Stunden
Zwei Spannen kaum zurückgelegt.
Die Richter saßen unbewegt
Und gähnten, müd' vom langen Harren.
„Nein, das ist nicht mehr auszustehn!"
Erscholl der Richterspruch. „Ihr Narren,
Lernt, eh' ihr laufen wollt, erst gehn!"
Pfeffel.

14. Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.
Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei," fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzest du?" Pfeffel.

15. Hüttenreichthum.

Goldgeschmückte Vögel wohnen
In der Palmen Schattenkronen;
Ueberfluß erfüllt ihr Haus,
Blüth' und Frucht Jahr ein und aus.
Und sie haben nichts zu thun,
Als vom Essen auszuruhn,
Als zu putzen sich, zu spiegeln
Und in Aesten sich zu wiegeln.
Also schaun hinab sie stumm,
Köpfchen wiegend voll Verachten,
Auf die Hütten ringsherum,
Wo die Lerchen übernachten.
Doch aus schwarzem Grund hervor
Schwingen die mit frohen Psalmen
Weithin über alle Palmen
Sich zum blauen Himmelschor.
Fröhlich.

16. Einträglichstes.

„Was trägt dein Singen ein?"
Bemerkt die reiche Maus
Vor ihrem vollen Haus
Dem muntern Vögelein.
„Das," sagt's, „hab' ich davon,
Was Blumen von dem Glanz,
Was Well' und Wind vom Tanz.
Die Freude ist mein Lohn
Und Frohsinn, aller Guten Kron'."

Fröhlich.

17. Die Nützlichen.

„Unkraut seid ihr," sprachen Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume,
„Und ihr dürftet euch vermessen
Selbst von unserm Boden nähren?"
„Wir sind freilich nicht zum Essen,
Wenn das einzig hilft zu Ruhme,"
Sagten diese Wohlgemuthen;
„Aber wir erblühn hieneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben."

Fröhlich.

18. Die beiden Bäche.

„Laß uns," sprach ein Bach zum andern,
„Lustig durch die Thäler wandern.
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder."
„Warte doch!" sprach der Geselle;
„Noch zu klein ist unsre Welle.
Du verlörest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.
Birg dich vor den gier'gen Stralen,
Stärke dich in Bergesgründen!
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden!"
Doch, umsonst zurückgerufen,
Sprang von des Gebirges Stufen
Jener mit Gejauchz hinab
In sein frühes Freudengrab.
Und der andre suchte Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung.
Und es sprudelt seine Welle
Jetzo von des Berges Schwelle
Heilsam jedem, der begegnet,
Alle segnend und gesegnet.

Fröhlich.

19. Kunst und Gunst.

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich' mir die Hand und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe:
Gedörn, so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht.
Du bist so groß und mächtig;
Ich mache dich noch prächtig.
Ich will dein Haus umschlingen
Rundum mit einem Kranz,
Hinein die Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz."

Die Ulme war gewogen,
Hat sie emporgezogen,
Und prangt vor andern weit.

Darnach, als Sturm und Zeit
Den Baum herniederbogen,
Ward ihm die Reb' ein Stab,
Der lang' noch Haltung gab.

Fröhlich.

20. Singen und Schreien.

Als die Nachtigall den Jungen
Ihre Lieder vorgesungen,
Hat ein Esel, wohlgeöhrt,
Dies Geheimniß abgehört:
„Mangelt euch nicht das Empfinden,
Werdet ihr die Weise finden,
Welche jedes Herz bethört.“

Und der Esel ist beglückt;
Denn in diesen Frühlingstagen
Fühlt auch er sein Herze schlagen,
Und in distelreichen Gründen
Hebt er an, das zu verkünden.
Aber alle Thier' entflohn
Diesem ungeheuren Ton.

Als er solches Elend klagte,
Lachte Nachtigall und sagte:
„Freilich passet deine Kehle
Ganz genau zu deiner Seele;
Denn du denkst nur Eseleien
Und verkündest sie durch Schreien.“

Fröhlich.

21. Die Hähnchen.

Die Hähnchen streiten
Ob einem Korne
In großem Zorne
Und schimpfen endlich
Sich beider Seiten.
Jetzt unabwendlich
Ist, daß man fechte
Für Ehr' und Rechte.

Sie ziehn vom Leder;
Es sträubt die Feder;
Sie sind verwundet,
An Ehr' gesundet,
Und fressen bieder
Zusammen wieder.

Fröhlich.

22. Aufklärung.

Ein Affe steckt' einst einen Hain
Von Cedern nachts in Brand,
Und freute sich dann ungemein,
Als er's so helle fand.
„Kommt, Brüder, seht, was ich vermag,
Ich, ich verwandle Nacht in Tag!“

Die Brüder kamen, groß und klein,
Bewunderten den Glanz,
Und alle fingen an zu schrein;
„Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe ist des Nachruhms werth:
Er hat die Gegend — aufgeklärt!“

Fröhlich.

23. Die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne aus.

„Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.“

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monde waren kaum vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?"

„Du thatest, Sohn, wie sich's gehört!"
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen.
Denn ehrlich sein heißt uns die Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht."

Der andre sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See;
Ich aber zog es in die Höh',
Und rettete dem Kind das Leben.
Ein Dorf kann Zeugniß davon geben."
„Du thatest," sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand.
Sein Leben stand in meiner Hand —
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke."
„O," rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein! Welch' edler Muth,
Wenn man dem Feinde gutes thut!"

Lichtwer.

24. Raupe und Schmetterling.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die alternde zum Grabe.
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling!"

Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Herder.

25. Wozu es wird.

Ein Himmelstropfen sank ins Meer.
Schnell schwamm die Perlenmutter her
Und trank ihn auf. Das Tröpfchen Thau
Ward eine Perle silbergrau.

Ein ganzer Himmelsregen schwamm
Auf eines faulen Baumes Stamm,
Der gierig ein ihn schlang.
Was ward daraus? — Aus ihm entsprang
Ein gelber, giftger Schwamm.

Der Himmelstropfen ist das Evangelium,
Der Himmelstropfen ist das weite Christenthum;
Es ist mit seiner stillen Pracht,
Wozu es wird, wozu man's macht.

Herder.

26. Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Thone gebildet.
Beleb's, ich bitte dich, Gott!"

„Wohlan, ich will es! Es lebe!
Doch mein sei dieses Geschöpf."
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus heran.

„Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind!"
„Wohlan," sprach Jupiter, „harret!
Dort naht ein Entscheider, Saturn."

Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab."

* * *

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Herder.

27. Der Knabe und die Quelle.

An eines Bächleins Quelle
Ein Knabe spielend stand;
Er trug ein Stäblein in der Hand
Und taucht' es in die Welle;

Und wann es in die Welle sank,
Das Stäblein schien gebogen,
Und dann, herausgezogen,
Erschien es wieder gerad' und schlank.
Das däucht' dem Knaben wunderbar;
Er sprach erzürnt zur Quelle:
„Du bist zwar klein und helle;
Allein das Brönnlein hell und klar
Hat mich getäuschet immerdar;
Du hast mich schnöd belogen.
Geh! bin dir nicht gewogen."

Da tönte fein und helle
Ein Stimmlein aus der Quelle:
„Mein Kind, ich täusch' und trüge nicht.
Dein eignes blödes Angesicht
Vermag nicht, meiner Wellen Spiel
Vollkommen zu durchschauen.
Drum solltest künftig nicht zu viel
Dem eignen Blicke trauen."

G. Jakobi.

28. Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf nach hinten hing;
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan.
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum;
's wird aber noch nicht besser drum:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts;
Er thut nichts gut's, er thut nichts schlecht's:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort;
Es hilft zu nichts; in einem Wort:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: Es hilft am Ende doch!
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Chamisso.

29. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mär,
Der fühlte, daß er sterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen.
Das brachten ihm die Söhne werth;
Da gab er seinen Segen.

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß,
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben.
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben."

So sprach der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Und aus dem schwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sache Ziel!
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer!
Da wächst und reift es weit und breit,
Man ehrt den Pflug noch immer.

Wolfg. Müller.

30. Salomon und der Sämann.

Im Feld der König Salomon
Schlägt unterm Himmel auf den Thron.
Da sieht er einen Sämann schreiten,
Der Körner wirft nach allen Seiten.

Der Sämann, seinen Arm gesenkt,
Unschlüssig steht er still und denkt;
Dann fährt er fort, ihn rüstig hebend,
Dem weisen König Antwort gebend:

„Was machst du da?“ der König spricht;
„Der Boden hier trägt Ernte nicht.
Laß ab vom thörichten Beginnen;
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen.“

„Ich habe nichts als dieses Feld;
Geackert hab' ich's und bestellt.
Was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir—von Gott der Segen.“

Rückert.

31. Die Vergeltung.

Zum Propheten kam ein junger Mann und sprach:
„Gottgesandter! meine Mutter, alt und schwach,
Lebt bei mir. Ich geb' ihr Wohnung und Gewand,
Trank und Speise geb' ich ihr mit meiner Hand,
Hebe sie auf meinen Arm und lege sie
Sommers kühl und Winters warm, und pflege sie.
Hab' ich ihr vergolten?“ Der Prophet sprach: „Nein!
Nicht vergolten, aber wohlgethan und fein.
Nicht den zehnten Theil vergaltest du, mein Sohn;
Doch Gott gebe dir für's Kleine großen Lohn!“

Ein andrer zum Propheten tritt:
„Gestorben sind mir beide Eltern, bin ich quitt
Nun gegen sie der weitern Pflichten?“
Er sprach: „Mit nichten!
Du hast die vier noch zu entrichten:
Für sie im Himmel dort zu beten,
Und ihre Schulden hier auf Erden zu vertreten,
Dann ihre Freunde noch zu ehren,
Und ihr Gebautes nicht umzukehren!“

Rückert.

32. Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Sich sammelte, um in ein wirtbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er,
In sich gekehrt. „Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug?
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht!" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruhn sah er das beſſ're Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt;
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin —
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

E. v. Kleist.

33. Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der ersten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang.
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten!
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach.
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel —
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den innig Träumenden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerst,“ liebelt er;
„Sei guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit;
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug!“
„O Weise!“ sprach der Adler und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst;
„O Weisheit! Du red'st wie eine Taube!“

Goethe.

34. Die Theilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!“ rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.“

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen;
Der Abt wählt sich den edlen Feuerwein;
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „Der Zehente ist mein.“

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet; er kam aus weiter Fern';
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?“
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume Dich verweilet,"
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?"
„Ich war," sprach der Poet, „bei dir!

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

„Was thun?" spricht Zeus. „Die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll Dir offen sein."

Schiller.

35. Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren;
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Schiller.

36. Der Nektartropfen.

Als Minerva, jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe.
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und sogen fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.
Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen.
Denn sie theilen mit den Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Goethe.

37. Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, so wie du;
Führet doch mein Saft die Matten,
O, wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbste welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus.“

So sich brüstend sprach die Rebe.
Doch die Tanne blieb nicht stumm;
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben als dein Wein
Lebensmüde. Welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!“

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht. Kerner.

38. Die stille Stadt.

Nenne mir die stille Stadt,
Die den ewgen Frieden hat,
Deren düstere Gemächer
Sanft sich bauen grüne Dächer.
Ueber ihrer Häuser Zinne
Wandelt ernst der Fremdling hin,
Ziehet fort und hält nicht inne,
Grauen fasset ihm den Sinn.
Aber endlich tritt er wieder
Zitternd auf das morsche Dach,
Und die Wölbung sinket nieder,
Daß er stürzt in das Gemach.
Drunten in den Hallen traurig
Sieht er da die Bürger ruhn;
Alle liegen stumm und schaurig,
Mögen kein Gruß ihm thun.
Die geschlossne Pforte kündet
Ihm sein ewig Bürgerrecht,
Und der arme Wandrer findet
Bald ein Bettlein recht und schlecht,
Ist des Prunkens müde worden,
Schickt sich in den stillen Orden,
Legt sich nieder in die Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat. Schwab.

39. Tod und Leben.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen —
Der Führer von ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben!
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch,
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder;
Dann blickt' er in den Brunnen nieder.
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte
Sah da der Arme noch das Dritte.

Wo in der Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Ein Stand des jammerhaften Schwebens
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Flut,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

* * *

Du fragst: „Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?"
So wiß, o Freund, der Mann bist du,
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Rückert.

40. Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstral
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

Ihm fielen zu die matten Augenlider;
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzu schwer! Sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft.
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“

Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid. Du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.“

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen:
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Macht;
Es wollte eines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh! Vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm faßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen. Chamisso.

41. Das Hufeisen.

Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er es gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heil'gen Munde hören,
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
St. Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Szepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr nach seiner Langmuth drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig' dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß.
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
St. Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär',
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach St. Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauerte eine ganze Zeit.

Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.
Goethe.

42. Rosen.

In einer tödtendschweren Hungersnoth
Versagte Rosa von Viterbo sich
Den kleinsten Ueberfluß und bracht' ihn still
Den Armen. Einst traf unversehen sie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind!
Was hast du da?" —
„Es sind nur Rosen, Vater."
„So zeige sie!" Voll Schrecken that das Kind
Die Schürze auf — und sieh! es waren Rosen.
Kaum aber hatt' der Karge sich gewandt,
War, was ihm Rose schien, erquickend Brot.
Herder.

43. Die Ameisen.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn und hört' der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?"
Sprach er. „Wohlan, so sei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anschaun und Gesang!"

Er ging zur einsam frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd hinab,
Simplicius!"
Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag und wer

Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar.

Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht mehr als sie?"

Und vor ihm stand ein Greis: „Verlorner Sohn,
Wie? Hast du keinen Vater? Keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? Keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat jede gnug."

Bekehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit und sah fortan
Im großen Ameis'hausen dieser Welt
Die Gottesstadt, die — oft sich unbewußt —
Im Wirken fürs Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle jedermann. Herder.

44. Cäcilia und die Orgel.

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „Wäre mir
Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Glut,
Das Lied der Schöpfung!"
Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finsterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee,
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.
Sie sank

Anbetend nieder: „Würd' o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!"
Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels
Geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonien auf! Das Gloria
Der Engel tönt'; einmüthig stimmte
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sakrament das heilige:
„Er kommt! Gesegnet, der da kommt!" erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen
Und nahmen an der Andacht Opfer Theil. Erd'
Und Himmel ward ein Chor. Den Bösewicht
Erschüttert an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen, Christvereinigung.

„Wie nenn' ich," sprach sie, „den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift und in das weite Meer
Der Ewigkeiten trägt?" „Nenne," sprach
Der Engel, „es, was du dir wünschtest,
Organ des Geistes, der in allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die volleste
Vereinigung, der Andacht Organum."

Herder.

45. Der gerettete Jüngling.

St. Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist, — mit Thränen sag' ich es — ein Räuber!"
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?"
„Auf den Bergen dort!"
„Ich muß ihn sehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen — eben dieses wollt' er. —
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer!"

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht. Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlug der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz

Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes' schöne Seele. Herder.

46. Das Brot des heiligen Jodokus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor St. Jodokus Thüre
In ärmlicher Gestalt und bat um Brot.
„Gib," sprach Jodokus, „gib ihm, guter Schaffner!"
„Herr," sprach der Schaffner, „nur ein Brot ist übrig.
Was bleibt denn dir und mir und unserm Hunde?"
„Gib immer," sprach der Abt; „der Herr wird sorgen."

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß und schnitt das eine Brot
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin und sprach nicht allzu freundlich:
„Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde!"
Jodokus lächelt', und der Bettler ging.

Nicht lang', und in noch ärmlichrer Gestalt
Kam abermals der Herr und bat um Brot.
„Gib," sprach Jodokus, „gib mein Stücklein ihm.
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und noch verhungerter erschien
Zum dritten Mal der Herr und fleht' um Brot.
„Gib," sprach Jodokus, „gib dein Stücklein ihm.
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und lahm, blind, nackt und bloß erschien
Zum vierten Mal der Herr und bat um Brot.
Jodokus sprach: „Gib ihm des Hundes Stücklein.
Der Herr wird sorgen, der die Raben speist."

Der Schaffner gab das Stück; der Arme ging.
Und eine Stimm' erscholl: „Groß ist dein Glaube,
Du, deines Meisters erster Jünger, groß!
Und wie du glaubtest, so soll dir geschehn."
Der Schaffner trat ans enge Fenster. Schau!
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brot und Obst und Oel und Wein befrachtet.
Der Schaffner eilte freudig an den Strand.
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge weben,
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:
„Vier Schifflein sendet, der die Raben speist,
Dem Abt, der heute viermal ihn gespeiset,
Ihm eins, dem Schaffner eins und eins dem Hunde.
Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft."

Kosegarten.

47. Das Gesicht des Arsenius.

Arsenius hört' eine Stimme rufen:
„Komm, und ich will der Menschen Thun dir zeigen!"

Der Klausner ging hinaus zum ersten Mal.
Und einen Mohren sah er, welcher emsig
Holz hackend einen schweren Bündel häufte,
Und da er ihn zu heben nicht vermochte,
Ihn immerfort mit neuen Scheitern mehrte.

Der Klausner ging hinaus zum andern Mal,
Und einen Menschen sah er, welcher Wasser
Aus einem Teich in eine löchrige
Cisterne goß. Verloren war die Mühe.
Das Wasser floß zurück, der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Cisterne leer.

Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal.
Und sah gestreckten Laufs zwei trotz'ge Reiter
Mit starken, in die Quer gelegten Balken
Ansprengen gegen eines Tempels Thor.
Umsonst! Anrennend mit dem Balken prallten
Sie stets zurück und blieben ewig draußen.

Da sprach Arsenius: „Herr, deute mir,
Was ich gesehen!" Und dieses war die Deutung:

„Der Mohr, der immerfort sein Bündel häuft,
Das ist der Mensch, der manche Sünde that,
Und weil er solche abzuthun verzweifelt,
Die alte Sünde stets mit neuer häuft.
Der Thor, der Wasser schöpft wie in ein Sieb,
Das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer
Dazwischen mehr des Bösen. Müh' und Arbeit
Und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.
Die tollen Reiter, die mit Unverstand
Das Thor zu sprengen meinen, das sind die,
Die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
Des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst!
Es öffnet sich das diamantne Thor
Der Demuth nur, dem Glauben und der Liebe."

Kosegarten.

48. Moses und das Geißfell.

Die Weidtasch um den Hals, den Hirtenstecken
In seiner Hand, trieb Moses einst in Ruh
Kamel' und Rinder durch Gebüsch' und Hecken
Der Heimat Amras, seines Vaters, zu.
Die Sonne sank. Schon naht' er sich dem Flecken,
Der ihn empfing, da kam Ben Kapathu,
Sein Aeltervater, weinend ihm entgegen.
Der Kleine trieb sein Vieh mit raschern Schlägen.

Und als er ihm genaht, da sprach der Knabe
Zum Greise mitleidsvoll: „Was weinest du?"
„Ach, Kind, mir nahmen alle meine Habe
Die Araber!" so rief Ben Kapathu.
„Da bat ich meinen Sohn um eine Gabe;
Allein er schlug mir rauh die Thüre zu.
Drum nimm mich mit zurück in Amras Hütte.
Vielleicht bewegt sein Herz des Kindes Bitte."

„Herr," sprach der Knab', erweicht von seinen Klagen,
„Mein Vater Amra ist ein rauher Mann;
Doch jede Kränkung will ich gern ertragen,
Die dir des Alters Bürd' erleichtern kann."
Drauf lief er schnell, es Amra anzusagen:
„Mein Vater, zünd' ein Hirtenfeuer an!
Ben Kapathu geht ein zu deiner Hütte.
Empfang ihn gastfrei nach Aegyptersitte!

Er fleht um Obdach. Send', o Herr, den Armen
Von deiner Thür nicht ungetröstet fort!
Laß an dem Herde sich den Greis erwarmen,
Gönn' in der Hütt' ihm einen Zufluchtsort!"
Er schwieg. Doch Amras Herz blieb ohn' Erbarmen.
„Nimm," sprach der Geizhals, „jenes Geißfell dort;
Das reich' ihm, seine Blöße zu bedecken.
Alsdann geleit' ihn gleich hinaus zum Flecken!"

Dem Knaben ging das Herz von Wehmuth über.
Er schnitt das Geißfell in der Mitt' entzwei;
Und als ihn Amra schalt, da sprach er: „Lieber,
Du bist betagt. Wer weiß, wie bald — verzeih! —
So geht dein Weg an meiner Thür vorüber.
Ein gutes Geißfell hat der Hälften zwei;
Davon gehört die eine hier dem Alten,
Die andre dir; die will ich aufbehalten."

Und Amra stand und sann mit düstren Mienen
Dem hohen Sinne dieser Worte nach;
Und so entrüstet er zuvor geschienen,
So liebreich gab er seinem Kinde nach.
Noch lag das halbe Geißfell zwischen ihnen.
Er sah es an. Sein Herz im Busen brach;
Es überfloß von Scham und von Erbarmen.
Er ging hinaus, den Vater zu umarmen. Falk.

49. St. Gangolfs Brunnen.

Erschöpft vom heißen Sonnenbrand
Kam Gangolf ins Campanerland;
Da winkt dem Durstigen ein Quell,
Der aus dem Felsen sprudelt hell.

Und freudig schöpft er aus der Flut
Den Trank in seines Helmes Hut
Und hebt ihn an den Mund. Da schallt
Aus rauher Brust ein wehrend: Halt!

Und vor ihm steht der geiz'ge Mann,
Der zu ihm spricht: „Das geht nicht an,
Mein guter Freund. Der Quell ist mein;
Bezahle mich, so ist er dein."

St. Gangolf hört das Wort erstaunt;
Doch war er eben gut gelaunt.
„Ist er dir feil, so sage mir,
Was ist der Preis? Ich zahl' ihn dir."

„Drei Silberlinge." „Nimm das Geld.
Kein schönrer Quell ist auf der Welt!
Das aber sei dir, Arger, kund:
Ich nehm' ihn mit mir nach Burgund."

„Wohin du willst," spricht jener drauf;
„Das Scherzen hast du in den Kauf."
Und seines Weges geht er so,
Der schönen Silberlinge froh.

Da steht der Fremdling erst und trinkt
Die Labe, die im Helme blinkt.
Es schmeckt ihm doppelt gut. Warum?
Der Brunnen ist sein Eigenthum.

Gelabt nun ist er und getränkt.
Doch wiederum St. Gangolf senkt
Den Helm in den gekauften Quell
Und füllt ihn bis zum Rande schnell.

„Nun zieh mit mir, du lautrer Born!
Die Habsucht straft des Himmels Zorn.
Zieh mit mir über Berg und Thal
In meines Helmes blankem Stahl."

So trägt er unterm Arm gefaßt
Den Quell; er wird ihm nicht zur Last.
Es weht ihm kühl ins Angesicht,
So oft die Sonne sengt und sticht.

Er trägt ihn froh bis an sein Haus,
Und vor der Schwelle gießt er aus
Den Born; der bohrt sich in den Grund
Und fließt fortan im Land Burgund.

Und in derselben Stunde schwand
Der Brunnen im Campanerland.
Drum weigert keinem Wandersmann
Den Trank, der ihn erquicken kann!

Simrock.

B. Poetische Erzählungen.

50. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O!" rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch' ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"

Der Maler ward beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun," sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zuviel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Gellert.

51. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir," spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen!
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.
Entschließ' du dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen.
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

52. Der Greis und der Tod.

Ein Greis von achtundachtzig Jahren,
Ein armer, abgelebter Greis
Mit wenigen schneeweißen Haaren
Kam aus dem Walde, trug
Auf seinem krummen Rücken
Ein Bündel Reis.
Er mußte wohl oft sehr sich bücken,
Eh' er's zusammen las.
Er hatte keinen Sohn, sonst hätte der's gethan.
Und weil vor Mattigkeit er nun nicht weiter kann,
So setzt er ab. Und als er nun da saß
Bei seinem Bündel und bedachte,
Wie viel Beschwerde, Müh' und Noth
Das Bündel Reis ihm machte,
Wie viel sein bißchen täglich Brot,
Da seufzt er lebenssatt und weint und ruft den Tod.
„Befreie mich," spricht er, von aller meiner Noth
Und bringe mich zur Ruh'!"
Der Tod kommt an, geht auf den Rufer zu.
„Was wolltest," fragt er „du,
Daß du mich hergerufen hast?
Du trägst wohl eine schwere Last!"
„Ach lieber Tod," versetzte drauf
Der arme Greis, „hilf sie mir auf!"

Gleim.

53. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen scharenweise
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn, und nun erzähle!"
Was ward da nicht erzählt! „Hört," sprach er einst, „ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist.
Elfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf einer Stelle
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;

Es könnten um um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn:
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein abgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen.
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich."
„Allein, was ist ihr Zweck?" so fragten hier die Freunde;
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?"
„Ach nein!" „So suchen sie der Weisen Stein?" „Ihr irrt."
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?"
„Nein!" „So bereu'n sie alte Sünden?"
„Das ist es alles nicht." „So sind sie gar verwirrt!
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn — was thun sie denn?" — „Sie spielen!"

Lichtwer.

54. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum;
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch;
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!"

Der zweite:

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt ich ihm auf das Fell, piff, paff!

Der dritte:
„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, Trara!“

So lagen sie da und sprachen, die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch, husch! piff, paff! trara! Uhland.

55. Das Ilefelder Nadelöhr.

Bei Ilefeld, da liegt ein Stein,
Hat durch und durch ein Oehr.
Da ist ein Brauch, der ist nicht fein,
Und doch ergötzt er sehr.
Der Amtmann will, er soll nicht sein,
Allein was hilft das Drohn und Schrein!

Kauft er sich aber los mit Geld,
So braucht er nicht hinein;
Doch thut er's nicht, so muß der Held
Dreimal so durch den Stein.
Dann ist er ein gemachter Mann,
Der andre wieder hauen kann.

Kaum fährt ein neuer Knecht ins Holz,
Flugs greifen die andern ihn;
Er muß sich, sei er noch so stolz,
Durch dieses Oehr bemühn.
Er kriecht, sie haun, und schreit der Knecht
So ist's den andern eben recht.

Sucht man in diesem Stück Moral,
So sucht man sich nicht todt.
Es geht damit wie überall:
Wer Reich ist, wehrt der Noth.
Beim Nadelöhr zu Ilefeld
Kommt man vorbei mit baarem Geld.

Allein es kommt ein ander Oehr,
Das enger ist als das.
Da drohen andre Knechte sehr,
Und wehrt kein Geld dem Spaß.
Wer da nicht durch kann, bleibt in Pein,
Und sollt' er auch ein König sein. Kopisch.

56. Drei Schneider am Rhein.

Es kamen drei Schneider wohl an den Rhein,
Und kehrten beim Gastwirt zu Ingelheim ein,
Am Rhein, am Rhein.
Sie hatten im Sack keinen Heller mehr,
Doch dürstete jeder von ihnen gar sehr
Nach Wein, nach Wein.

„Herr Wirt, wir han keinen Kreuzer Geld,
Doch waren wir weit herum in der Welt,
Am Rhein, am Rhein.

Wir können jeder ein Meisterstück,
Das lehren wir Ihm, das bringt Ihm Glück.
Für Wein, für Wein.“

„Ihr Burschen, ich will euer Narr nicht sein,
Ich bin ja der Gastwirt von Ingelheim
Am Rhein, am Rhein.
Und könnt ihr nicht jeder ein Meisterstück,
So brech' ich auch jedem von euch das Genick
Statt Wein, statt Wein.“

Der erste nun fing einen Sonnenstral
Und fädelt' ihn ein in die Nadel von Stahl,
Am Rhein, am Rhein.
Er näht ein zerbrochenes Weinglas zusamm'n,
Daß man auch die Naht nicht erkennen kann,
Im Wein, im Wein.

Der zweite drauf eine Mücke fing,
Die gerad' über seine Nase ging,
Am Rhein, am Rhein.
Die Mücke, die hatt' in dem Strumpf ein Loch,
So klein es war, er stopft' es doch
Für Wein, für Wein.

Der dritte, der nahm nun die Nadel zur Hand
Und bohrte sie mächtig und tief in die Wand,
Am Rhein, am Rhein.
Dann flog wie ein Blitz er durch's Nadelöhr —
Ich hab' es gesehen, bei meiner Ehr'!
Beim Wein, beim Wein.

Der Wirt sprach: „So was hab' ich noch nie gesehn!
Drum soll euch, ihr Bursch', auch mein Dank nicht entgehn.“
Am Rein, am Rhein.
Er nahm einen Fingerhut schenkte ihn voll.
„Da Burschen! Nun trinkt euch voll und toll
Im Wein, im Wein!“

Herloßsohn.

57. Der Szekler Landtag.

Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen;
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand.
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen. —

Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.

Es wollte nicht der böse West sich legen;
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.

Gehört des Volkes laut erhobne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rath zu halten über diese Plage.

Die Landesboten ließen sich nicht treiben.
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen,
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.

Da wurde denn nach bräuchlichen Gelagen
Der Tag eröffnet und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen.

„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß einer Rath? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?“

Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde;
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:

„Der Fall ist ernst! Mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Rathschluß einzugreifen.
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.

Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rath; sie wird die Sache reifen.“

Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen.

Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rath und Hort,
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.

Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.

Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsers Sinnens düstre Nacht
Das lang erwartete, begehrte Licht?

Zur That! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht.

Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!"
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann.
Ich will euch meinen Rath nicht vorenthalten.

Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut! regn' es dann, so lang' es will und kann!" —

Er schwieg; es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend — dann erscholl
Des Beifalls Jubelnachklang ungestört.

Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Rathschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll. —

So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht gerathen,
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.

So wie die Väter stolz auf ihre Thaten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert.

Chamisso.

58. Die Tabakspfeife.

„Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt das
Pfeifchen?
Zeigt her! Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen?
Was wollt Ihr für den Kopf?"

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen,
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Ja, Herr, da gab es reiche Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n."

„Ein ander Mal von Euren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euern Pfeifenkopf!"

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold.
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel, —
Er hätt' es auch gethan, —
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein, und vor dem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt!
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

„Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren,
Und ihn bewundern kann."

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter,
Sein Gut lag dort am Rhein."
„Das war mein Vater, lieber Alter!
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben,
Vergessen eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brot!"

„Nun topp! Ihr seid ein wackrer Erbe;
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wann ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!"

Pfeffel.

59. Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen!
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Peitsche knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wandersblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber.

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden.
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden.

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade.

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen."

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel.
Lang' mir noch im Ohre lag,
Jener Klang vom Hügel.　　　Lenau.

60. Der Trompeter.

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft ein Ständchen gebracht.
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigsten Noth
Erscholl er ihm vom Munde bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art.

Gedenk' ich seiner, rinnt mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.
Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht'.
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt;
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis und es bog und es brach —
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand.
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!"

Drauf setzt er die Trompet' an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erd' erklang.
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein!
Da donnerte das Eis — die Scholle sie zerbrach —
Und wurde eine bange, bange Stille darnach.
Das Eis verging im Strom und der Strom im Meer:
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

Kopisch.

61. Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es. Geh, laß den Mann herein.
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein. —
Grüß' Gott, du schmucker Krieger! Nimm Platz an unserm Tisch.
Das Brot ist weiß und locker; der Trank ist hell und frisch."

„Es ist nicht Trank, noch Speise, wonach es noth mir thut;
Doch, so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht.
Da hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen früh oder spät an Euch."
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und kommt Ihr, ihn zu rächen, wohlan, ich bin bereit.

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.

Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug!
Und sollt' ich nimmer kommen — Tyrol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen anfgethan;
Und Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze. Da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand —
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland.
„Für das hab' ich gefochten; dein Bruder hat's bedroht!
Für das hab' ich gestritten; für das schlug ich ihn todt!"

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht;
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht.
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst Du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"

Seidl.

62. Die Exekution.

„Wer da wiederbringt den Deserteur,
Dreißig preußische Thaler sein Douceur!"
Vorgetrommelt ward's der Kompagnie.
Pfeifend in die Trommelmelodie
Aber macht ein jeder Kamerad sich
Seinen Text noch zu absonderlich,
Als da lautet: „Dreißig Thaler mir,
Aber sechsmal Gassenlaufen dir! —
I, so lauf, so weit der Himmel blau!
In der Nacht sind alle Katzen grau."
Und alle melden, die da kommandiert:
„Der Deserteur, Herr Hauptmann, ist chappiert!"
Nur einer spricht: „Ich bring' den Deserteur!"
Und bringet seinen eignen Bruder her.

„Schwer Geld!“ spricht der Kap'tän beim Dreißigzählen;
Und jener spricht: „Herr Hauptmann, zu befehlen!“
Der Bruder durch die heiße Gasse läuft,
Daß ihm der blut'ge Schweiß vom Leibe träuft,
Und als er durchgelaufen dreimal schon,
Da tritt sein Brnder in die Exekution.
„Herr Hauptmann,“ spricht er, „halten's mir zu Gnad',
Spricht ungefragt ein Wort mal ein Soldat.
Ihr wollet mich die andern dreimal Gassen
In Gnaden für den Bruder laufen lassen!“
„Packt's, Kerl, dich an deiner armen Seelen?“
Und jener spricht: „Herr Hauptmann, zu befehlen!
Herzvater schrieb ein Schreiben an uns beid';
Klein war der Brief, doch groß das Herzeleid!
„„Verschuldet ist durch Krankheit, Noth und Gram
Um ganze dreißig Thaler mir mein Kram.
Mein Gläub'ger dränget mich aus Hof und Haus,
Zahl' ich nicht stracks ihm seinen Glauben aus.
Ich kann's doch nun und nimmermehr erwerben
Und muß an dreißig Thalern ganz verderben.““
Da dachten wir in unsers Herzens Drang:
Es ist doch unser Vater lebelang!
Und dachten auch: Ein graues Leid ist hart,
Und Herz nicht haben kein' Soldatenart.
Davon noch laufen soll der Mann?
Viel lieber laufe, wer noch laufen kann!
Soll einer laufen, nun so laufen wir!
Wir losen, Bruder, drum! Dir oder mir!
Und machten Lose nach Soldatenbrauch:
Zwei Stück, ein weißes und ein schwarzes auch,
Weiß, der für seinen Vater läßt sein Blut,
Schwarz, der Verräther ist um schnödes Gut.
Und nun, Herr Hauptmann, halten's mir zu Gnaden,
Wie es nun weiter kam, das zu errathen
Ist keine Hexerei. Doch, wie's mir flog
Hier unterm Knopf, als ich den Judas zog,
Das soll mit Permission vor Euer Gnaden
Kein Schurke weiter wohl errathen.
Wie Gott will! dacht' ich, faßt' mein Herze fest,
Daß es mich nicht in schwerer Noth verläßt.
Nun bricht's mir doch in tausend Stücke hin,
Derweilen ich sein lieber Bruder bin.“
Der Hauptmann sprach: „Mein Sohn, der Deserteur
Kriegt sechsmal, und du das Douceur.

Wie die Artikel lauten, so geschicht's,
Und daran ändert auch kein Teufel nichts.
Doch hat's damit nicht allzu große Eile.
Gemeldet werd' der Kasus mittlerweile
Ins Hauptquartier an Seine Majestät,
Dieweil da Gnade gern für Recht ergeht."
Und Seine Majestäten resolvieren:
„Exekutiones weiter nicht zu exekutieren.
Wer für den Vater also macht die Gassen,
Wird's auch fürs Vaterland nicht unterlassen,
Und da ein gut Exempel förderlich,
Sind Korporals sie beide. Friederich." Scherenberg.

63. Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg der Franzmann lag,
Die Reichsarmee darinnen,
Die Feinde meinten Tag für Tag
Die Festung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
Und platzten sie, so kracht' es sehr:
Das mußte man gewohnen.

Da stand beim Sturm einst ein Rekrut
Abseits auf einem Posten.
Er dacht' in seinem dummen Muth:
Hier wird's den Hals nicht kosten.
Der d'Asfeld greift dort hinten an;
Hier kann ich ruhig stahn.
Ist aber anders kommen.

Denn just ersah'n den schwachen Fleck
Der Franzen sich ein Dutzend
Und richteten die Leiter keck,
Auf ihre Menge trutzend.
Sie meinten sich schon oben drauf
Und klommen sacht den Rempart auf,
Der eine hinterm andern.

„Ei sieh! ein schwarz geschnauzt Gesicht
Da drüben auf der Mauer!
Und galt mir diese Kugel nicht?
Willst du hinab, du Bauer!"
Doch weil von selber der nicht ging,
So wies er mit der Degenkling'
Ihn höflich in den Graben.

Nun, dacht' er, wird wohl Fried' im Land
Ging ruhig auf und nieder;
Doch plötzlich vor der Brüstung stand
Der schwarze Schnauzbart wieder.
„Bist Du noch einmal da, du Fratz?
Und hast noch Pulver? Platz, mach Platz!
Nun aber kommst du nimmer!"

Da hatt' er doch zu viel gesagt,
Denn vor der Mauer kauzte
Schon wieder, den er zwier verjagt,
Der leid'ge Schwarzgeschnauzte.
„Ei, du verwetterter Franzos,
Wann werd' ich dich wohl einmal los?
Da lieg', und komm mir wieder!"

So ging es noch zum vierten Mal,
Zum fünften und so weiter,
Er stieß ein volles Dutzend mal
Den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich, als die Stunde schlug,
Löst' ihn der Waibel ab und frug;
„Ist nichts zu rapportieren?"

„Ja doch! Hier hat mir eingeheizt
Ein schwarzer Bärenhäuter;
Ich hab' ihm oft den Kopf gebeizt;
Doch ward er nicht gescheuter.
Wohl zwölfmal hat er angesetzt,
Doch still im Graben liegt er jetzt."
Da lagen aber zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
„Was soll er Stechgeld haben?
Nur einen hat er abgethan;
Doch liegen zwölf im Graben.“
Da lachte der, das war sein Glück,
Und ließ ihm ein Halbguldenstück
Für jeden Schnauzbart reichen.

Simrock.

64. Der Preuße in Lissabon.

Ein Bürgersmann von echtem Schrot und Korn,
Der tapfer auch im Krieg, als Kolberg
Belagert ward, ein Greis, gestritten hat,
Und jetzt begraben liegt im kühlen Sande,
Der alte, wohlbekannte Nettelbeck,
War einst als eines Schiffes Kapitän
In Lissabon und in bedrängter Lage.
Er wußte keine Ladung für sein Schiff
Und sah bekümmert in die Zukunft wohl
Und dachte trauernd an die lieben Seinen
Im fernen Preußenland. Geladen nun
Zu einem Schmaus bei einem Portugiesen,
Den kaum er kannt' dem Namen nach, geht still
Und düstren Sinns er seinen Weg. Am Markt
Erblickt er plötzlich, und er glaubt zu träumen,
Traut seinen Augen nicht, den perlenden,
Und faßt sich bebend vor Erstaunen an, —
Erblickt er plötzlich groß vor einem Zelt
In voller Pracht zwei preußische Soldaten.
Zwei Grenadiere waren's, wie sie damals
Gekleidet gingen, majestätisch, steif;
Der Zopf nicht fehlte; wie in Erz gegossen,
So standen sie vor jenem Zelte da,
Und auf dem Zelte weht die preuß'sche Flagge.
Er denkt bei sich: die mußt du rasch begrüßen,
Tritt auf sie zu, reicht ihnen froh die Hand
Und sieht, — daß es Wachspuppen sind, doch schön gebildet.
„Ha!“ ruft er aus, „wo solch ein Wappenschild
Gewählt ist worden, muß auch mehr noch stecken,
Was eines Preußen Herz erlaben kann!“
Und zahlt sein Eintrittsgeld und tritt hinein.
Und tritt hinein und sieht, o welch Entzücken!
Sieht hoch auf einem Thron den alten Fritz,
Zum Sprechen ähnlich. Und die Siegesgöttin

Und die Gerechtigkeit umschwebten ihn.
Ringsum geschart stehn viele Portugiesen
Und horchen staunend mit bewegtem Antlitz
Den Thaten jenes göttlichen Monarchen,
Die ein begeisterter Rhapsode singt.
Gar tief ergriffen scheint der ganze Kreis.
Da fasset unsern Nettelbeck der Sturm;
Ihm pocht das Herz, so drückt er selbst sich aus,
Und hämmert ihm gewaltig in der Brust.
Da stürzt er vor und sinkt dem Bild zu Füßen;
Gebrochne Stimme, Auge voll von Thränen,
Gefaltne Hände, liegt er auf dem Boden
Und jauchzet auf: „Ja, preiset ihn!
Er ist mein König, ich bin auch ein Preuße!“
Und Jubel tönt durchs Zelt, und jeder drängt
Sich näher hin, den Preußen anzuschaun,
Drückt ihm die Hand, beneidet ihm den König.
Doch Nettelbeck geht stolz zum Zelt hinaus,
Umdrängt vom Volk, läßt seine Augen leuchten,
Arm, wie er ist, im tiefsten Herzen reich,
Und murmelt nur: „Ja, ich bin auch ein Preuße!“

So bewegt in tiefster Seele
Kommt er zu dem großen Schmause.
Kapitäne vieler Schiffe
Trifft er in dem reichen Hause.
Alle sind sie eingeladen
Zu dem wunderlichen Feste,
Und der Wirt bewirtet köstlich
Alle seine fremden Gäste.
Starke Weine fließen strömend;
Heiß wird allen zugetrunken.
So ist einer nach dem andern
Endlich untern Tisch gesunken.
Nur der Nettelbeck steht sicher,
Hat sich's heilig vorgenommen,
Seine Sinne zu erhalten,
Und kein Glas mehr angenommen.
Sagt nur, ob man ihn bestürme,
Ihn ein schwächlich Männlein heiße:
„Nein ich habe zur Genüge,
Und ich gab mein Wort als Preuße.
Keinen Tropfen trink' ich drüber.“
Als nun all' die durst'gen Seelen
Schnarchend unterm Tische liegen,
Will sich Nettelbeck empfehlen.
Und es spricht der Wirt: „Du, bleibe!
Prüfen wollt' ich meine Leute;
Du nur, Preuße, hast bestanden,
Rüste du dein Schiff noch heute!
Solche Männer, fest und tüchtig,
Können mir Vertraun erwecken.
Du bekommst die reichste Ladung.“
Und so wurde Nettelbecken
Mitten in der Armut Weh
Eine volle Ladung Thee
Und ein Frachtgebot von dreißig,
Sage dreißigtausend Thaler.
Jener war ein prompter Zahler;
Und der Kapitän lud fleißig,
Stach bei hellem Sonnenschein
In die blaue See hinein.
Aber eh' er fortgezogen,
Hat er, wer verdenkt ihm das?
Noch einmal das Zelt besucht,
Wo der alte Fritze saß.

Holtei.

65. Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.
Derselbe ein Doktor Theologiä war,
In schwarzer Kutte mit langem Bart und Haar;
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in den Schrein, bestellt sein Haus,
Den Säckel nahm er und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht;
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
Ins Herz schoß Stralen ihm das göttliche Wort
Voll innern Sonnenlichts. So ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finsterer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heil'gen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht; er steigt vom Roß,
Und eh' sie fordern, theilt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Thaler war.
Vom Halse löst er ab die güldene Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschlag und Niet;
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm erschrockene Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes bar,
Da fleht er um sein Leben zu der Schar.

Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch alles?" brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!"
Und aber: „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß, noch ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm, wie im Traum,
Hinab an der langen Kutte vordern Saum.
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, verborgen und unentdeckt
Der güld'ne Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all' dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und mit Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still; denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heil'ge Imperativ:
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt'.
Vergessen war der Heimat fröhliche Lust;
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglückselige Platz;
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei:
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt;
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er spricht: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir; darum verzeiht!"
Mit diesem Worte riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz verschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet. Nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf;
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf,
Und ihre Lippe findet keinen Laut,
Und ihr vertrocknet, starres Auge thaut.

Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich ihnen plötzlich der Imperativ,
Der wunderbare, das heilige Gebot: Du sollt —
Du sollt nicht stehlen! und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sie sich all aufs Knie,
Doch tiefes Schweigen waltet — denn Gott ist hie!
Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd, gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt!
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinst;
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht er traurig, als er um die Ecke bog:
Ihr armen Schelme, ihr stehlet — und ich log!
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus.
Da stand der Morgenhimmel in rother Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Will' gescheh im Himmel und auf Erd!"
So betet der Kant und gibt die Sporen dem Pferd. Schwab.

66. Psaumis und Puras.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund geschmettert?
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nur, Psaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All die Waffen Mehons! Nimm den Säbel,
Gürt' ihn um dir! Nimm die bunte Flinte,
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's und trag es deinem Weib ins Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schoß ihr!
Ruhig werd' ich zuschaun, ungereget,
Ungeregt wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein, wie Puras!"
Puras spricht's und wirft die Heldenwaffen,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmern,
Zu den Füßen Psaumis, der entgegnet:

„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften?
Die getheilt ich wollte? — Wisse, Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Psaumis!
Liegen mögen sie am Strand und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet!
Geh und droh' mir! All dein Drohen ist mir
Wie die Welle, die vom Stein herabtrieft!
Aber wahr' vor mir dich! Psaumis' Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!"

Psaumis spricht es. Trauernd rings umdrängt ihn
Mainas Volk; die Krieger und die Greise
Müh'n umsonst sich ab, den Haß zu sühnen.
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
Und die Beute dort am Ufer lassend,
Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie,
Der am Strand hin, der im Myrtenwalde.
Keiner denkt der Seinen, jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am höchsten thürme,
Wie den andern er am schwersten kränke.

Nur gefolgt von zween seiner Krieger,
Um den Klippenrand hin wandelt Puras:
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo aus uneinnehmbar hoher Grotte
Psaumis' junge Gattin niedersteiget;
Nieder steigt sie, allen Streit zu sühnen.
Aber Puras rufet die Gefährten,
Läßt sie rauben, und, hinabgetragen,
In ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber!" ruft er; „schnell hinüber!
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Psaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet."
Schreien vor Entsetzen will die Arme;
Doch man hält den Dolch ihr dicht ans Auge,
Bis sie stumm wird gleich dem Bild von Marmor.
Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen
Theilt der Kiel die purpurblaue Flut.

Als zum Sklavenkäufer sie gelanget,
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zu Kauf für neunzig Goldstück'.

„Nicht zu tadeln ist sie," spricht der Fremde,
„Nicht zu tadeln; doch — von Psaumis kauft' ich
Eine andre eben um die Hälfte."
Da erzitterten die Kniee Puras'.
„Laß sie schaun, die du erkauft von Psaumis!"
Schau, sie liegt am Boden dort in Ohnmacht,
Bleich vor Schrecken; doch sie röthet bald sich
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!"
Als nun Puras hinschaut, fühlt sein Auge
Schwarzes Dunkel, und sein Herz erstarret,
Wie er seine Gattin sieht als Sklavin.
Wo die Seele war, wer sagt es? Aber
Zu sich selber sprach die Seele Puras':
„Wahrlich, Psaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!"

Als die Seele Puras' nun zurückkam,
Blickt' er auf, als sänn' er einen Anschlag,
Spricht zum Fremden: „Nimm auch diese!
Nimm sie für den Preis, den du geboten."
„Mir nicht, gib das Geld dort meinen Leuten!"
Als nun Psaumis' Gattin so verkauft war,
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Rufet Puras: „Nun, du Sklavenkäufer,
Auf die Segel! Flieg' in alle Winde.
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!"
Nicht versteht der Fremde diese Drohung;
Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Psaumis That und von des Puras.
Als er nun ans Land springt jähen Sprunges,
Schnell entgegen kommt ihm, tritt ihm Psaumis.
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug' in Aug' sich an. Gedenkend beide,
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
Starren lange sie — bis beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz! Da drängt sich
Freudig rings herzu das Volk von Maina.
Aber Puras hebt das Aug' und rufet:
„Auf nun, Psaumis! auf ihr, meine Freunde!
Auf! Zu Schiff! der Fremde spannt die Segel.
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!"

Ha! wie rührt sich alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Tauwerk, auf den Masten,
Auf den Raen! Alle Segel fliegen,
Und im Winde schwebt das Schiff, wie Schwalben
Nur der Wogen weiße Spieße rührt es,
Tragend Psaumis und den kühnen Puras.
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Geld zurück, das du gezahlet,
Gib heraus die Frauen, gib heraus sie!"
Doch der Ueberkühne, nicht mit Worten,
Mit Kanonen donnert er die Antwort!
Ha! wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht heran, mit gleichem, wildem Donnern!
Es verwickelt sich mit jenes Schnabel!
Muthig wehrt der Feind sich, doch sein Schiff ist
Bald erklettert und zu Grund geschmettert!
Ueberall hin treiben seine Planken!
Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger,
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie.
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig!
Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehons Waffen, die den Streit erreget.

Kopisch.

67. Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk;
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehen;
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken maß.
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehen,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Marktgeding,

Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschart,
Ins Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slavschen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt.
Und mitten in dem Lager jedes Volkes
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint.
Was jeder im besondern erst berieth
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
Und aus den wenigen erkor man zween,
All' beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Konrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.

Da standen nun auf eines Hügels Saum
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Vor allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,

Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältigt.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manches Mannes Bart.
Und wie nun um sie harrend all die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm —
Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl
Um nicht am andern Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist —,
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da war es klar: sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt.
„Weil doch," so rief er, „einer muß es sein,
So sei's der ältere!" Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüngre Konrad. Donnergleich erscholl
Oft wiederholt des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Kreis der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwitwe Kunigund.
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihen,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien. So viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom hinab nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehlet nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Uhland.

68. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach, laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in Euerm Hause finden!"
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,

Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.

„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.“
„Kommt herein!“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch! Noch ist Feuer in der Hütte.“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste
Festlich wie bei einem Tafelschmause
Neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte

Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis an die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal' und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!" —
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

69. Salas y Gomez.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.

So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem „Rurik“: „Land im Westen! Land!“
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

Es ward dabei zu sein mir angetragen. —
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stiegen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

Und eine rechts, und links die andre Gruppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen.

Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh'. — Schriftzeichen sind's, Buchstaben!

Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein — dort Eierschalen! —
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?

Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstralen.

Und wie ich, der ich mich ganz einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:

Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.

Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Hauptthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,

Das Haupt getragen von des Felses Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.

Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten bald verstummend sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

Und seht, noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch, zu sprechen mit erstorbnem Munde —
Umsonst! Er sinkt zurück; er hat gelebt!

Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei!"
Wir aber standen betend in der Runde.

Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.

Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.

Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten:
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

Es dient der Stein, worauf er liegt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!

Die Hülle gibst du hin dem Elemente;
Allnächtlich stralend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,

Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

Die erste Schiefertafel.

Mir ward von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.

Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.

Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.

Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Glut,
Und war geduldig worden und besonnen.

Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

Ein zweiter Stoß, ein dritter! Krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.

Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.

Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.

Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.

Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Fels umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.

Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.

Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.

Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:

„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben!"

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang auf dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde!
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde!
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

Und oben von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos:
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

Nicht Rauch! Nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

Und jetzt! — Es hat mein Ohr mich nicht betrogen —
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!

Sie haben mich, die Klippe doch erschaut —
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern — Gott, dem ich vertraut!

Nach Süden? — Wohl, sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O, gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!

Jetzt wär' es an der Zeit! O meine Ahndung!
Blickt her! blickt er! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!

Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.

Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen mir und ihm die Weiten.

Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Raum vergebens sucht',
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:

Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.

Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimm'gen Zorn am eignen Herzen nagend.

Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten —
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten —
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.

Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde, blaue Ferne,
Und lausch'st dem Wellenschlag am Felsenstrand.

Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir. Geduld erlerne!

Ein leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.

Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen,

Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken —
Hinweg! hinweg! Wer gab euch solche Macht?

Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst! Du Thor,
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.

Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!

Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.

Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt,
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück — es tagt!

Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.

Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen.
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.

O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich — lege bald zur letzten Rast mich nieder.

Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen!

Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen.
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt —
Doch fremd zu wallen in die Heimat? — Nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade mich vertrauen.
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen!

Chamisso.

C. Balladen, Romanzen, Rhapsodien.

I.

70. Die spartanische Mutter.

Der Fremde.
Wer ist das Weib am Grabmal dort?
Sie sitzet ohne Regung da
Und blickt auf einen Schild.

Der Spartaner.
Das ist des Lykomedes Weib.
Sie sitzt am Grabmal ihres Sohns
Wie ein gehau'nes Marmorbild
Und schaut auf seinen Schild.

Der Fremde.
Warum starrt sie so leblos hin
Auf ihres Sohnes Schild?

Der Spartaner.
Man trug den Sohn auf diesem Schild
Der Mutter in das Haus.

Der Fremde.
Wohl ihm, daß er so rühmlich fiel!
Schön ist der Tod fürs Vaterland!
Das tröstet Spartas Frau'n.

Der Spartaner.
Doch diese trauert tiefgebeugt.
Die Morgensonne sieht ihr Leid,
Die Abendsonne auch.

Der Fremde.
Dann ist sie Spartas Tochter nicht,
Ist ein gemeines Weib.

Der Spartaner.
O Fremder, nimm dein Wort zurück!
Sie ist ein großes Weib!

Der Fremde.
Zeig' erst die That! Selbst folgt der
Ruhm!

Der Spartaner.
Ihr Gatte fiel auf diesem Schild;
Auf diesem Schild ward er gebracht
Der Gattin in das Haus —
Sie weinte nicht!
Sie zog den Sohn zum Helden auf;
Und als der Knabe Jüngling ward,
Und als der Feind erschien:
Da gab sie ihm mit trocknem Blick
Des Vaters Schild und sprach:
„Komm nur mit ihm zurück,
Wo nicht, auf ihm!"

Der Fremde.
Tritt näher, Freund, ich will sie sehn,
Die dieses hohe Wort einst sprach.

Der Spartaner.
Sie sprach's zu einem Heldensohn.
Auf ihm! so dacht' er sich,
Flog wüthend in die heiße Schlacht,
Und flehte, fallend auf den Schild:
„Eh' ich noch sterbe, traget mich
In meiner Mutter Haus!"
Und auf dem Schilde trugen sie
Zur Mutter still den Sohn.
Und als der Sohn die Mutter sah:
„Auf ihm!" so rief er, — starb.

Der Fremde.
Ach, armes Weib, dir brach das Herz.

Der Spartaner.
Still sah sie seinen Tod
Und still die Leichenfeier an,
Sie weinte nicht!
Doch täglich, wenn der Morgen graut,
Flieht sie das kinderleere Haus.
Und fragt ein Bürger sie: „Wohin?"
So sagt sie hoch und ernst und kalt:
„Dem Sohne bring' ich seinen Schild;
Er fiel auf ihm fürs Vaterland!"

Collin.

71. Drusus' Tod.

Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Goldne Römeradler horsten,
An den heil'gen Göttereichen
Klang die Axt mit frevlen Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Weser Strande,
Wollt' hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenschlich von Geberde,
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens,
Deine Siege sind vergebens.

Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange;
Schlummernd mag er wohl sich strecken —
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken!"

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutscher Haine
Führt er schnell sein Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht er's flirren;
Deutsche Waffen hört er klirren,
Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse.

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott alle fällen,
Die nach Deutschlands Freiheit stellen.

Simrock.

72. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzu früh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere —
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere.

Platen.

73. Roland Schildträger.

Der Kaiser Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Graf Haimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte?
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euren Speer
Sammt Eurem guten Schilde."

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf aufwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge!

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen,
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken!"

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken.
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen!"

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Pferd noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf dem Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende.
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen.
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter.
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut,
Und ging zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen.
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!“

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde.
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt';
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen;
Nicht mehr des Riesen Schild und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf.
„Was ist das für 'ne Leiche!
Man sieht noch am zerhau'nen Rumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! Frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr'!
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange.
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, — auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere!“

Herr Haimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße.
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brache,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück!
Ich bring' es aus dem Wald zurück;
Fand es schon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland,
Kam mit des Riesen Stange.
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck:
Hei! Bairisch Bier ein guter Schluck
Sollt' mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte.
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann;
Ist mir zu viel gewesen.“

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, das ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen!“

Zuletzt thät man den Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß,
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierat in der Mitten.
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut,
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen!"

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland! sag' an, du junger Fant,
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!"

Uhland.

74. Klein Roland.

Frau Bertha saß in der Fesenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Los.
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Daß ich um Liebe alles ließ!
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir!

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zu Tafel saß
Im goldenen Rittersaal;
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berthas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr als an Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch.
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die andern auch.

Es stund nun an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil',
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! Halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da,
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Aepfel bricht vom Baum.
Du holst, wie aus dem Brunnen frisch,
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemt Wildpret und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

Sag' an, wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an, wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag' an, wer sind die Wächter treu?"
„Meine Augen blau allstund."
„Sag' an, wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein rother Mund!"

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht!
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält?

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nun an eine kleine Weil',
Der König schaut' in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!"

Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein!“

Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir gut's gethan.

Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland!“

Uhland.

75. Rolands Schwanenlied.

König Karl, der hielt ein Mahl mit Schall
Im Schlosse zu Paris,
Als auf der Jagd von Ronceval
Roland sein Leben ließ.

König Karl sprang auf in Angst und Zorn,
Er horchte lang' und rief:
„Mir ist, als hört' ich Rolands Horn,
Das fern um Hülfe rief!

Mir ist, als hört' ich Olifant,
Es hallt aus der span'schen Mark,
Es hallt herüber aus Mohrenland
Gewaltig und zauberstark.

Am Ebro kämpft mein wackrer Pair,
Der Ritter von Anglant,
Und wenn er dort erschlagen wär',
Dann sei mir Gott zur Hand!“

Und tiefe Stille brach herein
Von wetterschwüler Art,
Es biß Herr Karl in banger Pein
Den stolzen Silberbart.

Da klang es herüber zum zweiten Mal,
Es klang nicht leis und lind,
Es schmetterte durch den Königssaal
Wie rasender Wirbelwind.

Und als zum dritten das Horn erscholl,
Da borsten Gewölb' und Wand,
Da sank der Humpen Weines voll
Dem König aus der Hand.

Und wie der Ruf durch Hall' und Thurm
Zum dritten Mal gegellt,
Da hatte des Ritters Athemsturm
Das silberne Horn zerschellt.

Und wie der Klang nun himmelwärts
Als Todesröcheln verbraust,
Da hob Herr Karl in tiefem Schmerz
Die stahlbewehrte Faust.

„Heut' ist gefallen ein theurer Held,
Das sei dem Himmel geklagt!
Ihn haben die Heiden mit List umstellt,
Mit List zu Tode gejagt.“

Das war Graf Rolands letzter Schrei,
Er kam aus fernem Süd,
Wohl singt sich nimmer ein Ritter frei
Solch donnerndes Schwanenlied.

Strachwitz.

76. König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Vom heil'gen Lande steuert' er,
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen;
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre*)."

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen."

Es war Herr Gui ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein!
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß mir's halt gefallen!
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Uhland.

77. Harald.

Aus Norden von dem Meere steigt schwarz herauf die Nacht.
O Dänemark, nie sahst du so wilde, blut'ge Schlacht!
Das Ufer starrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer,
Todt liegt das Heer der Dänen und todt der Schweden Heer.

*) Sein Schwert (Hauteclaire, hohe Klarheit).

Nur einer harrt lebendig noch auf dem blut'gen Feld,
Er steht, aufs Schwert gestützet, ein hoher, greiser Held;
Die edle Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächt'gen Glieder hüllet der Pupurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er suchet seine Todten und holt sie Mann für Mann,
Er trägt sie zu dem Strande, wo er im Schiff sie barg.
Wer hat wohl je gesehen so großen, edlen Sarg?

Drauf löst er selbst die Anker und steigt am Kiel hinauf,
Er stellt sich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf;
Und wie es furcht die Woge, ein stolzer Segelschwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu singen an:

„Fahr wohl, du grüne Insel, des heißen Kampfes Preis!
Es läßt dich nun für immer des Nordlands Kriegergreis;
Er hat dein Volk gebändigt, wie kühn es war und stark,
Und läßt dich wieder fahren, besiegtes Dänemark!

Dank euch, ihr hohen Götter, hoch in Allvaters Saal,
Ihr habt mir beigestanden auch heut', das letzte Mal!
Ich siegt' in hundert Schlachten, auch dieser Sieg ist mein!
Doch weh! ich muß der letzte von allen Helden sein!

Die zwölf Genossen fielen, der Skalde wie der Held,
Zerbrochen Schwert und Harfe; sie decken rings das Feld.
Ihr, meine Söhne, sanket, du edles Zwillingspaar!
Weh! schon im ersten Fluge sinkt so der junge Aar!

Und für zukünft'ges Streben ist nun mein Leben leer;
Der Tod ist meine Losung! Drum nimm mich auf, o Meer!
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff sei meine Bahr',
Es sei mein Grab der Ozean, der meine Heimat war!

Du gabst mir Haß und Liebe und ew'ge Freiheitslust;
Drum stürz' ich mich in Wonne, o Meer, an deine Brust!
Dort ruh' ich mit den Helden, indes die Geister flieh'n
Und zu den ew'gen Göttern im Asensaale ziehn."

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es schwingt der Held die Fackel, sie brennt im Winde klar;
Dann wirft er schnell sie nieder, hell leuchtet auf die Glut;
Das Schiff zieht mächtig brennend dahin auf klarer Flut.

Und hohe Wellen fassen das Fahrzeug, wie es zieht,
Und singen gar ein schaurig und ernstes Grabeslied;
Sie schaukeln wie die Wiege den Heldensarg daher.
Wie sanft bist du als Mutter, du altes blaues Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blassem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Aetherraume kreist.
Mich will es schier bedünken, es ist des Helden Geist.

Wolfg. Müller.

78. Schwerting der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl.
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand."

„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht!
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

Doch mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz.
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal;
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang', da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor.

Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! Steh und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, stand,
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter ertönt der Balken Fall.
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden; er reißt ihn wüthend auf.

„Schau' hin, du stolzer Sieger! Erzittre feiges Herz!
So löst man Eisenbande! So schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

Ebert.

79. Die sterbenden Helden.

Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer.
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenstral.
Da liegen sterbend auf dem Leichenfeld
Der schöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun schlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier.
Vergeblich spähet meine Sängerin
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns schaun.
Doch sei getrost! Bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.

Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Festgesang
Zum Saitenklang,
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.
Verlassen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenstrahl
Allvaters Saal;
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh';
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild!
Zwölf Richter thronen, hoch und schauerlich,
Die werthen nicht des Himmelsmahles mich.

Ulf.

Wohl wieget eines viele Thaten auf —
Sie achten drauf —
Das ist um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod!
Sieh hin, die Feinde fliehen! Blick hinan!
Der Himmel glänzt; dahin ist unsre Bahn!

Uhland.

80. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bittrem Harme,
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild.
„Du hast so viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm.
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hin die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es schäumt und rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut!"
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher;
Der König steht und lauscht.
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht."
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab;
„Nun wird mein Alter wonnig sein,
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

Uhland.

81. Kaiser Heinrichs Waffen.

Als Heinrich Kaiser ward im Reich,
Schickt er zum Waffenschmied sogleich;
Er soll dem Kaiser schaffen
Die kaiserlichen Waffen.

Zu Goslar war's im hohen Schloß,
Da tummelt sich der Diener Troß,
Da will der Kaiser kühle
Ruh'n in der Mittagsschwüle.

Erst hing er Schwert und Schildesrand
Zu seinen Häupten an die Wand
Und streckt' aufs Lager nieder
Die kaiserlichen Glieder.

Da fuhr ins Schloß ein Donnerschlag
Dicht neben, wo der Kaiser lag;
Er aber schlief in Frieden,
Den Gott gesalbt hienieden.

Die Diener stürzen schnell zu Hauf,
Da wacht der Kaiser ruhig auf,
Sieht staunend seine Waffen
Noch heiß und umgeschaffen.

Er rief mit freudigem Gemüth:
„Man schmiede, wenn das Eisen glüht!"
Und schwang sogleich den Hammer,
Daß dröhnte Haus und Kammer.

Und als darauf der Schmied erschien,
Des Kaisers Willen zu vollziehn,
Ganz seines Winks gewärtig:
War Schild und Schwert schon fertig.

Das Schwert, das er sich selbst gemacht,
Der Kaiser schwang's in mancher Schlacht,
Der Schild, vom Blitz geschmolzen,
Hielt gegen Spieß und Bolzen.

Das Schwert, von Gottes Blitz geweiht,
Schwang zürnend er wie Blitz im Streit
In zweiundsechzig Kämpfen,
Des Reiches Feind zu dämpfen.

Gruppe.

82. Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr;
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Fliegt Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf feindlichen Wegen, durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmten sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen.

Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite,
Die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und keiner will sich ergeben;
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft;
Der Uebermacht muß es erliegen.
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch;
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Da lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zur lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopau-Thals*) schwindelndem Rand,
Und blickt hinunter mit Grausen.
Und drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen;
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als wenn's ihn hinüberrief',
Doch es fehlen ihm schwingende Flügel;

---

*) Die Zschopau ein Nebenfluß der Zwickauer Mulde. Der Harrassprung befindet sich bei Lichtenwalde im Erzgebirge.

Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß, und es schäumt in die Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab.
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle;
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß;
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er sporut's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt;
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer —
Gott verläßt den Muthigen nimmer.

Körner.

83. Die Weiber von Weinsberg.

Der erste Hohenstaufe, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Weinsberg seit manchem langen Tag.
Der Welfe war geschlagen, doch wehrte sich das Nest;
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! Das ist ein scharfer Dorn.
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen werth;
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert.“

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug! Wir sind vom Blute rein.“
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei!

Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort."

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut.
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht.
Sie tragen ihren Ehherrn; das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht;
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht!"

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht.
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht.
Gesprochen ist gesprochen; das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

Chamisso.

84. Hie Welf.

Fürwahr, ihr Longobarden, das war ein schwerer Tritt,
Den Friedrich Barbarossa durch Mailands Bresche ritt!
Licht war das Roß des Kaisers, ein Schimmel von Geburt,
Das war mit welschem Blut gescheckt bis über den Sattelgurt.

Es saß der Hohenstaufe in Stahl von Fuß zu Kopf,
Er stemmte wider die Hüfte den schweren Schwerteskopf,
Das Haupt zurückgeworfen, die Lippe kniff sich schlimm,
Sein Haar stob all zu Berge, und jedes Haar war Grimm.

Wie lagest du, o Mailand, du, sonst so hoch und frei,
Zertreten in blutigen Staube, du Perle der Lombardei!
Der Schutt im Winde wirbelte, wo Säulen geragt unlängst,
Und über den Marmor stampfte der schwerhufige Friesenhengst.

Und Stille über den Trümmern, und Stille in dem Troß,
Da zügelte der Rächer sein kaiserliches Roß.
Und tiefer ward die Stille; denn alles stand zu Stell' —
Quer auf des Siegers Wege lag ein sterbender Rebell.

Der bäumte sich gewaltig mit halbem Leib hochauf,
Und sah mit unauslöschlichem, tödlichem Grimm herauf;
Er wimmerte nicht: Erbarmen! er winselte nicht: Gott helf'!
Er knirschte unter dem Helme vor sein trotziges: „Hie Welf!"

Das packte den Vertilger, wie fest er sich geglaubt,
Ihm schlug ein schwarzer Gedanke die schweren Flügel ums Haupt.
Er sah am südlichen Meere ein dunkelroth Schaffott;
Drauf kniete der letzte Staufe das letzte Mal vor Gott.

Strachwitz.

85. Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Feste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder,
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder;
Das steht den Jägern gut.
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
Da rauscht es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn sehen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still."

Als drauf ohn' alle Fährde,
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß:
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft.
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Den ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand;
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

Uhland.

86. Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachsen,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

Rückert.

87. Barbarossas erstes Erwachen.

Es lag die goldne Aue
Im blut'gen Frührothschein,
Als wär' mit blut'gem Thaue
Besprengt der gelbe Rain.

Ernst blickte der Kyffhäuser
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gebannte Kaiser
Auf aus dem Schlafe fuhr.

Er schaute zornesmuthig
Die Schar der Diener an:
„In tiefem Schlummer ruht' ich:
Wer hat mir das gethan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh, Hohenstaufe, weh!

Wer hat mit Schwertgeklimper
Gerasselt hier zur Stund'?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand farbenbunt?
Wer hat mir Truggestalten
Gezeigt im wirren Traum?
Blutrothe Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

Hoch saß ein Mann zu Throne,
Des Auge blickte List
Und sah mit finsterm Hohne
Herab auf ein Gerüst;
Das ragte, schwarzbehangen,
Aus Lanzen und Volkeshauf';
Zwei Knaben bleich von Wangen,
Die standen obenauf.

Und zu der Knaben Seite,
Auf des Gerüstes Höh'n,
Sah ich, ein graus Geleite,
Den Henker wartend stehn.
Er stand in rother Mütze,
In scharlachrothem Rock;
Sein Schwert war seine Stütze,
Vor ihm der Todesblock.

Da schmetterten die Zinken
Mit grellen Tönen: Mord!
Seht ihr des Königs Winken,
Hört ihr sein herrschend Wort?
Schnell wirft der eine Ritter
Den Handschuh unters Volk;
Das murrt wie vom Gewitter
Erregt ein Meereskolk.

Er legt das Haupt, das bleiche,
Fest auf den Eichenstumpf:
Das Schwert mit einem Streiche
Trennt es vom schlanken Rumpf.
Weit spritzt des Blutes Quelle;
Der König sieht's und winkt
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des zweiten sinkt.

Auf meine Wappenschilder,
Die geborst'nen, rollt ihr Haupt. —
Wer wies mir solche Bilder?
Wem hab' ich das erlaubt?
Wer, trotzend meinem Grimme
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh, Hohenstaufe, weh!"

Die Zwerge stehn und zagen
Und neigen das Gesicht:
„Wer wollte solches wagen?
Wir, Herre, selber nicht!" —
Zur selben Zeit sah Napel
Den jungen Konradin
Auf blutbespritztem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knie'n.

Da fuhr der bärt'ge Kaiser
Zuerst empor vom Pfühl,
Sah träumend im Kyffhäuser
Des eignen Stammes Ziel.
Er schielt und starrt verwundert
Und blinzt dann wieder stumm —
Beinah war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

Freiligrath.

88. Vom Kyffhäuser.

Ich steh' auf dem Kyffhäuser
Und schaue den alten Bau,
Darunter wohnt der Kaiser,
Der Barbarossa grau.

Kommt, wie zu jenem Knaben,
Nicht ein verschrumpfter Zwerg,
Mich köstlich zu begaben
Und öffnet mir den Berg?

Und führt mich in die Hallen
Voll wunderbarer Pracht,
Wo aus den Truhen allen
Mir Gold entgegen lacht?

Und heißt mit beiden Händen
Mich fassen, soviel ich kann?
Ein Zwerg mit solchen Spenden
Wär' mir ein lieber Mann. —

Es klingen nicht Metalle,
Nicht Silber, Gold und Erz,
Doch wird es in der Halle
Mir wunderbar ums Herz.

Es klingen alte Sagen
Im Innern mir empor,
Die schon in Kindertagen
Vernahm mein lauschend Ohr.

Ich konnte sie nicht fassen,
Doch rührte es mich tief,
Daß unterm Berg verlassen
Der alte Kaiser schlief.

Daß seines Bartes Haare
Geworden zu Silber fein,
Gewachsen im Lauf der Jahre
Durch seinen Tisch von Stein.

Und daß er sich ermuntre
All' hundert Jahr', der Mann,
Kopfschüttelnd sich verwundre
Und wieder schlafe dann.

Tief unten die grünen Räume,
Hoch oben Sturmeswehn!
Ich stehe, sinne, säume,
Und möchte nicht wieder gehn.

Hinunter möcht' ich steigen
Und knie'n am Steinaltar,
Mich tief vor dem Greise neigen
Und küssen sein Silberhaar.

Mußt bleiben noch begraben
Tief unter dem alten Thurm,
Es fliegen noch die Raben.
Hoch um die Burg im Sturm.

Bechstein.

89. Die Vätergruft.

Es ging wohl über die Heide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeschmeide,
Und trat in den dunklen Chor.

Die Särge seiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Gesang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeister, gehört.
Eure Reihe soll ich schließen —
Heil mir, ich bin es werth!"

Es stand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt,
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Aufs Schwert und schlummert ein.
Die Geisterlaute verhallten —
Da mocht' es gar stille sein.

Uhland.

90. Der König von Thule.

Es war ein König von Thule,
Gar treu bis an sein Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldenen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer;
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Goethe.

91. Das Schloß am Meer.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh';
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Stral?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Uhland.

92. Der Königssohn.

1.

Der alte graue König sitzt
Auf seiner Väter Throne;
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie sinkende Sonn' die Krone.

„Mein erster und mein zweiter Sohn,
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebstes Kind,
Was lass' ich dir zum Pfande?"

„Gib mir von allen Schätzen nur
Die alte, rostige Krone!
Gib mir drei Schiffe! So fahr' ich hin
Und suche nach einem Throne."

2.

Der Jüngling steht auf dem Verdeck,
Sieht seine Schiffe fahren;
Die Sonne stralt, es spielt die Luft
Mit seinen goldnen Haaren.

Er spricht: „Das ist mein Königreich,
Das frei und lustig streifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluten schweifet."

Das Ruder schallt, das Segel schwillt,
Die bunten Wimpel fliegen,
Meerfrauen mit Gesang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Da ziehen finstre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter.
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maste springen in Splitter.

Und Wogen stürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verschlungen ist der Königssohn
Sammt seinem lust'gen Reiche.

3.

Fischer.

Versunken, wehe, Mast und Kiel!
Der Schiffer Ruf verschollen! —
Doch sieh! wer schwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er schlägt mit starkem Arm die Flut
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron',
Er dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königssohn! Mir aber ist
Die Heimat längst verloren.
Erst hat die schwache Mutter mich,
Die irdische, geboren:

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das starke Meer, mich wieder.
In Riesenarmen wiegte sie
Mich selbst und meine Brüder.

Die andern all ertrugen's nicht,
Mich brachte sie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor sie mir
All diese weiten Lande.

4.

Fischer.

Was spähest du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht?
Und hast mit aller Mühe doch
Kein Fischlein aufgebracht.

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fischen,
Ich sah in Meeresschacht,
Wohl jeder Angel allzutief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie schreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte!
Er ruft sein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.

Doch werd' ich ihn stürzen
Mit dem Speer in starker Hand,
Um die Schultern mir schürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, schwebet auf,
Er rauschet in Wonne,
Will langen sich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und spießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir sinkt zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfarb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königssohn, er fängt es ein,
Hat sich darauf geschwungen,
Es bläht die Brust und schwingt den
Schweif,
Kommt wiehernd hergesprungen.

Und alle horchen staunend auf,
Die in den Thälern hausen.
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brausen.

Da sprengt herab der Königssohn,
Umwallt vom Fell des Leuen;
Des wilden Rosses Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer streuen.

Da drängt sich alles Volk herzu
Mit Jubel und Gesange:
„Heil uns! er ist's, der König ist's,
Den wir erharrt so lange!"

7.

Es steht ein hoher, schroffer Fels,
Darum die Adler fliegen,

Doch wagt sich keiner drauf herab,
Den Drachen sehen sie liegen.

In alten Mauern liegt er dort,
Mit seinem goldnen Kamme,
Er rasselt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.

Der Jüngling, ohne Schwert und Schild,
Ist keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält sie fest umrungen.

Er küßt sie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen,
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das schönst' in allen Reichen.

Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern ist
Ein Königsschloß gestiegen.

8.

Der König und die Königin,
Sie stehen auf dem Throne,
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie steigende Sonn' die Krone.

Viel stolze Ritter stehn umher,
Die Schwerter in den Händen,
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter, blinder Sänger steht
An seine Harf' gelehnet,
Er fühlet, daß die Zeit erschien,
Die er so lang ersehnet.

Und plötzlich springt vom hohen Glanz
Der Augen finstre Hülle.
Er schaut hinauf und wird nicht satt
Der Herrlichkeit und Fülle.

Er greifet in sein Saitenspiel,
Das ist gar hell erklungen,
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied gesungen.

Uhland.

93. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! Sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde! —"

„Auf nach Speier! auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner! Bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpfe Glocken schallen,
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch dort eingetreten,
Sitzend dort auf goldnem Stuhl
Hört man für sein Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er nun mit bleichem Munde.
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Kerner.

94. Johann von Schwaben.

Des Mondes helle Fackel brennt,
Vom Berge ragt die Habsburg kühn,
Der Priester mit dem Sakrament
Zieht in die Büsche, dicht und grün.
Die Kerze stralt, das Glöcklein schallt
In dieser Nacht — dann thut es noth.
Es gilt dem Klausner dort im Wald!
Der Greis will beichten vor dem Tod.

Er spricht: „So lang' ich hier gelebt,
Blieb fest verschlossen stets mein Mund,
Doch eh' der Geist dem Leib entschwebt;
Sei dir mein tief Geheimniß kund:
Ich that die grausig schlimmste That,
Die je auf Erd' geschehen kann,
Drum ist ein Fluch mein Lebenspfad,
Mein ganzes Dasein ist ein Bann!

Vom Kaiser Albrecht hörtest du,
Rudolfs von Habsburg erstem Sproß;
Du hörtest, wüst ging er zur Ruh',
Weil Mörderhand sein Blut vergoß!
Sein Neffe schliff für ihn den Stahl,
Weil er ihm vorenthielt das Gut;
Er stellte nach ihm hier im Thal,
Genossen schürten seine Wuth.

Zu Baden ritten sie vom Stein
Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war;
Die Fähre zog den Fluß hinein —
Sie trug zugleich der Mörder Schar.
Dann ging es durch geackert Feld,
Wo einst die alte Stadt versank;
Dort hat ihn Herzog Hans gefällt,
Im Hirn von Habsucht wirr und krank.

Er stieß den Dolch ihm ins Genick,
Und Palm durchrann ihn mit dem Speer;
Um zu vollenden das Geschick,
Schlug Eschenbach aufs Haupt ihn schwer;
Doch Wart und Tegerfelden flohn,
Die Mörder stoben hin und her,
Trostlos Verderben war ihr Lohn,
Sie sahn sich alle nimmermehr!

Johann von Schwaben, ach, bin ich!
Den Mord that diese frevle Hand;
Die Buße trieb mich fürchterlich
Von Ort zu Ort, von Land zu Land.
Zu Pisa war ich fünfzig Jahr
Ein Mönch in strenger Klosterpflicht;
Doch in der Zell' und am Altar,
Da fand ich meine Ruhe nicht.

Den Fluchbeladnen trieb es fort
Trotz seines Alters hoher Last;
Dämonisch trieb's ihn zu dem Ort,
Wo einst die Hölle ihn erfaßt.
Ich kam und wohnte hier im Forst,
Der rings um Habsburgs Hügel grünt,
Und hab', ob auch mein Herz schier borst,
Still das vergoßne Blut gesühnt.

Gewallfahrt bin ich immerzu,
Wo ich das Schwert als Meuchler trug;
Gebetet hab' ich ohne Ruh',
Mir war nicht Tag und Nacht genug.
Ich weiß, daß wie ein Geist ich war;
Der fromme Landmann wich mir aus:
Mein brennend Aug', mein flatternd Haar,
Mein scheuer Gang war allen Graus.

O doppelt furchtbar schwere That!
Des Kaisers und des Oheims Mord!
Kannst du, o Mann aus Gottes Rath,
So nimm vom Geist die Sünde fort!"
Sein Wort verklingt, sein Auge bricht —
Der Priester betet: „Sieh die Noth,
O Herr! Gib ihm ein mild Gericht!"
Der Klausner lächelt in dem Tod.

Und als im Ost erschien der Tag,
Da kamen sie aus Berg und Thal:
Sie staunten, daß voll Frieden lag,
Den sie geflohn so manches Mal;
Und es begrub ihn fromme Hand,
Grablieder tönten hell und klar.
Doch später ging die Mär durchs Land,
Daß es Johann von Schwaben war.

Wolfg. Müller.

95. Graf Eberhard der Rauschebart.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leise Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne du, Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerterklang!

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Reiter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht,
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das obere Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

„Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein —
Gib mir den Leibrock, Junge! — Das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt! —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt;
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind' mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie besteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmeckte, noch hat er's nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten; das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn;
Er nimmt ihn auf den Rücken. „Ich thu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es ist doch wahrlich gut,
So sänftlich fein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt;
Drum soll man nie zertreten sein gutes, altes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal;
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn von Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Männer ins Wildbad allsofort;
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt,
Und besser als im Bade ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edlen ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu:
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm.
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzes Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler mögen schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!“ ruft der Greiner; „euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt.“

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer geträuft;
Drein schießt man glüh'nde Pfeile, wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all' den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor ist losgelassen, so hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's vorüber, als wie ins Gotteshaus.

Voran die Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich,
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm!" so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein! 's ist Schad!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht.
„Drei Könige zu Heimsen!" so schmollt es, „das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar.
Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen, die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städte sich zur Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutigroth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal.

Ein Kirchlein stehet drunten, St. Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Horden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor;
Man hatt' es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umthürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm“ — stöhnt einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach den Thoren, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! Deine Leich' umschwebt ein lichter Kranz!
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und im Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß im Scherz;
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern in Farben bunt und klar
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein:
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth;
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot;
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Knaben und die Herrn.

Da kommt ein reis'ger Bote, vom Wolf von Wunnenstein.
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein.“
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt.
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt.“

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Scharen stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn.
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll.“

Er sprengt zu seinem Vater. „Heut zahl' ich alte Schuld!
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, o Held:
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld.“

Sie steigen von den Gäulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen; er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! Der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! Die Feinde fliehen!“ — er ruft's mit Donnerlaut.
Wie rauscht sein Bart im Winde! Hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?“ so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen, gleich einem Zauberlied;
Der Graf und seine Ritter zerbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht;
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar.
„Hab' Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

„Hei!" spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte, und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen, im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht;
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem frühsten steigt Eberhart zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt.
„Dem Mann ist's trüb zu Muthe! Was der uns bringen wird!?"

„Ich bring' Euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen; er nahm, soviel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart.
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch; das ist des Wölfleins Art."

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstral;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht.
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er gutes brächt'."

„Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen! Dem Herrn sei Dank und Preis!"

Uhland.

96. Des Kaisers Herz.

Der Kaiser lag bereit zum Tod;
Da sprach er flüsternd dies Gebot:
„Holt mir das Goldgefäß herbei,
Darin mein Herz verschlossen sei!"

Die goldne Kapsel wird gebracht,
Der Kaiser prüft sie mit Bedacht,
Befühlt sie außen und am Rand
Und innen mit der kühlen Hand.

Dann schüttelt er das Haupt und spricht:
„Mein Herz begriff der Künstler nicht;
Ein Kaiserherz hat hier nicht Raum!
Für das des Bürgers reicht es kaum.

Ich aber trug in meiner Brust
Ein Herz, das schlug für aller Lust;
Für alle hat's gesorgt, geschafft,
Für alle hegt' es Liebeskraft.

Für Millionen hat es oft
Gezagt, gezittert und gehofft,
Für Völker litt es Schmerz und Pein —
Kann solch ein Herz ein kleines sein?"

Er sprach's. Sein Herz brach bald darauf,
Und sieh, die Kapsel nahm es auf.
Da lag es ohne Lust und Schmerz,
Das kleine todte Menschenherz.

Doch durch die Erde ging der Ruf,
Was großes dieses Herz erschuf,
Und später Zukunft wurd' es Saat,
Was es gewirkt in edler That.

Ebert.

97. Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für.
„Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt mich hier ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich."

Platen.

98. Die Leiche zu St. Just.

Aus St. Justi Klosterhallen
Tönt ein träges Todtenlied,
Glocken summen von den Thürmen
Für den Mönch, der heut verschied.

Seht den Todten! Wie von welkem Blute
Schlingt ein rother Reif sich um sein Haupt.
Ob einst d'rauf zur Buß' ein Dornkranz ruhte?
Nein, die Krone lag auf diesem Haupt.

Die Kapuze zieht ein Mönch ihm
Tief jetzt übers Auge zu,
Daß die böse Spur der Krone,
Drin verhüllt, verborgen ruh'.

Einst das Szepter hielt sein Arm erhoben;
Rüttelte gleich dran die halbe Welt,
Er hielt fest und höher es nach oben,
Wie ein Fels, der eine Tanne hält.

Diese Arme beugt dem Todten
Jetzt ein Frater zu St. Just,
Drückt ein Kreuz darin und beugt sie,
Ach, so leicht! verschränkt zur Brust.

Wie des Regenbogens Himmelsstiege
Glomm der Tag, der ihm das Licht beschied,
Kön'ge schaukelten da seine Wiege,
Königinnen sangen ihm das Lied.

Doch ein Mönchchor singt das Grablied
Jetzt in alter Melodei,
Wie er singt, ob Grabeslegung
Oder Auferstehung sei.

Seht, die Sonne sinkt, die aus den Reichen
Dieses Todten nie den Ausgang fand.
Dieses Abendroth im Gau der Eichen
Ist ein Morgenroth dem Palmenland.

Und die Glocken leiser klingen:
Schöne Thäler, lebet wohl!
Und die Mönche heiser singen:
„Schnöde Welt, o fahre wohl!"

Einmal noch durchs Kirchenfenster
Blickt zum Sarg der Sonne mildes Roth,
Was sie hier sieht, dort zu künden wieder:
Wie der Herrscher beider Welten todt.

Hirt und Hirtin dort im Thale,
Wie da Glocke klingt und Lied,
Beten still entblößten Hauptes
Für den frommen Mönch, der schied.

Grün.

99. Der große Kurfürst zur See.

Das stolze Spanien schuldet dem Fürsten Kriegessold;
Doch warum denn ihm zahlen so viel, so gutes Gold?
Weit ist der Weg nach Spanien vom fernen Brandenburg,
Mit Reiterstiefeln schreitet er nicht das Meer hindurch.

Der aber lässet fällen die Tann' am Pregelfluß,
Und Erze läßt er schmelzen im feuerglühndem Guß.
Und eh' das Jahr vollendet, in langen Wimpeln wehn
Die Hohenzollerfarben, und Segel hoch sich blähn.

Und wandeln donnertragend das blaue Meer entlang
Die mächtigen Fregatten in majestät'schem Gang,
Den Sund durch ohne Fragen hinaus ins Nordermeer
Zum Ozean; sie wandeln gebieterisch daher.

Sie waren erst gekommen bis an das Niederland,
Da haben sie von Spanien ein Orlogschiff*) erkannt,
Ein riesighoch gethürmtes; sie gingen's kühnlich an,
Bis daß auf schwanken Wogen der Preußenmuth gewann.

*) Kriegsschiff. Mhd. urlouc Geschick, Krieg.

Sie haben es genommen, Hispaniens Flagge fällt,
Und Preußens Aar erhoben weht stolzer in die Welt.
Heil, Preußen, deinem Siege, dem ersten auf der Flut!
Ein guter Anfang! Mache nun auch das Ende gut!

Das senden sie zum Pregel; sie aber steuern fort
Den Ozean hinüber zum übersee'schen Port,
Und haben sich geschlagen im Mexikaner Meer
Mit Spaniens Gallonen — und gingen stolz daher.

Mit Schrecken drang die Kunde der unerhörten That
Nach Spaniens stolzer Hauptstadt, und hielt man langen Rath;
Nicht minder der Franzose, der Engeländer auch,
Mit Staunen wohl vernahm er des Brandenburgers Brauch.

O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
Die Berge haben Tannen; wir haben hohen Muth!
Auch uns gehört die große wogende Meeresflut! Gruppe.

100. Hofers Tod.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm sein Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergitter
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambur will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort sollt' er niederknieen;
Er sprach: „Das thu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt!
So wie ich steh' auf dieser Schanz!
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!" Mosen.

101. Schill.

O, eine Eiche pflanzt auf diesen Hügel!
Die grünste sucht, soweit die Amsel ruft!
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und Lieder rausch' in ihr des Windes Flügel!

Denn gleich dem Roß, das knirschet in die Zügel
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgenluft:
So wittert' er zuerst der Freiheit Duft,
Da alles schlief, und schwang sich in den Bügel.

Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten rittst du gern,
Mit dir wie Blitze deine blanken Streiter.

Dein Jagdhorn klang: Der Tag ist nicht mehr fern!
Da ging der Morgen auf so roth und heiter;
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern. Geibel.

102. Die Trommel.

Rings wirbelt die Trommel im Preußenland,
Still liegt nur ein Hüttchen am baltischen Strand.

Was jammert das Weib drin bei Tag und bei Nacht?
Ihr Mann ist gefallen in heißer Schlacht.

Auch traf ihr die Kugel der Söhne zwei,
Der jüngste nur lebt und ihr Kummer dabei.

Und lebt dir ein Knabe, was härmst du dich bleich?
O, preise den Himmel! Noch bist du ja reich!

Doch horch, welche Töne das Ufer entlang?
Das Weib schrickt zusammen, ihr wird so bang!

„Horch, Mutter! Wie schallt es so mächtig und laut!"
„Mein Sohn, zur Kirche wohl führt man die Braut."

„Nein, Mutter, das klingt nicht wie Hochzeitston."
„Man trägt wohl den Nachbar zu Grabe, mein Sohn."

„Nein, nein! So klingt auch nicht Sterbegesang.
Schon kenne den Ton ich, schon hört' ich den Klang!

Als einst ich ihn hörte zum ersten Mal,
Da war's für den Vater das Abschiedssignal.

Und als er zum andern getroffen mein Ohr,
Da folgten die Brüder dem werbenden Chor.

Nun ruft er zum dritten, nun rufet er mir:
Die andern sind todt, und die Reih' ist an mir!

Die Reih' ist an mir, das Gewehr in der Hand
Zu fechten für Freiheit und Vaterland.

Hinaus denn, hinaus in des Kampfes Glut!
Leb' wohl du, o Mutter, in Gottes Hut!"

Hin ziehet der Knabe, das Schwert er schwingt —
Ein hüllt sich das Weib, und die Trommel verklingt.

Besser.

103. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

„Wach auf!" erklingt's in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter am Strome!"
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und zwölfe schlägt es vom Dome.
Groß vor ihm steht einer im dunklen Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben;
Viel riesige, hohe Gestalten nahn,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben.
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit;
So steigen sie all' in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.

Wir kommen zurück, da findst du den Lohn!"
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh! es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol über!" Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln schweiget.
Und als sie gelandet zu Speier am Strand,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand,
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde.
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit,
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte;
Er hält in den Händen das lohnende Geld.
Drauf stehen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken;
Da riefen sie drüben um seinen Kahn;
Das waren die flüchtigen Franken.
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande:
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei!
Denn es thut Noth des Wachens.

Wolfg. Müller.

104. Die Leipziger Schlacht.

Wo kommst du her in dem rothen Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
„Ich komme aus blutigem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn!
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen;
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen.
Da ward ich roth!"

Sag' an, Gesell, und verkünde mir:
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht.
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Athem stocken
Bei Leipzig, der Stadt."

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegen die Banner aus?
„Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzosen aus:
Die Russen, die Schweden, die tapferen Preußen
Und die nach dem glorreichen Oestreich heißen,
Die zogen all' aus."

Wem ward der Sieg in dem heißen Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
„Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand,
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.“

Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zymbeln hell;
Habe Dank der Mär' von dem blutigen Streit.
Laß Witwen und Bräute die Todten beklagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal!
So lange rollet der Jahre Rad,,
So lange scheinet der Sonnenstral,
So lange die Ströme zum Meere reisen:
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Arndt.

105. Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang.
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in dem Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht!

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, wenn's gelüstet, den Walfisch zum Grab!

Bei Wartenburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Arndt.

106. Körners Geist.

Bedeckt von Moos und Schorfe,
Ein Eichbaum hoch und stark
Steht bei Wöbblin, dem Dorfe,
In Meklenburger Mark.

Darunter ist von Steine
Ein neues Grab gemacht,
Draus steigt im Mondenscheine
Ein Geist um Mitternacht.

Er richtet auf die Rinden
Des Baums den Blick und liest
Den Namen, der zu finden
Dort eingegraben ist.

Dann sucht er mit den Händen
Ein Schwert, das liegt am Ort,
Und gürtet um die Lenden
Sich dieses Schwert sofort.

Langt dann nach einer Leier,
Nimmt sie vom Ast herab,
Und setzt in stiller Feier
Sich singend auf sein Grab.

„Ich war im Jugendbrause
Ein rascher Reitersmann,
Bis hier im dunklen Hause
Ich Ruh' und Rast gewann.

Ich war ein freier Jäger
In Lützows wilder Schar,
Und auch ein Zitherschläger,
Mein Schwertlied klang so klar.

Nun reiten die Genossen
Allein auf ihrer Fahrt,
Da ich vom Roß geschossen
Und hier begraben ward.

Ihr mögt nur weiter traben,
Bis daß ihr kommt ans Ziel!
Ihr habet mich begraben,
Wie es mir wohl gefiel.

Es sind die beiden Lieben,
Die mir im Leben werth,
Im Tode mir geblieben:
Die Leier und das Schwert.

Ich seh' auch meinen Namen,
Daß er unsterblich sei,
Geschnitten in den Rahmen
Der Eiche, schön und frei.

Es sind die schönsten Kränze
Gegeben meiner Gruft,
Die sich in jedem Lenze
Erneun mit frischem Duft.

Die Eich' ob meinem Scheitel,
Wie ist der Kranz so groß!
Mein Ringen war nicht eitel —
Ich ruh' in ihrem Schoß.

Man hat in Fürstengrüften
Bestatten mich gewollt;
Hier in den frischen Düften
Ihr ruhn mich lassen sollt!

Hier sei noch oft mit Kräuseln
Der Eiche Laub bewegt,
Wenn in des Windes Säuseln
Mein Geist die Saiten schlägt!"

Rückert.

107. Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Was zieht dort rasch durch den finsteren Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt —
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte:
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Was braust dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht —
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd! Körner.

108. Des Kaisers letzte Schlacht.

Der Kaiser schritt in Hast aus seinem Zelt.
Schon hatt' es rings der stolze Troß umstellt,
Ein Troß von Kaisern, Königen und Fürsten,
Die alle nur nach seinem Lächeln dürsten.
Er sah sie kaum mit halbem Lächeln an;
Er schaut' ins Feld, wo seine Schlacht begann.

Zu Roß gestiegen, ging's zum Hügel fort.
Der Kaiser hielt und sah das Feld voll Mord.
Da wogten Kriegerreihn wie Saatenhalme,
Die Sonne war verhüllt vom Pulverqualme;
Kanonen brüllten, Kriegsmusik erklang:
Auf Meilen weit war Schlachtgelärm und Drang.

Von allen Bergen blitzte Stral auf Stral,
Von Waffen glänzt' und schallte laut das Thal,
Dort rasch durchsprengt, dort fest und kühn durchzogen —
Und alles, wie's des Kaisers Sinn erwogen.

Die größte Schlacht war's, die sein Muth erzwang:
Ein Welttheil war's, der mit den andern rang.

Da plötzlich wandte sich der Seinen Glück:
Sie wogten wie ein schäumend Meer zurück.
Er sah's und zürnte stumm; dann hieß er reiten;
Befehle sandt' er aus nach allen Seiten.
So schickt' er Fürsten, Könige, Kaiser fort;
Sie sprengten hin; — nun hielt er einsam dort.

Und fühlend, wie er nie zuvor empfand,
Sein und der Welt Geschick in ew'ger Hand,
Mußt' er nach oben seine Blicke wenden,
Und sprach — er wußt's nicht — mit gefaltnen Händen:
„Du ungeheure Kraft, die alles lenkt,
Nur dieser Sieg noch werde mir geschenkt!

Nur dieser Sieg noch! Und der Frieden soll
Sich auf Europa lagern segensvoll.
Ich will und kann die frohe Welt beglücken;
Sie soll mit Lust wie eine Braut sich schmücken."
Da kracht es laut — er starrt empor und sah': —
Er war Gefangner, saß auf Helena!

Am Strand entschlummert, nah dem Ozean,
War er geweckt vom donnernden Orkan.
Ernst tritt er vor, Arm unter Arm gebogen,
Blickt in den Kampf der Wetter und der Wogen,
Der Gitter seines Kerkers — und es kreist
Wie eine Weltgeschicht' in seinem Geist.

Strauß.

109. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär',
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde,
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde."

Der andre sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind?
Ich trage weit beſſ'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

Heine.

110. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambur sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generäle
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
Frankreich! ist die Parole,
Die Losung: St. Helena!

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der große Cäsar hält.

Zedlitz.

111. Am 19. Juli 1870.

Zu Charlottenburg im Garten,
In den düstern Fichtenhain,
Tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
Preußens König, Wilhelm, ein.

Und er steht in der Kapelle,
Seine Seele ist voll Schmerz,
Drin zu seiner Eltern Füßen
Liegt des frommen Bruders Herz.

An des Vaters Sarkophage
Lehnet König Wilhelm mild,
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild.

„Heute war's vor sechzig Jahren,"
Leise seine Lippe spricht,
„Als ich sah zum letzten Male
Meiner Mutter Angesicht!

Heute war's vor sechzig Jahren,
Als ihr deutsches Herze brach
Um den Hohn des bösen Feindes,
Um des Vaterlandes Schmach!

Jene Schmach hast du gerochen
Längst, mein tapfrer Vater, du!
Aber Frankreich wirft aufs neue
Uns den Fehdehandschuh zu.

Wieder sitzt ein Bonaparte
Ränkevoll auf Frankreichs Thron,
Und zum Kampfe zwingt uns heute
Wieder ein Napoleon.

Tret' ich denn zum neuen Kampfe
Wider alte Feinde ein,
Dann soll's mit dem alten Zeichen,
Mit dem Kreuz von Eisen sein!

Der Erlösung heilig Zeichen
Leuchte vor im heil'gen Krieg!
Und der alte Gott im Himmel
Schenke gnädig uns den Sieg!

Blicke segnend, Mutterauge!
Vater, sieh, dein Sohn ist hier!
Und auch du, verklärter Bruder,
Heute ist dein Herz bei mir!"

Leise weht es durch die Halle —
König Wilhelm hebt die Hand,
All die goldnen Sprüche funkeln
Siegverheißend von der Wand.

Zu Charlottenburg im Garten
Aus dem düstern Fichtenhain
Tritt der König hoch und mächtig,
Um sein Antlitz Sonnenschein!

Hesekiel.

112. Die Geister der alten Helden.

Wer reitet so spät in der stürmischen Nacht
Vorbei am gewitternden Himmel?
Sind's Geistergeschwader, entboten zur Schlacht?
Ist's wandelndes Wolkengewimmel?
Sind Geisterschwadronen, in dämmernden Reih'n
Die Lüfte durcheilend im mondlichen Schein,
Ihr Marschall voran auf dem Schimmel!

Die Tapferen sind's aus der vorigen Zeit,
Entstiegen den dumpfigen Grüften;
Trompeten hörten sie werben zum Streit,
Da zwang sie's, den Rasen zu lüften.
Sie reiten auf Wolken im mondlichen Schein
Hoch über die Berge hinüber zum Rhein,
Und reißen das Schwert von den Hüften.

Es führt sie der Blücher auf brausendem Roß,
Wie flattert sein Mantel im Winde!
Und Gneisenau folgt ihm, der treue Genoß,
Daß der Rath mit der That sich verbinde.
Und der finstere York und der schneidige Kleist,
Und der Schill und was weiß ich, wie jeglicher heißt!
Sie reiten mir allzu geschwinde!

Und der dort auf grauem getigertem Hengst
Gleicht Würtembergs tapferem Sohne,
Als der König Nestor vertauscht' er unlängst
Mit dem Sarkophage die Krone.
Nun reitet er wieder so rüstig und froh,
Als würf' er noch einmal bei Montereau
Bonapartes Bataillone.

Und einen noch hab' ich mit Freuden erschaut
Auf schwarzem, gespenstischem Pferde,
Ans Herze drückt er die eiserne Braut
Mit jugendlich froher Geberde.
Willkommen, o Körner, mein Sänger und Held!
Bist erwacht vom Schlummer auf Wöbbelins Feld?
Willkommen mit Leier und Schwerte!

So kommen die Geister herüber zum Rhein
Auf jagenden Wolken geflogen,
Tief unten, da wälzt er im Mondenschein
Am Lurleifelsen die Wogen.

Sie schaun, ob die Söhne der Väter noch werth,
Sie sorgen, daß nimmer das tapfere Schwert
Von der Feder wird listig betrogen.

Willkommen als Helfer im heiligen Kampf,
Ihr Helden aus vorigen Tagen!
Schwebt über den Heeren im Pulverdampf,
Wenn unten die Schlachten sie schlagen,
Die Feinde zu schrecken mit Furcht und mit Graus,
Die Freunde zu stärken im blutigen Strauß,
Und die Todten gen Himmel zu tragen. Gerok.

113. Die Trompete von Gravelotte.*)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz,
Um die Todten klagte die wunde!

*) Vionville.

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten! Freiligrath.

114. Der sterbende Grenadier.

Am Tage von Sedan, als deutsche Kraft
Napoleons Kaiserthron zerschlagen,
Als Preußens Heldenkönig einen Sieg
Wie nie zuvor davongetragen:

Da ruhte auf dem blut'gen Schlachtgefild,
Getroffen von der Todeswunde,
Ein junger Grenadier und harrte still
Ergeben seiner letzten Stunde.

Stumm faltet er die Hände zum Gebet
Und Gott empfiehlt er seine Seele,
Daß rein er trete vor den Herrn der Welt,
Entsühnet seiner ird'schen Fehle.

Da horch! ein allgewaltig Hurrah tönt,
Und mächtig wachsend in die Runde
Schlägt laut es an des Helden lauschend Ohr
Und bringt auch ihm die frohe Kunde:

Es hält der König seinen Siegesritt!
Sieh, wie er stolz und herrlich reitet,
Er, Jüngling noch und Mann, der Heldengreis!
Er weiß, was ihm der Jubel deutet.

Und immer näher braust der stolze Ruf,
Und immer lauter schallet das Hurrah!
Aus tausend eh'rnen Feuerschlünden dröhnt
Wie Donnerwetter das Viktoria!

Und sieh! da packt auch ihn die Siegeslust,
Den Grenadier, den todeswunden;
Ihm ist, als fühlt' er neue Lebenskraft,
Als müßt' er leben und gesunden.

Da steht er, kerzengerad' hebt er sich auf,
Schwingt hoch den Arm, den blutigrothen.
„Heil, König Wilhelm, Deutschlands Ruhmesheld!
Dich grüßen Kaiser deine Todten!"

Dann sinkt er hin, sein leuchtend Auge bricht,
Und bleich sich seine Wangen färben —
Vom Haupte nimmt der König seinen Helm:
„Bei Gott, das war ein selig Sterben!" B.

115. Barbarossas Abschied.

Der Kaiser Barbarossa
Ruht schlummernd tief im Schloß,
Und um ihn liegen, trunken
Vom Zauber, Mann und Roß.

Seit siebenhundert Jahren
Lehnt er im Dämmerschein
Am Tisch; sein Bart umwuchert
Wie graues Moos den Stein.

Da stürmt in raschem Laufe
Zum Saal herein der Zwerg.
„Herr Kaiser, auf! die Raben
Verlassen Burg und Berg!"

Das Haupt, das müde, hebet
Halb träumend noch, der Stauf;
Er reibt den Schlaf vom Auge,
Er springt vom Sessel auf.

Er faßt das Schwert und schlägt es
An seinen Schild von Gold,
Daß weithin durch die Wölbung
Ein Schlachtendonner rollt.

Die Ritter und die Knappen,
Sie fahren rasselnd auf;
Sie springen in den Sattel
Und sammeln sich zu Hauf.

Es flattern stolze Banner;
Drometen geben Schall.
Ueber die Brücke reiten
Sie fort mit dumpfem Hall.

Doch plötzlich hemmt der Kaiser
Das Roß und blickt ins Thal;
Umblitzt von Waffen wogen
Dort Männer sonder Zahl.

Zu Fuß, zu Roß, mit Wagen
Und Feuerschlünden zieht
Der Deutschen Heer vorüber —
Laut schallt ein Siegeslied.

Aus tausend Kehlen brauset
Wie Sturm zum Himmelsdom
Das Lied vom Rhein, der völlig
Geworden Deutschlands Strom.

Heerkönig ist Herr Wilhelm,
Der Greis dort hoch zu Roß;
Es sprengt ihm kühn zur Seite
Sein Sohn, der Heldensproß.

Lang' schaut zu Thal der Rothbart,
Das Haupt gedankenschwer;
Dann nimmt er ab die Krone,
Den Herold winkt er her.

Und spricht: „Die Krone sendet
Der Stauf dem Zoller dort.
In ihm hat Deutschland endlich
Gefunden seinen Hort."

Er winkt — da rollt ein Donner;
Da gähnt des Berges Schlund:
Mit Roß und Rittern sinket
Der Kaiser in dem Grund. Mayer.

116. Zwei Berge Schwabens.

Zur Wendenacht des Jahres,
Beim stillen Sternenlicht,
Ward mir ein wunderbares,
Erhabenes Nachtgesicht.

Nachts um die zwölfte Stunde
Stand ich am Bergesrand,
Sah dämmern in der Runde
Mein schwäbisch Heimatland.

Vom Zollern bis zum Staufen
Sah ich die Schwabenalp
Am Horizont verlaufen;
Der Mond beschien sie falb.

Aus Nachtgewölken ragte
Des Staufen kahles Haupt,
Das edle, viel beklagte,
Des Diadems beraubt.

Doch wie die Wolken wallten,
Wuchs langsam d'raus empor
Von riesigen Gestalten
Ein geisterhaftes Chor:

Die alten Schwabenkaiser,
Das edle Staufenblut,
Die starken Eichenreiser,
Die tapfre Löwenbrut.

Sie reckten ihre Glieder,
Sie standen hoch und stark,
Als fühlte jeder wieder
Das alte Heldenmark.

Voran dem stolzen Trosse
Erhob sich feierlich
Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich.

Er trug die Kaiserkrone,
Den Mantel und das Schwert,
Womit er einst vom Throne
Des Reiches Macht gemehrt.

Dann drängten sich die Söhne,
Die Enkel her um ihn,
Zuletzt der bleiche, schöne,
Der Knabe Conradin.

Ein jeder mit den Waffen,
Den Kronen, die er trug,
Auch sah ich Wunden klaffen
Bei manchem Mann genug.

Und ohne Steg und Brücken
Ging wolkenleis ihr Gang
Den vielgezahnten Rücken
Der Schwabenalp entlang.

Die Nebelmäntel schleiften
Langhin am Bergessaum,
Die Wolkenschuhe streiften
Der Wälder Wipfel kaum.

Und wo zur letzten Strecke
Sich das Gebirg verzweigt,
Als Hüter an der Ecke
Die Zollernburg aufsteigt:

Da schien der Zug zu halten;
Im letzten Mondlichtschein
Zerflossen die Gestalten
Zum grauen Wolkenreih'n.

Mir schien's, die Fürsten legen
Am Berg die Kronen hin,
Mir war's, die Geister flögen
Wie segnend rings um ihn.

Und wie ich stand und lauschte,
Kühl streifte mir's das Haar,
Ein Morgenwehen rauschte,
Aufstieg das junge Jahr.

Und allgemach im vollern,
Im klaren Tageslicht
Erhub der Hohenzollern
Erwachend sein Gesicht.

Den Kaiserpurpur legte
Das Morgenroth ihm an,
Zu krönen ihn, bewegte
Die Sonne sich heran.

Und bis hinab zum Staufen
Mit hellem Rosenschein
Begann's zu überlaufen
Die grauen Bergesreih'n'.

Ein Adler thät sich wiegen,
Die Schwingen ausgespannt,
Mit stolzen Wendeflügen
Hoch ob dem deutschen Land.

Und rings im Land erklangen
Die Glocken allzugleich,
Den Segen zu empfangen
Fürs deutsche Kaiserreich.

Gerok.

II.

117. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen!
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst Du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten,
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen;
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging, zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr, verwogen,
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?"

Schiller.

118. Die Geister am Mummelsee.

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
„O nein!“
So sage, was mag es wohl sein?

„Das, was du da siehest, ist Todtengeleit,
Und, was du da hörest, sind Klagen.
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sind's, die ihn tragen.“
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh'.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn
Sie spielen in grünendem Feuer.
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still:
Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr, und es klirret im Schilf;
Nur hurtig! die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

Mörike.

119. Mummelsees Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Flut,
So still, als ob sie schliefe;
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe.
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?
Das ist der rothe Dieter, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt.
Jetzt kommt er, in den Wogen den Leichnam zu versenken;
Doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.

Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blitzesschnellem Lauf,
So muß er in den Fluten als Opfer untergehn;
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehn.

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab,
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab.
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See,
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluten,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluten.“

Er spricht's und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
Der See schlägt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Flut zusammen.

Stumm liegt der See, als ob die Glut
Der Rache wieder schliefe,
Glatt ist die Flut, im Mondschein ruht
Die unermeßne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

Schnezler.

120. Die traurige Krönung.

Es war ein König Melusint,
Von dem will ich euch sagen:
Der meuchelte sein Bruderkind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland, Irland, warest du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
Im öden Marmorsaale,
Sieht irr in all die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring' die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten auf-
gemacht?"

Da kommt ein seltsam Todtenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt inmitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, des Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet —
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen, —
Er neiget über eine Leiche sich.

Mörike.

121. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang' dein Gesicht?"
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?"
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif."

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir!
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

„Mein Vater, mein Vater! und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?"

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.“

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön.
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.“

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt —
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Goethe.

122. Erlkönigs Tochter.

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut'.

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir!“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag.“

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir.
Zwei güldene Sporen schenk' ich dir.

Ein Hemde von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's im Mondenschein.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag.“

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir:
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz;
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd.
„Reit heim nun zu deinem Fräulein werth."

Und als er kam vor des Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör an, mein Sohn, sag an mir gleich,
Wie ist deine Farbe blaß und bleich?"

„Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschar.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?"

„Herr Oluf, er ritt in den Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf und war todt.

Herder.

123. Der schwarze Ritter.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Heide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen.“

Trommeln und Trommeten schallen,
Rothe Fahnen festlich wallen
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr, wie ist Eu'r Nam' und Zeichen?“
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürst von großen Reichen.“

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen,
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen;
Bot der Gast den Becher ihnen.
„Goldner Wein macht euch genesen.“
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trunk gewesen.“

An des Vater Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben.
Wohin der graue,
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

„Weh! Die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude!
Nimm auch mich, den Freudenlosen!“
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis, im Frühling brech' ich Rosen!“

Uhland.

124. Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.

Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?"

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt, ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn.
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Goethe.

125. Des Fischers Haus.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als spräch' es: Wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz mit den Wellen,
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn ans Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste findet nicht Gnade.

Auf steiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr stillen, ihr guten,
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See.
Ein König im Reiche der Wogen!"
So spricht er und schnellt in die Höh'
Die schwere Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus. —
Der Fischer mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund,
Und schlüpft unters Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen.

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Schwab.

126. Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt sich ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Kahne
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Heine.

127. Das Schloß im See.

Leis auf den Bergwald sinket die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fischerhütte noch wacht?
Die Flammen des Herdes funkeln.
Großmütterchen erzählt so lang'
In stiller, niederer Stube,
Die Mädchen lauschen zitternd und bang',
Großaugig lauscht der Bube.

Allmählich aber wird's still und stumm,
Es schlafen die Jungen und Alten,
Der Knabe nur wälzt sich um und um,
Er denkt an die Märchengestalten.
Und Mitternacht schlägt die alte Uhr,
Da hebt er sich brennend vom Kissen:
„Jetzt komm' ich der Wahrheit auf die Spur;
Ich will die Wahrheit wissen!"

Er schleicht sich vors Haus, er schreitet zur Flut,
Er löst den Kahn vom Seile,
Er rudert hinaus mit erhitztem Muth
Zu des Wassers Mitte in Eile.
Fürwahr, jetzt klingt ihm entgegen ein Chor,
Das ist fern süßes Singen;
Die Harfen und Flöten tönen hervor,
Und Becher und Waffen klingen.

Er beugt sich über des Schiffleins Rand
Und schaut in die schaurigen Tiefen,
Draus klingt es, als ob aus anderem Land
Verworrene Stimmen riefen.
„Bei Gott, dort ragt der kristallne Palast,
Phantastisch sind Thürme und Hallen;
Mit Muschelgärten ist er umfaßt,
Gebüsch und Blum' sind Korallen!"

Der Park und Hof sind still wie das Grab,
Doch brennt es von Lichtern im Saale,
Die Diener stürmen hinauf und hinab,
Es schwelgen die Wohner beim Mahle.
Dort schimmert's von Früchten, dort perlt es von Wein,
Dort klingt es von rauschenden Liedern,
Dort wirbeln im Tanze die reizenden Reih'n
Mit blühenden Augen und Lidern.

Dem Knaben ist irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde raset es wilder —
O, welch ein bakchantisches, tolles Geschwirr
Verwildeter, lockender Bilder!
Da sieht er ein fröhliches Mädchengesicht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
„Großmütterchen," ruft er, „du logest nicht!"
Ein Sprung — und sinket zum Grunde.

Es kam der Morgen so feucht von den Höh'n,
Es ging durch den Wald ein Geflüster,
Durchs Seeschilf klang unheimlich Getön,
Der Fischer naht angstvoll und düster.
In der Mitte des Sees schwimmt leer der Kahn:
„O furchtbare Ahnung, entweiche!"
Er zieht die geworfenen Netze an —
Drin hebt er des Kindes Leiche! —

Leis auf den Bergwald sinket die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fischerhütte noch wacht? —
Es ist eines Lichtleins Funkeln. —
Großmütterchen betet den Rosenkranz
In der stillen, niedern Stube;
Auf der Bahre liegt bei der Lampe Glanz
Der todte Fischerbube. Wolfg. Müller.

128. Der Zauberlehrling.

„Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinen Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen,
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei dein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht! er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich, ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen. —
Ach, ich merk' es! Wehe, wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.

Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen!
Will ihn fassen!
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Will das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder.
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei.
Wehe! Wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

Und sie laufen. Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß.
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!"
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Stets hervor der alte Meister."

Goethe.

129. Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß!
Laut klifft und klafft es, frei von Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Stral der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da, sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da.
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichther erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht;
Graß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz vom Aug' wie Ungewitter

„Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt."
Er rief's, schlug laut sich auf die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,"
Sprach der zur rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! erjagst dir heut nichts gut's.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren,
Und euch von jenem nicht bethören!"

„Ha! wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht das Weidwerk pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Und hurre, hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an;

Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß,
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen, laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!"

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr! Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des rechten Warnen,
Und läßt vom linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Graben rasch voran.
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann.
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an,
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan,

Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

Doch hin und her durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr! Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr! Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des rechten Warnen,
Und läßt vom linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Gesellen! drauf und dran!
Jo! doho! Und Hussasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit frommer Bitte
Der fromme Klausner aus der Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des rechten Warnen
Läßt er vom linken sich umgarnen.

„Verderben hin, Verderben her!
Das", ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
Ich acht' es keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen."

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Halloh, Gesellen! drauf und dran!"
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn!
Und hinten schwinden Roß und Mann,
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor- und rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.

Dumpf rauscht es wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch! und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen."

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein,
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub;
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu —
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen!
Hui! steht sein Angesicht im Nacken!

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,

Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen. Bürger.

130. Die wilde Jagd.

Wenn Sturm die Waldung rüttelt,
Daß sie erbraust und kracht,
Wenn Holle Flocken schüttelt
In düstrer Winternacht:
Da zieht vom Hörselberge
Der wilde Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken die Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß
Durch Zweig' und Felsenspalten
Zu Fuß und hoch zu Roß.
Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Horch! wie in allen Klüften
Das Jagdhorn wiederhallt,
Halloh! halloh! in Lüften
Und in den Tiefen schallt.
Wie wild es tobt und brauset,
Und furchtbar knallt und gellt,
Wie dumpf es heult und sauset
Und gräßlich brüllt und bellt!

Doch sieh! voran dem Zuge
Geht ruhig ernst ein Greis,
Sein Kleid von grauem Tuche,
Sein Scheitel silberweiß.
Von Kinn und Lippen fließet
Ein langer Bart herab,
Und seine Hand umschließet
Dürr einen weißen Stab.

Und wenn ein Hirt, ein Jäger
Dem Greis entgegen steht,
Heran des Holzes Schläger
Mit Axt und Säge geht:
Dann winkt er mit dem Stecken,
Daß jener schnell entflieht;
Eh' ihn ergreift der Schrecken,
Der wogend näher zieht.

Und Eckart, der getreue,
Der alte Wundermann,
Warnt alle stets aufs neue,
Wen flugs er warnen kann.
Bis, wenn der Hahn geschrieen,
Beim ersten Morgenschein
Die tollen Geister ziehen
Zum Hörselberg hinein.

Wenn so der Hölle Schrecken
In grauser Nacht euch naht,
Habt acht auf Eckarts Stecken,
Der zeiget sichern Pfad.
Doch wer sich nicht läßt warnen,
Dem ist es nimmer gut,
Den wird der Spuk umgarnen,
Daß ihm erstarrt das Blut.

Bube.

131. Der getreue Eckart.

„O wären wir weiter! o wär' ich zu Haus!
Sie kommen! Da kommt schon der nächtliche Graus!
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt, so geschehen! Und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!"
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut."
„Nein, keineswegs! Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet. „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag,
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Goethe.

132. Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: „Herr, die Geisterkarawane!"

Ja, sie kommt! vor den Kamelen schweben die gespenst'gen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen. Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? Immer mehr! Wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kamelen.
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! Noch sind die letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese mächt'gen Zieher!
Seht, es dämmert schon! Ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Freiligrath.

133. Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille ringsum, tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern:
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und lauscht es lüstern.

Aus den Blumenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn wie Spinnweb' ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Szepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger;

Und ums Lager drehn und schwingen
Sich die Geister wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstralen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzesdüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umgibt uns trübe Lache;
Wir verblühn; doch eh' wir sterben,
Mädchen, trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen! welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühn!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehn! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Sanft die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet.

Freiligrath.

134. Die stille Gemeinde.

Von Bretagnes Hügeln, die das Meer
Blühend hell umsäumen,
Schaute ein Kirchlein trostreich her
Zwischen uralten Bäumen.

Das Kornfeld und die Wälder weit
Rauschen im Sonntagsglanze,
Doch keine Glocken klangen heut'
Vom grünen Felsenkranze.

Denn auf des Kirchhofs schatt'gem Grund
Die Jakobiner saßen,
Ihre Pferde alle Blumen bunt
Von den Grabeshügeln fraßen.

Sie hatten am Kreuz auf stiller Höh'
Feldflasch' und Säbel hangen,
Derweil sie statt des Kyrie
Die Marseillaise sangen.

Ihr Hauptmann aber lehnt' am Baum,
Todmüde von schwerer Wunde,
Und schaute wie im Fiebertraum
Nach dem tiefschwülen Grunde.

Er sprach verwirrt: „Da drüben stand
Des Vater Schloß am Weiher,
Ich selbst steckt's an; das war ein Brand,
Der Freiheit Freudenfeuer.

Ich seh' ihn noch, wie durch den Sturm
Zwischen den feur'gen Zungen
Mein stolzer Vater da vom Thurm
Sein Banner hat geschwungen.

Und als es war entlaubt vom Brand,
Die Fahn' im Wind zerflogen:
Den Schaft als Kreuz nun in der Hand,
Theilt' er die Flammenwogen.

Er sah so wunderbar auf mich,
Ich konnt' ihn nicht ermorden —
Da sank die Burg, er wandte sich
Und ist ein Pfaff geworden.

Seitdem hör' ich in Träumen schwer
Von ferne Glocken gehen,
Und seh' in rothem Feuermeer
Ein Kreuz allnächtlich stehen.

Es sollen keine Glocken gehn,
Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden stehn,
Um Narren zu bethören.

Und dieses Kirchlein hier bewacht!
Sie sollen nicht Messe singen!
Wir reißen's nieder über Nacht;
Licht sei, wohin wir dringen!" —

Und als die Nacht schritt leis daher,
Der Hauptmann stand am Strande;
So still der Wald, so still das Meer,
Nur die Wachen riefen im Lande.

Im Wind die Glock' von selbst anschlug,
Da wollt' ein Hauch sich heben,
Wie unsichtbarer Engel Flug,
Die übers Wasser schweben.

Nun sieht er auch im Meere fern
Ein Lichtlein hell entglommen.
Er dacht': Wie ist der schöne Stern
Dort in die Flut gekommen?

Am Ufer aber durch die Nacht,
In allen Felsenspalten,
Regt sich's und schlüpft es leis und sacht,
Viel dunkle, schwanke Gestalten.

Nur manchmal von den Buchten her
Schallt Ruderschlag von weitem,
Auf Barken lautlos in das Meer
Sie nach dem Stern hin gleiten.

Der wächst und breitet sich im Nahn
Und streift mit Glanz die Wellen,
Es ist ein kleiner Fischerkahn,
Den Fackeln mild erhellen.

Und einsam auf des Schiffleins Rand
Ein Greis kommt hergezogen
In wunderbarem Meßgewand,
Als wie der Hirt der Wogen.

Die Barken eine weite Rund'
Dort um den Hirten machen,
Der laut nun überm Meeresgrund
Den Segen spricht im Nachen.

Da schwieg der Wind und rauscht' das Meer
So wunderbarer Weise,
Und auf den Knieen lag ringsher
Die stille Gemeinde im Kreise.

Und als er das Kreuz hob in die Luft,
Hoch zwischen die Fackeln trat er —
Den Hauptmann schauert' im Herzens-
grund,
Es war sein alter Vater.

Da taumelt' er und sank ins Gras,
Betend in stillem Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus der Wunde.

Und als die Gesellen kommen zum Strand,
Einen todten Mann sie finden; —
Voll Grauen sprengen sie fort durchs Land,
Als jagt' sie der Tod in den Winden.

Sie stürzen sich in den Krieg so weit,
Sie sind verweht und zerstoben;
Das Kirchlein aber steht noch heut'
Unter den Linden droben.

Eichendorff.

135. Der Todtentanz.

Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht,
Hinab auf die Gräber in Lage.
Der Mond, der hat alles ins helle gebracht:
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun — es will sich ergötzen sogleich —
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil nun die Scham hier nicht weiter gebeut,
So schütteln sich alle: da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel und wackelt das Bein,
Geberden da gibt es vertrackte;
Dann klimpert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor,
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh, hole dir einen der Lacken!

Gethan, wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter heilige Thüren.
Der Mond und noch immer scheint er so hell
Zum Tanz, den sie schauerlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt:
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben! da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen.
Den gothischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen, den Thürmer gethan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan!
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt:
Gern gäb' er ihm wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt! —
Den Zipfel ein eiserner Haken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins; —
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins: —
Und unten zerschellt das Gerippe. Goethe.

136. Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wandrer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht;
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück;
Da sprach er: „Reitknecht, reite zurück!
Die Handschuh hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare!

Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug;
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu,
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz,
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug;
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an, wer sind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?“

„Dem treuesten Diener meines Herrn!
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Rößlein ihn tragen.“

Der schwarze ritt den andern nach,
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige;
Es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und
Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnste
Und brauch' es in Gottes Dienste!“

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu 'ring;
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie.“

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh' es dir an den Sporen an;
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten.“

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß;
Rechberger sollt' es zäumen,
Doch es thät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junker mitten aufs Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte,
Der Grabstein diente zum Tritte.

Das Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß sie geben auf ihre Handschuh acht.
Und daß sie fein bleiben lassen
In der Nacht am Wege zu passen.

Uhland.

137. Belsazar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Der Knechte Schar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

Und er leeret ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! Dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knieen und todtenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Heine.

III.

138. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Wälder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf;
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind —
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.

Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß;
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß;
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich:
Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Sturm und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich!
O braver Mann, braver Mann zeige dich!

Rasch gallopiert ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann.

O, braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich!

Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter, komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frischauf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheult mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Sturm und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr;
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang!
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil!
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Euer Gold zu Theil,
Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Bürger.

139. Johanna Sebus.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch; ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau — — —! Du gehst davon?"
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! Harret derweil!
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl' ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit."

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sicheres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
Das Wasser ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein?"
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin —
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund,
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall.
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird Schön Suschen beweint.
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.

Goethe.

140. Die Flüchtende.

In dem nächtlich stillen Hause
Sitzt die Mutter gramerfüllt,
Hört nicht auf das Sturmgebrause,
Auf die Flut, die donnernd schwillt.

Denn ihr Kindlein ist geschieden,
Liegt vor ihr so bleich und kalt;
Ach, welch süßer, sel'ger Frieden
Sich auf seinem Antlitz malt!

Anders ist's im Mutterherzen!
Ach, da ist der Friede fern,
Und die heftigsten der Schmerzen
Wühlen an des Lebens Kern.

Nicht vernimmt sie, daß mit Brausen
Aus den Ufern trat der Fluß
Und ums Haus mit Todesgrausen
Heulet den Vernichtungsgruß.

So in stiller Kammer droben
Sitzt sie mit gebroch'nem Muth,
Und in ihrer Brust das Toben
Uebertäubt den Schall der Flut.

Schau, wie flücht'ge Nachtgespenster
Kommt's daher, vom Sturm gejagt,
Schäumt und toset, bis zum Fenster
Hoch hinan die Brandung ragt.

Doch da nahn mit kühnem Herzen
Sich zwei Schiffer, um vereint
Sie zu retten, die in Schmerzen
Dort ihr todtes Kind beweint.

Und das Fenster geht in Scherben:
„Schnell in unsern Kahn hinab,
Willst du um ein Kind nicht sterben,
Das verfallen schon dem Grab!

Nimm das Beste, was dein eigen,
Nimm, was dir am meisten werth!
Aber eile; denn es steigen
Schon die Fluten wuthempört."

Da empor aus ihren Träumen
Fährt das Weib in bleicher Hast;
Doch sie sieht, es gilt kein Säumen,
Wenn vorm Hause solcher Gast.

Und sie sucht in allen Schränken,
Sucht und sucht, und findet nicht;
Denn verwirrt ist all ihr Denken,
Blind vor Weinen ihr Gesicht.

Und mit immer größrem Bangen
Späht sie nach Geschmeid' und Gold,
Während von den blassen Wangen
Thrän' um Thrän' auf beides rollt.

Horch, da ruft's: „Es drängt die Stunde!
Eile, denn die Zeit ist um!"
Und noch einmal in die Runde
Schickt sie rasch den Blick herum.

Da erschaut im tiefsten Harme
Sie das Kindlein stumm und fahl,
Und sie fragt: „Wie konnt' ich Arme
Doch noch zögern in der Wahl!"

Und die Leiche faßt sie schnelle,
Schwingt mit ihr sich in den Kahn,
Und durch Sturm und Eis und Welle
Brechen sich die Schiffer Bahn.

So, im Arm ihr Kind gebettet,
Schifft die Mutter durch die Flut,
Schmerzlich lächelnd — denn gerettet
Hat sie ja ihr liebstes Gut.

Vogl.

141. Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron;
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon.
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel, Jesdegerd, auf Leichen eine Leiche, lag.

Und als die Beute mustern ging Medinas Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt.

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"

Und Harmosan erwidert ihm: „In deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!"
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit,
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du?" ruft der Sarazen; „nie täuscht ein Moslem seinen Gast.
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas und, statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzu schlauen Harmosan.
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort!"

Platen.

142. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich so hold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid.
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Großmutter hat keinen Feiertag.

Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid;
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Am liebsten morgen ich sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr's, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;
Es flammt die Stube in lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Stral mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag. Schwab.

143. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Stral.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;

Noch heut' mit dem Pferd in den sicheren Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor;
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee:
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn!

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Kahne stiegest du."

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her."

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär';
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Schwab.

144. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selbst ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunklen Hain,
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die goldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Uhland.

145. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken gelb und weiß
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Da alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar:

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein.

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an.
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein.

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen —
Er hat ihn umgedreht!
Da ward ihm angst und bange;
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn.
Will seine Knie' umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann —
Doch sieh! der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr.

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und werth.
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt.

Laßt mich doch einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet;
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret;
Sie schien den Herrn gering.
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein.
Die Augen gehn ihm über;
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht.
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Wilh. Müller.

146. Edward.

Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth? Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth? Und gehst so traurig her? — O!
„O, ich hab' geschlagen meinen Geier todt, Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Geier todt, und keinen hab' ich wie er! — O!"

Deines Geiers Blut ist nicht so roth, Edward, Edward!
Deines Geiers Blut ist nicht so roth. Mein Sohn, bekenn' mir frei! — O!
„O, ich hab' geschlagen mein Rothroß todt, Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen mein Rothroß todt! Und 's war so stolz und treu! — O!"

Dein Roß war alt, und hast's nicht noth, Edward, Edward!
Dein Roß war alt, und hast's nicht noth: dich drückt ein andrer Schmerz. — O!

„O, ich hab' geschlagen meinen Vater todt, Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Vater todt! und weh, weh ist mein Herz. — O!"

Und was für Buße willt du nun thun? Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun? Mein Sohn bekenn' mir mehr. — O!
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn, Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn; will gehen fern übers Meer. — O!"

Und was soll werden dein Hof und Hall? Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall, so herrlich sonst und schön? — O!
„Ich laß es stehn, bis es sink' und fall', Mutter, Mutter!
Ich laß es stehn, bis es sink' und fall'! Mag nie es wieder sehn. — O!"

Und was soll werden dein Weib und Kind? Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind? Wann gehst du über Meer? — O!
„Die Welt ist groß: laß sie betteln drin, Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß: laß sie betteln drin! Ich seh sie nimmermehr! — O!"

Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r? Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r? Mein Sohn das sage mir! — O!
„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r, Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r! Denn Ihr, Ihr riethet's mir! — O!"

Herder.

147. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh,
Aus dem Kreise rauschen Klänge;
Was ergreifen die mich so?
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen,
Wilder schlag das Cymbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf;
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie alle Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Tschako freudetrunken
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling stark und hoch
Sieht der Werber mit Behagen.
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen.
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen!
Komm und trinke Brüderschaft!"

Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte und die Seinen,
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüber weinen.
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht dich süßes Mahnen
Zu den Lieben heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen
Lustig mit Trompetenton.
Aber in sein letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, so fahre hin!"
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber. Von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften.
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild,
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab.

Lenau.

148. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Riesenеich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,

Und sein Aug' versendet wild're Blitze,
Als die Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen
Als im Herzen tödlich bittres Hassen.
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden;
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder;
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flackern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Lenau.

149. Ewigkeit.

In einem Kloster, das in Schwedenland
Hart an den Grenzen zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Christi Streitern stand,

Lebt' einst — zwölfhundertjähr'ge Nebel spinnen
Sich um die Sage — Petrus Forschegrund,
Ein Meister, ernsten Räthseln nachzusinnen.

Die Laute, die, soweit der Erde Rund,
Durchwebt von Seufzern auf zum Himmel steigen,
Der Völker Sprachen, hegte Petri Mund.

Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder wild
Dem Neugebornen sich Aspekte zeigen.

Die Wunderkraft, die dem Juwel entquillt,
Wenn ihm der Runen Zauber aufgepräget;
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;

Den Saft, der sich im Mark der Pflanze reget,
Erkennt er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die schleichend Gift, die Gegengift geheget.

Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Versank sein Geist in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forscher fern.

Einst, als im Morgenlicht die Wipfel glühten,
Schritt Petrus sinnend aus dem Klosterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten.

Im Laube schmetterte der Vögel Chor,
Kein Wölkchen schattete des Himmels Bläue:
Da richtete der Mönch den Blick empor.

„O Herr, so kehrt dein Frühling denn aufs neue!
Dem Sommer folgt der Herbst, bis Winter dann
Das Feld mit flock'gem Silber überstreue.

Doch deiner Ewigkeit erstarrten Bann —
Dies stete Gleich — unendlicher Gedanke! —
Den nur die Gottheit selbst umspannen kann,

Kein Menschenherz! — ich fühl's, mein Glaube schwanke!
Erbarme dich, Herr! Gib mir einen Stab,
An dem mein blöder Geist empor sich ranke!

Ich scheue nicht den Tod, so nah dem Grab,
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechsel ab.

Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Lust, kein Klagen —
Auf deine Herrlichkeit fort, immerfort
Zu schauen, wessen Sinn vermag's zu tragen?

Und ewig! — ewig! Sinnverwirrend Wort!
Wenn schon zu träg des Tages Stunden schleichen,
Wird ihm zur Folter nicht dies ew'ge Dort?"

Da blickt er auf. Verschwunden sind die Eichen,
Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
Verdrängt ein Blüthenwald von Myrtensträuchen.

Die Ceder schwingt sich in die Lüfte kühn,
Wollüstig wiegen Palmen ihre Kronen,
Die Blüthen duften, die Orangen glühn.

„Hat," fragt der Mönch, „mich in des Südens Zonen
Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
In meines Schwedens eis'gen Regionen?"

Da tönt hoch aus der Wolke glockenrein
Ein Klang wie südwärts zieh'nder Schwäne Lieder,
Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.

Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
Des Paradieses farb'ges Wunderkind,
Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.

Er singet. Seine Wundertöne sind,
Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr,
Bald freudig wie Verheißung beſſ'rer Zeiten.

Bald hochauf jubelnd wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich seufzend gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

Und seligschauernd horcht der Mönch den Tönen,
Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
Still lächelnd, wenn die Klänge mild versöhnen.

Der Vogel schwieg, und Petri Brust entrang
Der Seufzer sich: „Dürft' ich dem Sänger lauschen
Aeonen durch, wie jetzt minutenlang!"

Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichengipfel rauschen.

Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort das Kloster — ist es wohl das Münster,
Das er vor Stunden erst verlassen hat?

Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
Ein Kranz von Epheu, von gelb blüh'ndem Ginster.

Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt,
Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle,
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.

Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er, die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle.

Aus dem von Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nahn, sie kommen alle —
Er starrt sie an — er kennt nicht ein Gesicht.

Betroffen stehn die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.

„Wo ist Johannes? Brüder, sagt's mir an!
Den Prior mein' ich," fragt jetzt Petrus bebend.
„Sind all die Alten fort? Wohin? Seit wann?"

Darauf der Mönche ält'ster Antwort gebend:
„Pius heißt unser Probst. Doch thu mir kund,
Wer bist du, solche eitle Frag' erhebend?"

„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen kannte nie mein Mund."

Da sprach der Greis: „Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor eintausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.

Warst du's? Die Zeit ist anders, als sie war.
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar."

Da hob die Hände Petrus zum Gebete.
„Unwürdig bin ich, Gott," so seufzt er bang,
„Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.

Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang,
Um dich und deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr' lauscht' ich des Vogels Sang.

Lebt wohl! ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen!"

Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlid.
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Von todverfallnem Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreise.

Gaudy.

150. Der beinerne Tisch.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenstein
So prunkend im goldnen Geschmeide!
Sie blickt in den spiegelnden Teich hinein
Mit übermüthiger Freude.
„Wer," ruft sie, „thut mir's in Kärnthen gleich?
Ich bin an Gold wie an Schönheit reich:
Was mancher wünscht in der Stille,
Das hab' ich in üppiger Fülle!

Ich hab' an hölzernen Tafeln gespeist,
Bald hat mich des Holzes verdrossen.
Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geist
An marmornen Tischen genossen.
Da tauscht' ich für matten, verwitternden Stein
Bald schimmernde Platten von Silber mir ein;
Nun mag ich an goldenen Tischen
Mich kaum nach Behagen erfrischen.

Zum Scherze möcht' ich nun einmal nur
An beinernem Tische noch essen,

So hätt' ich das ganze Reich der Natur
Mit siegender Laune durchmessen!
Man sagt, das Glück sei flüchtig und schwank;
Mir lebt's seit Jahren schon treulich zu Dank.
Und jagt' ich's mit Schlägen und Würfen,
Es bäte mich, bleiben zu dürfen!

Und so, wie der Ring, den ich hier vom Teich
Auffangen lass' und verschlingen,
Kein Taucher vermag aus dem Wasserreich
Ans Licht mir wieder zu bringen,
So wird auch die Burgfrau von Falkenstein
Allimmer die reichste, die schönste sein!
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernet auf Erden."

So ruft sie im schwellenden Uebermuth
Und schleudert den Ring von dem Finger.
Mit leisem Gemurmel verbirgt ihn die Flut
Im tiefen kristallenen Zwinger.
Das Burgvolk sieht es mit fröstelndem Grau'n,
Doch lächelnd wandelt die reichste der Frau'n,
Um schwelgend an goldenen Tischen
Den lüsternen Sinn zu erfrischen. —

Drei Tage verrinnen, da stürzt ins Schloß
Ein Fischer mit eilenden Schritten.
„Dies Hechtlein fing ich," so spricht er zum Troß;
„Erst hat es mein Messer zerschnitten,
Da find' ich im Bauche das Ringlein klar,
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
Drum soll der Verlust sie nicht kränken:
Sie wird's dem Fischer gedenken."

Der Fischer spricht es, dem Burgvolk graut,
Es sendet belohnt ihn von hinnen;
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erschaut,
Da geht es ihr ernstlich zu Sinnen.
Drei Tage wandelt sie düster und stumm,
Dann herrscht sie wie früher, sich brüstend, herum.
Was mag sie das Märchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr schimmern!

Drei Jahre verschwinden in Saus und Braus —
Da rasselt's von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen sich aus
Und schrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenstein
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubsucht ihr wildes Ergetzen.

Mißhandelt schleppt sich die Burgfrau fort,
Mit siechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo sie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwidern.
Und was sie verweigert den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten's ihr nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß sie zusammengekauert am Pfad
Ihr Brod auf den Knieen verzehren,
Und mancher von ihr Verspottete naht,
Den Spott auf sie nun zu kehren.
Und sieht er sie gierig mit emſ'gem Bemühn
Auflesen die Brosam'n von dürren Knie'n,
So höhnt er sie: „Ei, nun erfrische
Dich einmal am beinernen Tische!" Seidl.

151. Stavoren.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie gebaut;
Paläste siehst du ragen noch heut' so hoch als eh',
Doch alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Wenn alle Winde schweigen, der Kahn dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird dir zeigen, wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so strich ein Hecht zwischenher.

Vor Zeiten zu Stavoren war Pracht und Ueberfluß,
Da schwelgte man in Freuden und sann nur auf Genuß.
Da mußten Gallionen durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Stavorens Kinder zu versehn.

Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzu hold,
Den Hausflur und die Thüren beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Laubthalern die Weg' und Stege zumal.

Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Uebermuth,
Als wär' der Himmel käuflich für eitel Geld und Gut.
Und als das Maß erfüllt war, da gingen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den Schlund.

Vor allen in Stavoren war eine Jungfrau reich,
Ihr Name ging verloren, kein König kam ihr gleich;
Doch herrisch und vermessen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergessen und dachte nichts als Gewinn.

Zu ihrem Schiffmeister sprach einst die stolze Maid:
„Auf, lichte du die Anker, zwölf Monden hast du Zeit;
Doch kehrst du nach Stavoren, so sei dein Schiff beschwert
Mit dem Edelsten und Besten, das rings der Erdball gewährt."

Da sprach der alte Meister, er war ein weiser Mann:
„Ich bringe, was du heischest, nur zeig' es näher an;
Des Edeln und des Guten ist auf der Welt so viel.
Was dich das Beste dünkt, das Edelste, schafft dir mein Kiel,

Wofern dein Mund es ausspricht. Ist's Korn oder Wein?
Ist's Bernstein oder Seide? Gold oder Spezerei'n?
Sind's Perlen? Sind's Smaragden? Es kostet dich ein Wort,
Das Schiff mir zu befrachten mit der Erde köstlichstem Hort."

Sie sprach: „Du mußt es rathen! Du giltst doch sonst für klug.
Wer meinen Dienst erwählte, dem sei ein Wink genug.
Nun laß das läst'ge Fragen, bei meinem Zorn! Ins Meer!
Das Edelste, das Beste gebracht! Ich sage nicht mehr."

Da mußt' er wohl gehorchen; unschlüssig fuhr er ab,
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wohl der Herrin hochmüthig strengen Sinn;
Wie er ihr nur genüge, darüber sann er her und hin.

Am Ende dacht' er also: Ich kauf' ihr Weizen ein.
Was möcht' auf Erden edler, was möchte besser sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn;
Niemand kann es entbehren. So meid' ich wohl ihren Zorn.

Da steuert' er gen Danzig und lud zu gutem Kauf
Polnischen Getreides zehntausend Lasten auf;
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug;
Wer des genossen hätte, dem gab er Kräfte genug.

Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Hafen von Stavoren noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Befremdung von Haupt zu Füßen ihn maß.

„Wie!" rief die Uebermüthige, „Schiffmeister schon zurück?
Und wär' dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß' ich flück.
Dich wähnt' ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast du nun geladen? Sag an! Ich bin doch gespannt."

Da sprach der Seemann zögernd, er hörte wohl, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider, doch faßt' er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ' ich, Gebieterin, dir her;
Kein bess'rer ist zu finden, soweit die Länder küßt das Meer."

Sie sprach: „Was muß ich hören? Das hätt' ich nicht gedacht.
Elenden Weizen, woraus man Semmel macht?
Den wagst du mir zu bringen? Es wird dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein."

Da sprach der Greis: „So elend ist doch, was Brot gibt, nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brot die Bitte spricht."
„Wie ich's verachte," rief sie, „beweis' ich dir sofort.
Von welcher Seite nahmst du die schnöden Körner an Bord?"

„Das Schiff ist von der rechten geladen," sprach er. — „Gut,
So wirf mir von der linken die Ladung in die Flut.
Die ganze Ladung, hörst du? das muß sogleich geschehn;
Ich werde selber kommen, ob du gehorchest, zu sehn."

Der Schiffmann ging, doch that er nicht, wie die Frau ihn hieß,
Weil ihr Gebot so greulich wider Gott verstieß.
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch solchen Anblick das harte Herz zu rühren sei.

Sie kam und fragte: „Hast du gethan, wie ich befahl?"
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal.
„Laß uns den Weizen," flehn sie, „eh' ihn das Meer verschlingt,
Daß wir den Hunger stillen!" Sie aber weigert's unbedingt.

Und winket ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe senken in tiefer Fluten Schoß;
Die Menge mußt' es schauen, die stumm die Hände rang.
Da rief der alte Schiffer, der sich nicht länger bezwang,

Laut rief er's vor dem Volke der Frau ins Angesicht:
„Nein, wahrlich, ungeahndet bleibt diese Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böse straft ein Gott,
So wird einst schwer gerochen an Euch der frevelnde Spott.

So wird ein Tag erscheinen, wo Ihr die Körner gern,
Die edlen, von der Straße aufläset, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu stillen; doch niemand gönnt Euch sie."
Sie sprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag erscheinet nie!

Stavorens reichster Erbin gebräch's an Brote je?
Sieh! diesen Ring, den goldnen, ich werf' ihn in die See.
Wenn ich den wiederschaue, so mag auch das geschehn!"
Sie sollt' am selben Abend den Ring erschrocken wiedersehn.

Der Koch hatt' ihn gefunden in eines Fisches Bauch.
Eh' sie sich niederlegte, kam ihr die Botschaft auch,
Die Flotte sei gestrandet, die sie nach Morgenland —
Und so erging's der andern, die sie nach Abend gesandt.

Die Türken und die Mohren auch schadeten ihr viel,
Wie wider sie verschworen. Ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog sie mit hinunter. Und so kam Post auf Post —
Kein Jahr verging, so litt sie schon Noth durch Hunger und Frost.

Sie ging von Thür zu Thüren und heischt' ein Stückchen Brot.
So schrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von niemand betrauert, von vielen arg gehöhnt,
Auf Stroh hat sie endlich das arme Leben verstöhnt.

Fort schwelgte noch Stavoren in sündlich eitler Pracht,
Denn Reichthum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht;
Das Beispiel warnte niemand; da wuchs der Buße Saat
Der ganzen Stadt erschrecklich aus jener Jungfrau Frevelthat.

Wo sie den edlen Weizen ins Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf entwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Aehre Korn gebricht.

Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer;
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff besucht' ihn mehr.
Da war des Reichthums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgen fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

Da zog man eines Tages Hering und Butt hervor
Aus dem Schöpfbrunnen, und in der Nacht erkor
Der See sich andre Bahnen, ein wilder Wasserschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Stavorens Markt und Straßen all.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Paläste siehst du ragen noch heut' so hoch als eh',
Doch alles hat beschlagen die unermeßliche See. Simrock.

152. Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es stralt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!

Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamme von Edenhall!
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Es dauert länger schon als recht —
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall!"

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausigen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall." Uhland.

153. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"

„Du hast der Götter Gunst erfahren;
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht."

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar.
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere!
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor."
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen!"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet.
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!

Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet.
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist alles wohlgerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld.
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott! ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her.
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin.
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr! den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen.
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen.
„So kann ich hier nicht ferner hausen;
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's, und schiffte schnell sich ein. Schiller.

154. Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,

Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend.
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus;
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf — da wird's still.
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund.
„Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger,
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Schiller.

*) Andre Lesart: Und der Ritter, sich tief verbeugend, spricht:

155. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor.
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt;
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült.
Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt.
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,

Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß —
Und er ist's! und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang' und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar;
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande.
Und der Jüngling sich also zum Könige wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen,
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff;
Das erfaßt' ich behend' und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da;
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's — da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir — in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil; er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein!
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht.
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,

Und sieht sie erbleichen und sinken hin:
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und er stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

156. Der Kampf mit dem Drachen.*)

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen.
Und einen Ritter hoch zu Roß
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm — welch Abenteuer! —
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer.
Ein Drache scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß;
Doch keinen sah man wiederkehren.
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo St. Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:

*) Der Großmeister hieß Helion de Villeneuve, der Ritter Dieu-Donné de Gozon.

„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edlem Anstand spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget!"
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit gesetztem Geist;
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden:
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte.
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,

Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was ziert den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter.
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und sprach das Wort:
Mich zieht es nach der Heimat fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,

Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräu'n
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut;
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.

Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz.
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch, hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Stral nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache.
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann.
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend' aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen.
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth;
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich auf des Thieres Lende,
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab;
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen. —

Da schwing' ich mich behend' vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;

Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und, eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl;
Schwarzquellend springt des Blutes Stral.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls ang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen:
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand.
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der wiederspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck!
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt —
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder.
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

Schiller.

157. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande.
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien."
„Das sollst du am Kreuze bereuen!"

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
Ich lasse den Freund dir als Bürgen;
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

*) Damon und Pythias oder Möros und Selinuntios.

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde. „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket:
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!

Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich;
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch! Da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh! aus dem Felsen geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten.
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Stralen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Güter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter.

„Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleitet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht.
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„Mich, Henker,“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget.“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.

Da sieht man kein Auge thränenleer.
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blickt sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!" Schiller.

158. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken.
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust

Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht!
Er gehorcht der gebietenden Stunde!
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen.
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er klingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn.
Voran kommt der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,

Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackendem Fuße.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott!“ rief mit Demuthsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen.
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.“

„So möge auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;

Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

159. Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldene Kette bringen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten B.cher Weins
In purem Golde reichen!"

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Goethe.

160. Der Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Der Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld.
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!"

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Die sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engeland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!" rief er, „ich fass' und ergreife dich, Engeland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze geführt.

Und hab' ich Euch gedienet und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harreten nicht allzu lang',
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schwerterklang!
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engeland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid.
Doch heut' im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönt mir in den Ohren mein Leben lang."

Uhland.

161. Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort.
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl, —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.

Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg' und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
War gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten,
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Uhland.

162. Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas hingewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, der gewinnt!"

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm."

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.

Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut:

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben!
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab."
„So wollt' ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben;
Ich kaufe gern mein Blut euch ab."

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern;
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrieth'st du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!"

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn —
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein langer, faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er stralt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er singt: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden,
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier;
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier.
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt' ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl! und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea zügeln;
Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthos Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffe kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke."
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein langer, faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden!
O, schläng' uns nur die Erd' hinein!"

„Er lebet noch, der Töne Meister!
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren!
Nie labe Schönes euren Muth!"

A. W. v. Schlegel.

163. Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll';
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt von hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
Mein Los, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte:
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten;
Doch, bald ermattet, sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter;
Sein Flehen dringt zu keinem Retter.
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,

Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint?!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder:
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden!
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestralt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket vor der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.

Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen, —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,

Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im verborgnen wacht,
Die, unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunklen Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:

„Sieh da, sieh da, Timotheus!
Die Kraniche des Ibykus!“
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus?“ Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren.
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Stral. Schiller.

164. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn, was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geisel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite sein blühender Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt —
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstral hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Und bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt —
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklaventritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten, im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt!

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört.
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland;
Kein Baum versendet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch —
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

165. Des Sängers Wiederkehr.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Des bleicher Mund kein Lied beginnt;
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr ersinnt.

Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So schlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr;
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monde, Jahre sind verschwunden,
Zypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so sehr empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, vergnügt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

Uhland.

166. Märchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie;
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich.
Der wird dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn dich weckt."

Da ward ins Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein;

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch sonst, wo Spindeln sind;

Nein, in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Geberde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Osterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebessinne,
Von süßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön;
Der Fürstin war's, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höh'n.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte, ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann;
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?"

„Man nennt mich, schönes Liebchen,
Die Stubenpoesie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze
Beim Rocken wandellos;
Meine alte, blinde Katze,
Die spinnt auf meinem Schoß.

Lange, lange Lehrgedichte,
Die spinn' ich recht mit Fleiß,
Flächsene Heldengedichte,
Die hasple ich schneller Weis'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung."

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach;
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach.
Und an der morschen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach;
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein;
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben,
Da spann sich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerscharen
Ins Waldgebirg' davon.
„Was ragen doch da innen
Ob all dem hohen Wald
Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?"

Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten klein und groß."

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, ins Kreuz geschlagen,
Die Hellebarden vor.
Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel,
Hochmächtige Gestalten,
Geschloßnen Auges, stumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeschmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Und hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen,
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden,
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt tief gerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie.

Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang hinein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

Uhland.

D. Idyllen.

167. Das Habermus.

Kinder, das Habermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keins das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furche gesät mit fleißiger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht; das that der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt noch rührt sich das Keimchen,
Nein, es schläft und spricht auch kein Wort, und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und sauget im saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte.
Nach und nach wird's größer, und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts,
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau, und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich gewaltig.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wohl, bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch' eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Ei, Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinkt sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!

Bittre Zeit doch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen, da schneit es, und weiter unten, da hagelt's.
Hu — wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie wankt es und weint es.
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben", so spricht's, „daß sie gar nicht zu sehn ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprechet wohl auch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren, und Brot euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen, hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott, es währt nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heiteren Maitag
Weht es lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach! wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Blüthe der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum,
Buschiger wird das Korn, und buschiger Weizen und Gerste,
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpfet ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier, mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel! wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halme zu Halm und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüthe bei Blüth' an der zierlichen schwankenden Aehre,
Und mein Häferchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht und singen ihr Eia Popeia! —
Und auch der Glühwurm kommt, Potz tausend, mit dem Laternchen,
Nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheut und Kirschen gesammelt nach Pfingsten,
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt, dort hinten im Garten,
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste;
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und's Mäuslein machte den Kehraus.

Drauf hat auch der Haber geblüht: voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet!
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lieschen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's morgens und abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune,
Und ihn gedroschen von früh um zwei bis zu Abend um viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle,
Und ihn wieder gebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch von jungen fleckigen Kühen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet' eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule: dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung, und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebackn'es Pfläumlein zum Nachtisch.

Hebel (Echtermeyer).

168. Das große Schiff.

Bootsmann Claus und ich, wir saßen zusammen am Gangspill,
Beide auf Backbord=Wach', und lugten hinaus in das Dunkel.
Schweigend saßen wir da, nach Seemannsweise, die Arme
Platt auf die Brüstung gelehnt und den Kopf dazwischen vergraben.
Sanft war der Wind; wir glitten dahin in den ruhigen Wogen,
Welche das Weltmeer schlägt, die nicht aufrauschend und kurz sind,
Wie auf unserer See, nein, wonniges Heben und Schweben!
„Bootsmann!" sprach ich zuletzt. „Was willst du, Junge?" Er rieb sich
Gähnend den Schlaf aus den Augen. „Ihr schlaft schon? Wenn uns der Steu'rmann
Also beide betrifft, so bindet er uns an das Gangspill,
Und wir sind auf dem Schiff noch vierzehn Tage das Lachen.
Laßt uns etwas erzählen, damit wir uns munter erhalten."
„Ja," so sprach er, „erzähl'!" „Ich weiß nichts. Bin ja vom Lande,
Komm' erst eben auf See. Ihr seid ein gewaltiger Seemann,
Seid nach dem Nordpol schon und dem Südpol," sagt' ich, „gefahren,
Ihr könnt eher erzählen."
„Nun gut," so sprach er, „wovon denn?
Das von dem großen Schiff, nicht wahr? kam längst dir zu Ohren?"
„Nein," so versetzt' ich, „noch nie!"
„O du westfälischer Dümmling!" —
Denn so nannten sie mich, obgleich ich auf Schulen gewesen —,
Weil ich die Sprache des Schiffs noch inne nicht hatte. Des Sonntags,
Wenn sie lasen im Buch, so mußt' ich die schwierigen Stellen
Ihnen erklären; sie sagten dann wohl großmüthig: „Der Junge

Mag so dumm nun sein, wie er will: das muß man ihm lassen,
Lesen verstehet er gut!“ —
„O du westfälischer Dümmling,
Kommst du wieder nach Haus, und sie fragen dich, was du gelernt hast,
Und du kannst nicht Bescheid von dem großen Schiffe ’mal geben!
Also merke denn auf, und freue dich, daß du die Sache
Hörest von einem aufrichtigen Mann, der selber dabei war.
Denn von dem großen Schiffe berichten sie allerhand Lügen,
Die, Gott straf’ mich! nicht wahr und in Leumund bringen den Seemann,
Als wenn Lügen zum Grog und Grog zum Lügen gehörte.
Also es ist einmal ein Nordlandskönig gewesen,
Und der baute ein Schiff, so groß, wie noch keines gesehn war.
Als es nun fertig geworden zur Fahrt, ließ schreiben der König:
Wer d’rauf dienen ihm wollt’ als ein rechtschaffener Seemann,
Sollte sich melden dazu, und sollte die Löhnung so groß sein
Wie sein Schiff, so stand in dem Brief.“
„Sagt, ist es schon lang’ her?“
„Ja, schon lange vor heut’. Man findet es nicht im Kalender.
Frankreich hing um selbige Zeit noch zusammen mit England
Wie ein einziges Land, so wie Braunschweig jetzt und Hannover.
Als um die nämliche Zeit mein Vater mich nahm aus der Schule,
Sprach er zu mir: Mein Sohn, du mußt dein Glück mal versuchen;
Denn Geld haben wir nicht, du mußt es dir selber verdienen.
Wie, wenn du gingst nach dem Schiff, von dem uns melden die Briefe?
Ja, so sagt’ ich, ich habe wohl Lust zu verdienen die Löhnung.
Also macht’ ich mich auf und erhielt von Mutter den Segen,
Und kam glücklich noch an; sie nahmen im Schiff mich als Bootsmann.“
„Wie? Sie nahmen Euch gleich als Bootsmann auf in dem Schiffe?“
„Das kam daher, ja, sie konnten die Kleinen nicht brauchen,
Und ich war um die Zeit einen Kopf noch größer als heute.“
Was für Lügen das sind! Das wird gut werden! so dacht’ ich.
„Also, wir stachen in See und fuhren zuerst in die Nordsee,
Wo arg neblig es ward und stürmisch nach alter Gewohnheit.
Und fast wären wir fest auf Doggers Bank da gesegelt;
Denn wir konnten das Schiff nicht lenken, es war uns zu mächtig.
Drei, vier Striche wohl sprang es herum, und eh’ wir es dachten,
Fuhren wir grad’ aufs Land, wo heut’ zu Tag der Canal ist.
Ruck! so sagte das Schiff. Mir knackten die Rippen im Leibe,
Und wir glaubten, da säßen wir nun. Doch prosit die Mahlzeit!
So ein Schiff, wie unseres war, ist so leicht nicht zu halten;
Sondern es ging gleich mitten hindurch, so waren im Schuß wir,
Und auf der andern Seite heraus. Wir fuhren mit Jubel
In das Atlantische Meer. So verdankt der Canal uns den Ursprung,
Und wir tragen die Schuld, daß der Engelsmann und der Franzmann

Sich seitdem in die Haare gekriegt."
"Ein wackeres Schiffchen,
Bootsmann," sagt ich, „gewiß! Wie groß ist wohl es gewesen?"
"I, das kannst du genau nachsehen: so groß der Canal ist,
Einundneunzig Meilen die Länge, die Breite nur dreißig.
Wenn der Kap'tain am Hauptmast stand und wollte befehlen:
All Mann! Wendet das Segel! so ritt ein Reiter zu Pferde
Spornstreichs ab und blies auf einer Trompete, das Mundstück
War von Silber, und ritt, was er reiten konnte. Es währte
Vierzehn Tage jedoch, eh' er wieder kam an das Bugspriet.
Was seitdem ich nicht wieder gehabt, war, daß wir am Morgen
Eben gemolkene Milch stets tranken, noch warm von dem Euter.
Denn auf dem Mastkorb war eine Weide, wir hielten uns Vieh d'rauf."
"Bootsmann," sagt' ich zu ihm, „auf solchem gewaltigen Schiffe
Waren die Masten wohl hoch?" „Das will ich meinen!" so sagt' er,
"Stiegst du als Junge hinauf, so war, eh' du wieder herabkamst,
Grau dir geworden das Haar."
"Potz tausend," erwidert' ich, „Bootsmann
Seid Ihr wohl denn selber einmal dort oben gewesen?"
"Dummer Junge," so sprach er mit Stolz, „zehnmal wohl des Tages!"
Und wir sahen uns an und lachten, und wurden nicht müde;
Ueber uns stralte das Kreuz und die funkelnden Sterne des Südens!
Ehrlicher Claus, dein denk' ich mit Lachen noch heut' und bezeug' es:
Keiner verstand so zu lügen wie du von Bremen bis Danzig.

Kruse.

E. Schilderungen.

169. Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Blühn nirgends mehr.

Welch ein Gefilde
Zum schönsten Bilde
Für Künstlerhand!
Hier Felsenwand,
Dort Aehrenfelder
Und Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze ziehn;
Auf einer Höhe
Die Schäferei!
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei!
So nenn' ich meine
Geliebte kleine
Einsiedelei,
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt,

Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.

Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald schüchtern hin,
Läßt bald im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufer's Büschchen
Und alle Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen;
Ihr schneller Lauf
Geht bald hinnieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Nein, schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen
Sind nirgend mehr!

Bürger.

170. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh! die mondbestralte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen.
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte,
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise,
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Freiligrath.

II. Lyrische Poesie.

A. Lieder und Elegien.

I.

171. Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Gedankenhort in Glück und Klage, sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth!
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Thau der Reben; schwach bin ich sonst.

Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht!
Bis an das Ende meiner Tage verlaß mich nicht!

Geibel.

172. Herr, du bist groß.

Herr, du bist groß! So ruf' ich, wenn im Osten,
Der Tag wie eine Feuerros' erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo läßest du, o Herr, dich güt'ger sehen
Als in des Morgens großem Auferstehen?

Herr, du bist groß! So ruf ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer du zu schauen
Als im empörten Mittagswettergrauen?

Herr, du bist groß! So ruf' ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten
Und süße Wehmuth sich aufs All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

Herr, du bist groß! So ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du Herr, erhabner uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der größte nur!
Du führst im Staunen, Lächeln, Graun und Weinen,
In jeder Regung uns auf deiner Spur.
Herr, du bist groß! O, laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden!

Seidl.

173. Vertrauen auf Gott.

Groß ist der Herr! Die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht.
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus,
Der Leben gibt und Freuden schafft:
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertraun zu ihm ist deine Pflicht!
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht
Der so viel gibt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten!
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf seiner Huld dich in den Arm!

O, schwinge dich empor vom Staube,
Verfinstern deine Tage sich!
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Versagend selbst erhört er dich.
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel seiner Huld.

Gott fehlet nicht! o Seele, thue,
Was dir gebührt, sei fromm und gut!
Versage dir nicht diese Ruhe!
Aus ihr erwächst der höchste Muth,
Der, wenn das Unglück uns umstürmt,
Uns rettet, tröstet, hebt und schirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmsten Wunsch versagt!
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Tiedge.

174. Zum neuen Jahr.

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt:
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du rathe!
Lenke und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Mörike.

175. Jahreswechsel.

Ein Jahr geht hin, das andre kommt!
Nur eines bleibt und steht auch fest,
Nur eines bleibt, das ewig frommt:
Gott, der die Seinen nie verläßt.

Gott, der die Seinen nie verläßt,
Sie hegt und hält, sie hegt und pflegt,
Und doppelt fest ans Herz sie preßt,
Wenn seine Vaterhand sie schlägt.

Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu,
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb', alt in der Treu;
Laßt uns auch leben dergestalt!

Laßt uns auch leben dergestalt!
So werden stets jahraus, jahrein
Und grau und alt und todeskalt
Wir Gottes und er unser sein!

Wackernagel.

176. Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie umgeschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit!

Eichendorff.

177. Morgenlied.

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und, von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh',
O, dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag, an deinem Morgen!

Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Richtenden einst sage,
Er sei ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht' ich auf!
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ' mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage!

Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint,
Wenn zum dunklen Thal ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint.
Lindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den stärksten sein,
Mich, der ihn gen Himmel weise,
Und dich, Herr des Todes preise!

Klopstock.

178. Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen.
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen.
Noch sind nicht die Lerchen wach;
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben.
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise;
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Geibel.

179. Abendlied.

Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man aller Orten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale senket
Sich Finsterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt in Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen,
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

Und hast du heut' gefehlet,
O, schaue nicht zurück!
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät;
In gleichem festen Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

Kinkel.

180. Abendgebet.

Der Tag ist nun vergangen,
Und dunkel schläft die Welt,
Die hellen Sterne prangen
Am blauen Himmelszelt;

Nur in den grünen Zweigen
Singt noch die Nachtigall,
Im weiten, tiefen Schweigen
Der einz'ge Lebenshall.

Ich aber, Vater, stehe
In meiner Hüttenthür,
Und schau' hinauf zur Höhe,
Und schau' hinauf zu dir.
Wie gerne möcht' ich klingen
Als helle Nachtigall,
Dir Lob und Dank zu bringen
Mit tiefem Schmerzenschall!

Ja, mit dem Schall der Schmerzen;
Denn geht die Nacht herauf,
So springt in meinem Herzen
Ein Quell der Thränen auf,
Der Thränen und der Klagen —
Du, Vater, weißt es best,
Was singen nicht und sagen,
Was sich nicht sprechen läßt.

Du kennest meinen Kummer,
Der auf gen Himmel blickt,
Wenn für den süßen Schlummer
Die ganze Welt sich schickt,
Womit so schwer beladen
Mein Herz nach oben schaut,
Nach jenem Born der Gnaden,
Der Labsal niederthaut.

Ja, deine süße Liebe,
Die tröstet mir den Schmerz;
Ja, deine süße Liebe,
Die stillet mir das Herz.
Die löst in stillen Thränen
Das Eis des Busens auf,
Und stellet Sinn und Sehnen
Zum hohen Sternenlauf.

O, laß mich ewig schauen
In stillem Kindersinn
Zu jenen güldnen Auen,
Woher ich kommen bin.
O, richte Herz und Sinne,
Mein Vater, für und für
Zu deiner süßen Minne,
Zum Himmel hin, zu dir!

So mag ich froh mich legen
Nun mit der Welt zur Ruh';
Mein Amen und mein Segen,
Mein Wächter, das bist du!
So mag in deinem Frieden
Ich fröhlich schlafen ein,
Dort oben und hienieden
Im Schlaf und Wachen dein!

Arndt.

181. Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt;
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Und du, mein Herz! In Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich.
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort! Kinkel.

182. Abendfeier.

Auf eines Berges Höhen,
Da steh' ich hingebannt,
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendstill das Land.
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem Dunkelblau;
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Westen wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar;
Es stralt uns d'raus entgegen
Die Sonn' im Untergang,
Sie winkt den Abendsegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leisen, hellen Schwingen
Verhallt der süße Sang.
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nur steh' ich rings umweht.
Der schöne Tag verglühte,
Doch meine Seele nicht;
Heim geh' ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

Wolfg. Müller.

183. Gute Nacht!

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht.
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise

Der Schall ins Ohr mir sacht:
Schlafet in Ruh'! schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall:
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen,
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh'! schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall:
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast.
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast.
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Rast.
Schlafet in Ruh'! schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall:
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht.
Lind säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh'! schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall:
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall!

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo im bangen Sehnen
Ein liebend Herz verglüht:
Der Traum kommt leis' und linde
Und singt dem armen Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh'! schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall:
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gut' Nacht denn, all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern!
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott den Herrn.
Schlafet in Ruh'! schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall:
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Geibel.

184. Wandrers Nachtlied.

1.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

2.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde —
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Goethe.

185. Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör' ich schallen
Glockentöne, Festgesänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunklen Buchengänge,
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen.
Frohen Kindern gleich geschmücket
Gehn dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durchs Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten!
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus längst entschwundnen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!

Reinick.

186. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur —
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Uhland.

II.

187. Das Vaterland.

Jedem Volke ward ein Grund
Zum Bau des Reiches Gottes kund,
Da soll sein Tempel stehen;
Aus tiefem Grund von unten aus
Soll sich das ew'ge Gotteshaus
Erheben zu den Höhen.

Im Vaterland, im Vaterland
Hat jeder seinen rechten Stand
Und rechten Grund gefunden.
Da stehe fest und halte drauf!
Und flöhest du in schnellem Lauf,
Es hält dich doch gebunden.

Ich ziehe nimmer weit hinaus,
Ich bin daheim in meinem Haus,
Im schönen deutschen Lande.
Im ganzen deutschen Vaterland
Ist alles traut mir und bekannt
In jedem frommen Stande.

Die hohen Kunden alter Zeit,
Die Tage, die uns jüngst erfreut,
Das schöne, freie Leben,
Auch manches Schloß und manche Stadt,
Die deutsche Kraft erbauet hat,
Wo Vätergeister schweben.

Ihr Hügel, wo die Trauben blühn,
Ihr Felder, wo sich Schnitter mühn,
Sollt auf den Enkel kommen.
Ihr Kirchen sollt, so kühn und zart
Erdacht nach alter deutscher Art,
Ein Erbtheil werden deutschen Frommen!

Zum Eichenwald, zum Eichenwald,
Wo Gott in hohen Gipfeln wallt,
Möcht' ich wohl täglich wandern!
Du frommes, kühnes deutsche Wort,
Du bist der rechte Schild und Hort
Zur Scheidung von den andern.

Das ist das deutsche Vaterland!
Da, Jüngling, Jungfrau, sei dein Stand,
Da führe du dein Leben!
Da will ich stehn, ein grüner Baum,
Will träumen manchen sel'gen Traum
Und nach dem Himmel streben.

Schenkendorf.

188. Gelübde.

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb' und Leben,
Mein deutsches Vaterland!

Mein Herz ist entglommen,
Dir treu zugewandt,
Du Land der Freien und Frommen,
Du herrlich Hermannsland!

O Gott, thu erheben
Mein jung Herzensblut
Zu frischem, freud'gem Leben,
Zu freiem, frommem Muth!

Laß Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben,
Fürs heil'ge Vaterland!

Maßmann.

189. Im Vaterland.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht?
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden übers Meer;
Doch, was ich nirgend wiederfand,
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte das Auge ganz
Dem Vaterland!
Ich glaubt', in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland.

Wie sang der lieben Vöglein Schar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Dort stralt der Tag so heiß und licht.
Drum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milder Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt —
Du lösttest ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu' nicht das Geleit?
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland!
Gleichwie die Lerche schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, deutsche Vaterland.

Reinick.

190. Des deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel' mir wohl!
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich!
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland!
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt. —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Arndt.

191. Dem Vaterlande.

Dem Vaterland!
Das ist ein hohes, helles Wort,
Das hallt durch unsre Herzen fort
Wie Waldesrauschen, Glockenklang,
Drommetenschmettern, Lerchensang,
Das fällt, ein Blitz, in unsre Brust,
Zu heil'ger Flamme wird die Lust!
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das Wort gibt Flügel dir, o Herz!
Flieg auf, flieg auf, schau niederwärts!
Die Wälder, Ströme, Thal' und Höh'n!
O deutsches Land, wie bist du schön!
Und überall klingt Liederschall,
Und überall ein Wiederhall
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das seinen Töchtern hat beschert
Der keuschen Liebe stillen Herd,

Das seinen Söhnen gab als Hort
Die freie That, das treue Wort,
Das seiner Ehren blanken Schild
Zu wahren allzeit sei gewillt.
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
O hohes Wort, o helles Wort!
Du tön' für alle Zeiten fort
Wie Waldesrauschen, Glockenklang,
Drommetenschmettern, Lerchensang.
Zu heil'ger Flamme weih' die Lust,
So lange schlägt die deutsche Brust.
Dem Vaterland!
Heil dir, Heil dir, du deutsches Land!

Reinick.

192. Deutschland über alles.

Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält!
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glaubens Unterpfand —
Blüh' im Glanze deines Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben.

193. Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht!
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Stral des Himmelslichts,
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl steht dir das gerade Wort,
Wohl der Speer, der gerade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Heuchelei!
Du sei redlich, fromm und frei!
Laß den Welschen Sklavenzier!
Schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht!
Thu, was dein Gewissen spricht!
Redlich folge seiner Spur!
Redlich hält es seinen Schwur.

Arndt.

194. Lied der Deutschen.

Brüder heran!
Vaterland! Vaterland!
Zu dir mit Herz und Hand!
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutschlands reisige Scharen,
Jubelnd die Bahn!

Sachsenland hie!
Springe, du stolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachsen,
Das in Ehren erwachsen,
Sachsenland hie!

Baiern allhie!
Alpen so stolz und hoch
Bändigt nicht Zaum und Joch,
Baierland hie!
Tod für das Vaterland scheuen
Nimmer die Baiern, die Leuen,
Nimmer und nie!

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor!
Schwabenland stolz hervor!
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu stechen,
Schwaben allhier!

Franken allhier!
Deutsches Land, Heldenlust,
Dein mit der nackten Brust,
Franken, zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das lustige Franken.
Franken allhier!

Lothringen hie!
Vaterland! Vaterland!
Reich' uns die treue Hand!
Lothringen hie!
Laß dein Kind Lotharingen
Deine Kniee umschlingen,
Lothringen hie!

Deutschland allhier!
Gott hält uns seinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutsche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zusammen,
Alle zugleich!

Mosen.

(Aus: Heinrich der Finkler.)

195. Das Rheinlied.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein!

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang, sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Und schlanke Dirnen frei'n;

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein.

Becker.

196. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab;
Die Sonne stralt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum;
Da ziehn die Stürme rings herum.
Und heulen sie von Nord und Süd,
So übertönt sie doch mein Lied:
  Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich doch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
  Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
  Ich bin der Knab' vom Berge!

Uhland.

197. Kriegslied.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb',
So blieb' uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt.
So blieb' die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod.
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth.

Wohlauf, du kleine Schar, wohlauf!
Vertrau' auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust'
Der Völker Aufgebot,
Da fuhr ans Eisen jede Faust —
Das Eisen bricht die Noth.

Und ob der fremden Söldner Schar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost! je höher die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!

Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Muth geht mitten durch,
Das Eisen bricht die Noth.

Schon hallt des Feinds Trompetenruf,
Kanonen brummen drein —
Wohlauf, wohlauf! Mit raschem Muth
In seine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es steigt der Brand,
Die Bronnen springen roth —
So grüß' dich Gott, mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Noth.

Geibel.

198. Auf der Wacht.

Viel tausend Stern' am Himmel stehn,
Getreulich ihre Wacht versehn
Mit hohen Freuden.
Du, Kriegsmann, nimm es wohl in Acht
Und halte Wacht in dunkler Nacht
Auf grüner Heiden.

Treu deinem Herrn, treu deinem Gott,
Wirst du den Feind und alle Noth
Bestehn mit Freuden.
Bleib' treu, bleib' treu und halte Wacht
In stiller Nacht, in wilder Schlacht
Auf grüner Heiden.

Die Tapferkeit hält lange Zeit;
Die Treu' besteht in Ewigkeit,
Nichts kann sie scheiden.
Halt Wacht, du deutsches Herz, halt Wacht,
Bis dich gebracht die kurze Nacht
Zu ew'gen Freuden.

Reinick.

199. Soldatenmorgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Silberkränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
Schau' her vom blauen Zelt!
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg!
Die Kriegesbanner wehen!
Dein ist, o Herr, der Krieg!

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.

Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
O Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei;
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Schenkendorf.

200. Reiters Morgenlied.

Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht,
War der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all'!

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Hauff.

201. Vorwärts.

(1813.)

Vorwärts! Fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oesterreich!
Vorwärts! Thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Hessen, schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß' euch Gott, du Schweizerbund,
Elsaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engeland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall!
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Uhland.

202. Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter zaudert nicht!
Das höchst Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,

Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf! wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz! Körner.

203. Der preußische Grenzadler.

Sei mir gegrüßt im Rausche deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
Durch, edler Aar! Die Wolke muß dir weichen;
Fleug rächend auf von deiner Todten Hügel.

Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute seh' ich welk verbleichen,
Der Löwe grimmt sich unter fremden Streichen:
Du nur erhebst mit neuem Muth die Flügel.

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!

Was dann auch immer aus dem Sänger werde:
Heil ihm! erkämpft er auch mit seinem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde! Körner.

204. Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Lieder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth! Muth! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen. Körner.

205. Brief in die Heimat.

Was locket ihr, was winkest du,
O Vaters Hof und Garten?
Wie darf ich nun in schnöder Ruh
Der stillen Felder warten?
Das wäre mir ein schlechter Ruhm,
An Haus und Gut und Eigenthum
In solcher Zeit zu denken.

Mein Preußen, süßes Heimatland,
Du bist mir nimmer ferne,
Du heil'ges Meer, mein Ostseestrand,
Ich grüßt' euch gar zu gerne:
Wo ich die früh'ste Lust empfand,
Wo mich die erste Liebe band,
Da blüht ein Garten Gottes.

Ich ging im Hain, am Bach, ich trank
Die Luft mit vollen Zügen.
Doch andre Zeit bringt andern Drang,
Das konnt' mir nicht genügen.
Viel Stimmen in mir klangen laut:
Frisch auf, du junges Blut, die Braut
Von fern her heimzuführen.

Und als das Heer der Welschen kam
In jenen finstern Tagen,
Als keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erschlagen:
Mocht' ich den Jammer nimmer schau'n,
Weit ging ich von der Heimat Au'n,
Dem Rhein die Noth zu klagen.

Ich sah ihn, wie er zürnend floß
Und schmählich trug die Bande;
Ich sah auch manch zerfallnes Schloß
An seinem Felsenstrande.
Da dacht' ich: Weh dir, schnöde Welt,
Wo Kraft und Herrlichkeit zerfällt!
Du liegest recht im argen.

Und aus den grauen Trümmern klang
Der strengen Geister Schelten:
Die Heimat, die in Schutt versank,
Soll dir nicht alles gelten.
Die alten Steine liegen da,
Der Väter Segen ist euch nah',
Erbaut euch neue Schlösser.

Im hohen Ost, in Moskau stieg
Empor die Oriflamme,
Und alle Völker riefen Krieg
Und Haß dem fremden Stamme.
Da brach hervor aus jeder Brust
Tyrannenhaß und Freiheitlust,
Der alten Väter Leben.

O Knabenspiel, o Jugendlust,
Wie mag ich eurer denken?
Jetzt gilt es nur, in Feindesbrust
Den scharfen Speer zu senken.
Zerfallen magst du, kleines Haus,
Mit vielen Brüdern zog ich aus,
Ein größeres zu bauen.

Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit, Schönheit, Stärke.
Ein' Burg des alten Ritterthums,
Ein Rüsthaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele strebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edlen Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesdienst und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen.
Der Herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutscher Kaiser.

In diesem Hause soll ein Quell
Durch Gottes Huld entspringen,
Der wird so rein und silberhell
Durch viele Länder dringen,
Und wo er fließet, blüht ein Strauß —
O Heimat süß, o Vaterhaus!
Euch alle wird er laben.

Kehrt' ich nun heim, ein halber Mann,
Eh' ganz das Werk vollzogen,
So sähen mich wohl fragend an,
Die früher mir gewogen.
Ich selber fühlte mich verbannt,
Die alten Bilder an der Wand,
Ich dürfte sie nicht grüßen.

Doch was ich denke, was ich sinn',
O Heimat, ist dein eigen,
Daß ich dein treuer Kämpfer bin,
Soll Schwert und Zither zeigen.
Es kommt ein Jahr, es kommt ein Tag,
Daß ich dich wiedersehen mag;
Das wird mir Freude geben.

Und fänd' ich nimmer mein Quartier,
Wär' anders mir gesponnen,
Vielleicht aus schönen Wunden mir
Das heiße Blut entronnen:
Auch noch im Grabe bin ich dein,
Man soll auf meinem Leichenstein
Von meinem Lande lesen.

Du heil'ges Meer, du stiller Strand,
Auch fern euch zu gehören,
Mein Heimatland, mein Preußenland,
Mag ich mich kühn verschwören.
Mein Volk, du bist zuerst erwacht,
So fest und freudig in der Schlacht,
O Volk zu Gottes Ehre.

Schenkendorf.

206. Frühlingsgruß an das Vaterland.

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!

Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.

Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell.
Niedersteigen will ich, stralen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles stralt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum;
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht:
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust.
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Schenkendorf.

207. Rheinlied.

1840.

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben.
Und bringe das Schrecken und bringe das Grauen,
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: So reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf, Welsche, und rühret die Beine!

Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen.
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf! sammle und rüste dich, stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Arndt.

208. Ihr habt's gewollt.

1870.

Ihr habt's gewollt! Die Eisenwürfel rollen,
Europa bebt, es wogt die Völkerflut
Zum Riesenkampfe, zum verhängnißvollen.

Ihr habt's gewollt! Auf euer Haupt dies Blut!
Nicht zehnfach löscht es diese Schreckensbrände,
Die ihr entfacht mit frevelhaftem Muth.

Ihr habt's gewollt! Die räuberischen Hände
Ruchloser Gier, wahnsinn'ger Eifersucht
Ausstrecktet ihr nach friedlichem Gelände.

Ihr habt's gewollt! Weil uns die heil'ge Frucht
Der Einheit reifte und der deutschen Treue,
Entfesselt ihr des Kriegs Dämonenwucht.

Ihr wollt's! Ist doch die Rechnung keine neue.
Zweihundert Jahre prahlt ihr mit dem Raub
An deutschen Ländern ohne Scham und Scheue.

Noch blüht die Schmach, so lang' der Eiche Laub
Im Elsaß grünt und deutsche Rosen sprossen,
So lang' in Straßburg schlummert Erwins Staub.

Ihr habt's gewollt! Dies Mal wird abgeschlossen
Die große Rechnung auf dem Blutaltar
Mit jedem Wahn, der euch ins Hirn geschossen.

Was Frankreichs Raubsucht, des Gewissens bar,
Was je gefrevelt eure Weltbefreier —
Das wird gesühnt dies Mal für immerdar.

Die Gräberschändung und der Brand von Speier,
Der Pfalz Verwüstung, die zum Himmel raucht,
Und was sonst deckt der Zeiten blut'ger Schleier.

Ihr habt die Langmuth Gottes lang' mißbraucht;
Doch endlich voll ist seines Zornes Schale,
Voll Blut und Thränen, denen Tod enthaucht.

Ihr habt's gewollt! Zermalmt zum letzten Male
Wird eurer Lüge Macht und Herrlichkeit,
Die Drachensaat erwürgt mit kaltem Stahle.

Auf eurer Größe Trümmern mag in Leid
Das Aug' euch aufgehn ob der Höllentücke,
Die nur der Schlachtbank euer Volk geweiht.

Ihr habt's gewollt! — gewollt zu unserm Glücke!
Der Einheit heil'ges Banner ist entrollt,
Germanias Urkraft schmettert euch in Stücke,
Den Cäsar und sein Reich! — Ihr habt's gewollt!

Grosse.

209. Der heilige Krieg.

Heilig ist dieser Krieg genannt,
Weil ihn der Himmel hat gesandt
Aus heitrer Luft, im tiefsten Frieden.
Die lang' entzweite nicht'ger Groll,
Der gleichen Erde Söhne soll
Des Feindes Schwert zusammenschmieden.

Ob deutsches Reich soll auferstehn,
Ob deutsches Volk soll untergehn,
Das sollst du, heil'ger Krieg, entscheiden.
O mach' uns, Gott, gerecht und gut,
Daß wir, getauft im eignen Blut,
Uns nun und nimmer scheiden.

Ob Recht soll herrschen, ob Gewalt,
Ob aus dem feigen Hinterhalt,
Dich, Wahrheit, meucheln darf die Lüge;
Ob's an der Zeit ist, daß die Welt
Der alten Barbarei verfällt,
Darüber, heil'ger Krieg, verfüge.

Nicht weigern kann uns Gott den Sieg;
Ein Kreuzzug ist's, ein heil'ger Krieg,
Den wir mit neuen Heiden wetten.
In Gottes Namen fahren wir,
Und unser Stolz sei, unsre Zier,
Daß wir die höchsten Güter retten.

Simrock.

210. Kriegslied.

Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind bot dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Dein Haus in Frieden auszubaun,
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm' über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergoßne Blut!
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg,
Und stark der Geist der Lügen;
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost! er führt auch uns hindurch.
Vorwärts!

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flamme hat er angefacht
In allen deutschen Gauen.
Von Stamm zu Stamme lodert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

Voran denn, kühner Preußenaar!
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar;

Vom Himmel her ein Brausen;
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen!
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir, flieg, Adler, flieg!
Aus unserm Blute wächst der Sieg!
Vorwärts!

Geibel.

211. Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes, schönes Weib!
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Stehst du am Rheine da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du rasch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest du;
Bei Sichelklang, im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich horch! ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tiefathmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!

Auf meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span,
Das deutsche Volk ist eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd *ein* Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland —
Wir fragen's heut' nicht mehr!
Ein Geist, *ein* Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist Alldeutschlands Ehrentag;
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,

Für jeden heil'gen deutschen Hort
Herbei zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf! Und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja,
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor!
Hurrah, Viktoria!
Hurrah, Germania!

Freiligrath.

212. Am 3. September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus.
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldenen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefordert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Geibel.

213. Das Lied vom deutschen Kaiser.

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Es klingt im Wind ein altes Lied
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Mein Herz ist jung, mein Herz ist schwer,
Und kann nicht lassen vom Lauschen.
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen heimlich glühn
Und harren wie das meine,
Sie hören Klang und hoffen kühn,
Daß bald der Tag erscheine.

Deutschland, du schön geschmückte Braut,
Schon träumt sie leis' und leiser.
Wann weckst du sie mit Trommetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?

Geibel.

214. Kaiserlied.

Kehrst du wieder, deutscher Kaiser,
Aus des Berges alter Nacht,
Schöner, herrlicher und weiser,
Als dein Volk dich je gedacht?

Länger fliegen nicht die Raben
Um den Berg; ein Taubenpaar
Kommt, mit Rath dich zu begaben
In der Stunde der Gefahr.

Mit dir ist heraufgestiegen
Auch des Reiches Herrlichkeit.
Friede winkt nach blut'gen Siegen:
Komm vom Himmel, goldne Zeit!

Heil dir, Wilhelm, deutscher Kaiser,
Edles Hohenzollernblut,
Unsrer Völker Hort und Weiser!
Halt' dich Gott in treuer Hut!

Simrock.

215. Deutscher Siegesgesang.

Hoch wehen die Fahnen
Von blutigen Bahnen,
Vom Waffengang
Zum Festglockenklang.
Den Sieg errang
Das Schwert der Germanen.
Auf! Frohen Empfang
Tön', Siegesgesang!

Mit prahlendem Muth rief der Feind uns heraus,
Zu beschirmen den Herd und das eigene Haus;
Ihn lüstete längst nach dem reichen Gebiet,
Nach dem lachenden Gau, den der Rhein durchzieht.
Und er rückte heran mit verheerender Macht,
Mit dem Todesgeschoß, mit den Donnern der Schlacht,
Und zu Allah, wie einst an Gestaden des Meers,
Erscholl das Geheul des barbarischen Heers
Voll tigerhaft grausender Mordlust.

Doch es hielt nicht stand dem besonnenen Muth,
Der die Unsern durchdrang, der begeisternden Glut;
Und sie rückten zum Sturm und zum Angriff vor
Ueber Brücken und Wall und durch Gräben und Thor,
Durch der Kugeln Gesaus, durch der Pferde Gestampf,
Mit dem freudigen Stolz, daß es gelte den Kampf
Um die heiligsten Güter der Menschheit.

Alle, die im Kampf geblieben,
Ehr' des Angedenkens Wort,
Alle wollen wir sie lieben,
Und so leben sie uns fort,
Die fürs Vaterland ihr Leben
Todesmuthig hingegeben.

Nun erhebt sich eine neue Zeit
Deutscher Kraft und deutscher Größe wieder,
Dauernd in der Völker Einigkeit,
In dem Bündniß aller Stammesglieder.
Blüh' dem kommenden Geschlecht,
Sitte wahrend, Ernst und Recht,
Siegfroh, eichenzweigumlaubt,
Als Europas Herz und Haupt,
Mächtige Germania!
Weltgebietend stehst du wieder da:
Heil dir, Heil, Germania!

Lingg.

III.

216. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder!
Bald blühen die Veilchen auch.

Uhland.

217. Frühlingseinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust,
Und kramt zusammen seinen Wust.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen an dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht! es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit seinen Blumenknospen an.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein bausebackig rothes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch! und horch! ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust!
Geschwinde, geschwinde!

Wilh. Müller.

218. Frühlingslied.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins weite.
Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen.

Heine.

219. Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Goethe.

220. Der Frühlingsmorgen.

Wenn die Lämmer wieder springen,
Lerchen jubeln, Rosen glühn,
Muß das kränkste Herze singen
Und im Welken noch erblühn.

Wer in bangen Lebensschmerzen
Einsam jetzt die Straße geht,
Singet selbst aus düsterm Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.

Wer verbannt, das Aug' in Thränen,
Jetzt im fremden Land zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er seiner Heimat Lied.

Flüsse, Saaten tönend wallen;
Aus dem fernsten Himmelsblau
Weht ein Singen, lieblich Schallen
Ueber Wald und helle Au'.

Alter Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dies Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Lustgesang!

Freiligrath.

221. Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain, mit Gold bemalt!
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke stralt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O, wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort im ungemeßnen Raum
Ein Sonnenball vergeht.

Matthisson.

222. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht.
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft! o neuer Klang!
Nun, armes Herz, sei nicht so bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner jeden Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden!

Uhland.

223. Herr Frühling.

Herr Frühling zog ins Land herein,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken kraus und fein,
Mit Augen sternenhelle.
Sein Rößlein war ein Schmetterling,
Darauf saß er mit Lächeln,
Und vor ihm her als Page ging
Ein lustig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume schaurig.
Er aber sah den Wald sich an
Und sprach: Hier will ich hausen!
Sah Thal hinab und Berg hinan
Und sprach: Hier will ich schmausen!

Mailüftchen flog gen Himmel schnell,
Da riß der Wolkenschleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab ins Thal,
Die Quellen ließ es springen,
Das gab im ersten Sonnenstral
Ein Rauschen und ein Klingen.

Und in den welken Blättern drauf,
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Darinnen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gestickt mit Blumen klein und groß,
Das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Nester,
Das war versteckt im Blüthenwald,
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit buntem Sang und Klang
Die Vöglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschlein auch verstattet.

Als nun der Mai mit munterm Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,
Daß er die Tischglock' läutet.
Der Kukuk rief, und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edlen Herrn,
Den Frühling anzukünden.

Da sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mildgesinnt
Lädt er ringsum zum Feste,
Und alle frohen Leute sind
Des frohen Festes Gäste.

Prutz.

224. Die Sommergeister.

Sommers laufen in Mittagsglut,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luftige Geister ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden sie erst lebendig;
Wenn der Himmel vor Hitze weiß,
Spielen sie fort beständig.

Jedes Wölkchen die Kinder verscheucht,
Daß sie sich eilig verschlupfen;
Wenn ihnen würden die Füße feucht,
Stürben sie leicht am Schnupfen.

Leicht gekleidet, im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In silberner Sprache, seltsam und fremd,
Singen sie köstliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers ein Ende.

Fröstelnd in Höhlen kauern sie
Sich jetzt im Herbste zusammen;
Sehnend und weinend betrauern sie
Des Sommers liebliche Flammen.

Pfizer.

225. Im Walde.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald!
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn.
Doch mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben;
So wird mein Herz nicht alt.

Eichendorff.

226. Waldandacht.

Orgeltöne brausen
Durch der Tannen Haar,
Und mit stillem Grausen
Knie' ich am Altar,
Den in Waldeshallen
Mir der Frühling baut,
Und des Herzens Wallen
Wird im Liede laut.

Seinen Sabbath feiert,
Schöpfung, der dich schuf!
Und die Seel' umschleiert
Seines Friedens Ruf.
Wenn du Vaterstrafen,
Kind, nicht fürchten mußt,
Kannst du ruhig schlafen
An der Mutter Brust.

Rückert.

227. Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast, als ob's der ganze Hag
Wußte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo, umrauscht von alten Bäumen,
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns noth ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schlank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Weisheit wohnen!

Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut'
An die Väter will gemahnen!"

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's,
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Geibel.

228. Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen;
Da sagt' es fein:
Soll ich ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Goethe.

229. Waldnacht.

Wie uralt weht's, wie längst verklungen
In diesem tiefen Waldesgrün! —
Ein Träumen voller Dämmerungen,
Ein dichtverschlungnes Wunderblühn!

Durch dieser Laubgewölbe Mitten,
Sprich, bist du schon auf irrer Bahn
Um Mitternacht dahin geschritten?
Dann hebt auch hier der Zauber an.

Des Wolfs durchschoßne Augen funkeln,
Um schwarze Wipfel kreist der Weih,
Im Moor, auf Felsen glüht im Dunkeln
Der Hirsche moderndes Geweih.

Vorüber jagt auf Flammenhufen
Erlkönig sein goldmähnig Roß —
Die Geige tönt, die Flöten rufen;
Er reitet auf sein Elfenschloß.

Lingg.

230. Des Jägers Abschied.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten.
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl!
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!

Eichendorff.

231. Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Goethe.

232. Gebet auf den Wassern.

Die Nacht ist hehr und heiter,
Das Land ist weit, wie breit;
Es ruht das Meer in breiter
Smaragdner Herrlichkeit.

Mir ist zu Muth, als schliefe
Der Woge Grimm und Macht,
Und schwebte über der Tiefe
Der Herr durch die heilige Nacht.

Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
Hinsinken tief und jäh
Zum grünsten Meeresgrunde,
O Herr, vor deiner Näh'!

Mir ist, als müßte hoch über
Mir ruhn die feuchte Gruft,
Und dieses Lied darüber
Weben als Morgenluft.

Strachwitz.

233. Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Die Becher angefüllt.

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh', —
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!

Goethe.

234. Ruine.

Eine graue Burgruine
Steht im Abendsonnenglanz,
Epheu webt, der immergrüne,
Um die Trümmer seinen Kranz.

Und ein Sänger mit der Zither
Wandelt singend durch das Thor,
Die Gestalten kühner Ritter
Ruft er aus der Gruft hervor.

Und der Sage Wunderblüthe
Flicht sich in den Liederstrauß,
Sonne, Epheu, Sang und Mythe
Zaubern jung das alte Haus.

Bechstein.

235. Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut.
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Eb'nen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur und wand sich
Der Ströme Zier ums bunte Kleid.

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen schroff und wild,
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir;
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann!
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Lenau.

236. Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die sausende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunkeln Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen,
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säuselt milde Ruh:
Da sah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte seiner Pforte zu.

Lenau.

237. Herbstlied.

Durch die Wälder streif' ich munter,
Wenn der Wind die Stämme rüttelt
Und mit Rascheln bunt und bunter
Blatt auf Blatt herunterschüttelt.

Denn es träumt bei solchem Klange
Sich gar schön vom Frühlingshauche,
Von der Nachtigall Gesange
Und vom jungen Grün am Strauche.

Lustig schreit' ich durchs Gefilde,
Wo verdorrte Disteln nicken;
Denk' an Maienröslein milde
Mit den morgenfrischen Blicken.

Nach dem Himmel schau' ich gerne,
Wenn ihn Wolken schwarz bedecken;
Denk' an tausend liebe Sterne,
Die dahinter sich verstecken.

Sallet.

238. Herbstlied.

Es schleicht um Busch und Halde
Der Sonnenstral so matt,
Im herbstlich stillen Walde
Fällt langsam Blatt um Blatt;
Die Welt versinkt in Todesruh —
Was ist's denn mehr? Auch du, auch du,
Mein Herz, du findest balde
Die rechte Lagerstatt.

Du brachst am Lebenszweige
Die Früchte, die er bot,
Der Jugend Rosenzweige,
Der Minne Himmelsbrot.
Doch endlich wird des Windes Raub
Die letzte Lieb', das letzte Laub.
So neige dich, o neige
Dich lächelnd in den Tod.

Geibel.

239. Nachruf.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O, wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt!

Uhland.

240. Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille,
Hell wie Kristall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstral spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und roth und weiß
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reif und Duft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstral bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie leichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht
Gehärtet kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.
Der Zeisig hupft
Vergnügt und schlupft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! auf festgediegner Bahn
Klimm ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh ins weite;
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

Salis-Seewis.

241. Winternacht.

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet;
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blüthenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Eichendorff.

IV.

242. Ermunterung.

Sieh, das ist es, was auf Erden
Jung dich hält zu jeder Frist,
Daß du ewig bleibst im Werden,
Wie die Welt im Wandeln ist.

Was dich rührt im Herzensgrunde,
Einmal kommt's und nimmer so;
Drum ergreife kühn die Stunde,
Heute weine, heut' sei froh!

Gib dem Glück dich voll und innig,
Trag' es, wenn der Schmerz dich preßt!
Aber nimmer eigensinnig
Ihren Schatten halte fest!

Heiter senke, was vergangen,
In den Abgrund jeder Nacht!
Soll der Tag dich frisch empfangen,
Sei getreu, doch neu erwacht!

Frei dich wandelnd und entfaltend,
Wie die Lilie wächst im Feld,
Wachse fort, und nie veraltend
Blüht und klingt für dich die Welt.

Geibel.

243. Geduld.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Ueber den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange ihr Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken;
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut;
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Ueber ihm ist's, wenn's gewittert;
Aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Glück und Leid.
Du sag' ab dem thörichten Neid!
Andrer Gram bringt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Wonne.

Heyse.

244. Fester Halt.

Mit zarter Wurzel drang der Baum
Allmählich in den Grund hinein;
Wie ihrem Wuchs gebrach der Raum,
Zersprengte sie das Felsgestein.

Nun hält sie fest den freien Stamm,
Er steht in Fluten und Orkan,
Trägt ruhigstark den Blüthenkamm
Und hebt die Früchte himmelan.

So schlage Wurzeln dein Gefühl
Langsam im harten Lebensgrund,
Dann wankt es nicht im Weltgewühl
Und wiegt sich frei im Himmelsrund.

Bube.

245. Mutterherz.

Ich hörte trauern euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr?
Habt ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran ihr geruht,
Den Schoß, drin ihr so weich gesessen,
So sicher wie in Gottes Hut?

Die Mutter seht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Liebe dauern,
So lang' ein Mutterherz noch schlägt.
O Mutterherz, du Born der Milde!
Du gottgeweihter, heil'ger Ort!
Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde:
In dir lebt still die Liebe fort.

Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonnst dich in seiner Freuden Glanz;
Sein Leiden nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz.
Gequält, gemartert und zerstochen,
Liebst du im herbsten Schmerze noch,
Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,
Im Brechen segnest du es noch!

Drum, hält euch Gram und Leid umfangen,
Seid eigner Schuld ihr euch bewußt,
So lehnt die thränenfeuchten Wangen
An eurer Mutter treue Brust.
Und ist die Mutter euch geschieden,
Weint ihr allein in stiller Nacht,
O glaubt: ihr Herz ließ sie hienieden,
Es hält bei ihrem Kinde Wacht!

Träger.

246. Gewisse Worte.

O, Worte gibt's, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief,

Und die von Kant' zu Kante springen
Und stets von neuem aufwärts klingen,
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.

Es sind die Worte, die sich senken
In unsres Herzens tiefen Schacht;
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig tief ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren;
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang' umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen traurig mild:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

O Gott, wie blaß sind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören:
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Hartmann.

247. Der gestorbenen Mutter.

Ein Maitag war's, doch trüb und todt
Schwer auf den Ländern lag die Noth,
Auf allen Völkern lag ein Kummer,
Da schlossest, theure Mutter, du
Die sorgenmüden Augen zu
Zum langen, sorgelosen Schlummer.

Um dein so ernstes Angesicht
Wie Glorie schien das bleiche Licht
Der schwarzumflorten Trauerkerzen.
Wie schön du warst, wie trüb der Tag!
Des Frühlings erste Blume lag
Auf deinem still gewordnen Herzen.

Du kaltes, stilles Herz, das mich
So warm geliebt, so mütterlich,
Vor Weh oft fast für mich gebrochen,
O, muß ich's glauben, bist du fort?
Kein Blick, kein Gruß! Dein letztes Wort
War für die Ewigkeit gesprochen.

Sonst sahst du jeden Schmerz und Wahn
Von ferne meiner Seele nahn
Mit deinen Augen, deinen frommen.
Wie machte stets mein Glück dich reich!
Wie wurde stets bei dir ich weich!
Und all das soll nicht wiederkommen?

Um dich, es sei mein letzter Schmerz!
Fortan wird für mein lautlos Herz
Die Erde nichts mehr sein als Erde.
Schlaf wohl, o Mutter, mein Trost ist,
Daß, wie's auch kommt, nach kurzer Frist
Wo du jetzt bist, auch ich sein werde.

Lingg.

248. Jugendmuth und Jugendglut.

Jugendmuth, o bleib mir treu
In der Welt, der alten!
Jugendglut, o steh mir bei
In der Welt, der kalten.

Jugendglut, und muß ich arm
Auch durchs Leben wandern,
Halte du das Herz mir warm
Für das Los der andern!

Jugendmuth, und steh ich klein
Vor der Großen Blicken,
Lehre du mich stolz zu sein,
Nicht mich feig zu bücken!

Jugendglut, o lasse heiß
Für das Schöne glühn mich!
Jugendmuth, des Wahren Preis
Lehre laut und kühn mich!

Jugendglut, o gib mir Muth,
Daß ich steh' fürs Rechte!
Jugendmuth, o gib mir Glut,
Daß ich hass' das Schlechte!

Jugendglut, o steh mir bei
In der Welt, der kalten!
Jugendmuth, o bleib mir treu
In der Welt, der alten!

Schults.

249. Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O, wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll —
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

Rückert.

250. Das Schloß Boncourt.

Ich träume als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt —
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt!

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor.
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an.
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen;
Dort grünt der Feigenbaum;
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab.
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn —
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug ging über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Chamisso.

251. In der Heimat.

Gelichtet ist der Wald und kahl das Feld,
Wie alt geworden ist die junge Welt!
Geebnet sind der Gräber lange Reih'n,
Neu sind die Häuser, neu von Holz und Stein,
Sogar der Bach verließ den alten Zug —
Die Glocke nur, sie schlägt noch, wie sie schlug.

Von allem, was du hattest, keine Spur!
Du findest es im Menschenherzen nur,
Und jedes hegt für dich Erinnerung,
Und jedes macht dich wieder froh und jung;
Das Herz bleibt ohne Wandel, ohne Trug,
Es schlägt noch immer, wie es weiland schlug.

Hoffmann von Fallersleben.

252. In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hatte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach wie so gerne,
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

A. W. v. Schlegel.

253. Muttersprache.

Muttersprache! Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längstverschollnes, altes Lied!
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund!

Schenkendorf.

254. Der Liebe Dauer.

O lieb', so lang' du lieben kannst.
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins kalte, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint.

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst! —

Er that's, vergab dir lange schon.
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein hartes Wort;
Doch still — er ruht und ist am Ziel.

O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Freiligrath.

255. Der Dorfkirchhof.

Friedlich Dorf, nach alter Sitte
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh' die Todten gehn.

Sonntags wallet die Gemeine
Beim Geläute da hinaus;
Zwischen Kreuz und Leichensteine
Zieht die Schar ins Gotteshaus.

Wird sie nicht, um Gräber lenkend,
Schon zu tieferm Ernst gestimmt,
Daß die Seel', ihr End' bedenkend,
Besser Gottes Wort vernimmt?

Will sein Kind zur Taufe tragen
Hier ein Vater wohlgemuth,
Sieht er nicht den Hügel ragen,
Wo so manches Kindlein ruht?

Flüstert nicht ein Hauch des Windes
Aus der Kleinen Gruft herauf:
Pflege doch des zarten Kindes,
Zieh' es früh zum Himmel auf!?

Wann bei hellem Festgeläute
Naht die muntre Hochzeitschar,
Wandeln die geschmückten Bräute
Zwischen Grüften zum Altar.

Vor der Jungfrau mit dem Kranze
Bebt am Kreuz der Flitterkranz,
Mahnt zum Ernst mit leisem Tone
Mitten durch Musik und Tanz.

Aber wankt in tiefen Schmerzen
Eine Schar zum Grabesrand,
Dann für die gebrochnen Herzen
Ist der Trost auch nah zur Hand.

Gleichwie sanfter ja die Kinder
Weinen in der Mutter Schoß,
So vor Gottes Haus gelinder
Ringen sich die Thränen los.

Sanfter selbst die Todten ruhen
In der Kirche Hut und Acht,
Gleichwie Kinder in den Truhen,
Wo die treue Mutter wacht.

Dörflein, deine Kirch' umkränzet
Grün des Friedhofs ernst Geheg',
Und der Todtenacker grenzet
Hart an deinen Lebensweg.

Wenn in deine Fest' und Freuden
Oft ein Sterbgedanke bricht,
So verklärt sich auch dein Leiden
In des ew'gen Glaubens Licht.

L. A. Stöber.

256. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh." —

Vier Bretter sah ich fallen —
Mir ward's ums Herze schwer.
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Kerner.

257. Cita mors ruit.

Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenroth,
Des Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herzen sitzen.

Durch Stadt und Dorf, über Berg und Thal
Im Morgenroth, im Abendstral
Geht's fort mit wildem Jagen;
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen.
Ein Mägdlein windet Blüth' und Klee,
Er tritt heran — ihr wird so weh!
Wer mag den Strauß vollenden?

Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu dem Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

Geibel.

258. Auf den Tod meines Kindes.

1.

Freuden wollt' ich dir bereiten;
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden:
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste, dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Thal und Kluft,
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt' der Morgen,
's war, als ob das Singen sprach:
„Jetzo lasset alle Sorgen!
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!"

2.

Ich führt' dich oft spazieren
In Wintereinsamkeit;
Kein Laut ließ sich da spüren:
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ist's nun, Lerchen singen
Im Blauen über mir;
Ich weine still: sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

3.

Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und gehn,
Als wärest du nie gewesen,
Als wäre nichts geschehn.

Wie sehn' ich mich aufs neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.

Da klagt vor tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall;
Es schimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blüthenthäler zieht
Durch stillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da spür' ich's recht im Herzen,
Daß du's, Herr, draußen bist;
Du weißt's, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerrissen ist.

4.

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus;
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür;
Du hätt'st dich nur verirret
Und kämst nun müd' zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus,
Des Dunkels noch verloren:
Du fandest längst nach Haus.

5.

Dort ist so tiefer Schatten:
Du schläfst in guter Ruh';
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein;
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen,
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen:
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

Eichendorff.

B. Lyrisch-didaktische Dichtung.

259. Das Lied von der Glocke.

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben:
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort.
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns denn mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt!
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!

Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.
Die Jahre fliegen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe;
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.

Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen;
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben:
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus

Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.

Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch! —
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie, losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen:
Aus der Wolke, ohne Wahl
Zuckt der Stral!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet;

Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume;
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen;
Glücklich ist die Form gefüllt.
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen!

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, das er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Schließen sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau begründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob den Trieb zum Vaterlande.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,

Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich stralt.

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!

Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelfackel leihn!
Sie stralt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:

Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute. Schiller.

C. Sprüche, Epigramme, Epistel.

I.

Was du nicht reden darfst, laß auf der Zunge versiegelt;
Besser, ein Wort bewahrt, als einen goldenen Schatz.

Mäßige deinen Zorn. Es fallen die Funken des Zornes
Erst auf dich, auf den Feind, wenn je sie treffen, zuletzt.

Drücke den Pfeil zu geschwind nicht ab, der nimmer zurückkehrt;
Glück zu rauben ist leicht, wiederzugeben ist schwer.

Lerne schweigen, o Freund! Dem Silber gleichet die Rede;
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauteres Gold.

Was geboren ist, muß sterben;
Was da stirbt, wird neu geboren.
Mensch, du weißt nicht, was du warst;
Was du jetzt bist, lerne kennen,
Und erwarte, was du sein wirst. Herder.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich ihr zu, unüberwindlich ist sie.

Ob du der klügste seist, daran ist wenig gelegen;
Aber der biederste sei, sowie bei Rathe, zu Haus.

Der Mensch, ein Thor für sich, für andre klug,
Hat Rath für jedermann, nur nicht für sich.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

Die Dinte macht uns wohl gelehrt;
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschriebnes Wort ist Perlen gleich, —
Ein Dintenklecks — ein böser Streich!

„Nein, heute ist mir das Glück erboßt!"
Du sattle gut und reite getrost!

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt.
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt du dich ums Vergangne nicht kümmern.
Das Wenigste muß dich verdrießen,
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen.

Doppelt gibt, wer gleich gibt,
Hundertfach, wer gleich gibt,
Was man wünscht und liebt.

Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freun.

Ein Kranz ist gar viel leichter zu binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wenn jemand sich wohl im Kleinen däucht,
So denke: der hat ein Großes erreicht.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Willst du nichts unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Goethe.

Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist der Preis.

Wem du einmal hast weh gethan,
Und thust du tausend Gut's ihm an:
Du darfst dafür dir nicht versprechen,
Daß er nicht einst das Weh wird rächen.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet acht:
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

Nicht zähle wer aufs Geld, das rasche,
Bevor er's schiebet in die Tasche,
Und ob er's in die Tasche schiebe,
So zähl' er noch auf Taschendiebe.

Du findest in dir die Ruhe nicht,
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
So lang' von deiner Schuld Gewicht
Du willst einen Theil auf andre laden.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ich's in mir empfände.

Wenn dir in Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?

Zum Feinde sag': Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm und laß uns Freunde sein!

Zu deinem Hochmuth sprich: Staub ist, was ist von Erden;
Komm, laß uns werden Staub, eh' wir zu Staube werden!

Wer Furcht vor keinem hegt, Furcht keinem auch erregt,
Sieht den furchtbaren Tod, von keiner Furcht bewegt.

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann —
Ist wohl ein guter Spruch, doch g'nügt er nicht dem Mann.
Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll —
Zu diesem ist das Maß des Mannes Tugend voll.
Das ist der Zauberbann, womit du allest stillst:
Woll' nur das, was du sollst, so kannst du, was du willst.

Rückert.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden;
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht und Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus einer sanften Flöte.

Denk' öfter: wer genießt wohl jetzt das Gute,
Das ich ihm that? — Und wär's auch nur der Rock,
Den du dem Bettler gabst, die warme Stube,
Drin jetzt im Winter arme Kinder sitzen.
Und freut dich das — so thue wieder gutes!
Doch denk' auch: Wer wohl leidet jetzt das Böse,
Das ich ihm that? — Und wär's auch nur der Stein,
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst,
Der Zorn, womit du einen Sanften schaltest!
Und kränkt dich das — so thue wieder gutes!

Schefer.

Die Jugend hab' ich nie gelobt,
Die nimmer sich im Sturm erprobt.
Die Weisheit hab' ich nie gepriesen,
Die nie im Leben sich erwiesen.

Zur rechten Zeit erfassen,
Zur rechten Zeit verlassen
Der Stunde Glück und Gunst —
Zur rechten Zeit erfassen,
Zur rechten Zeit verlassen
Ist eine schwere Kunst!

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben.

Zweierlei laß dir gesagt sein,
Willst du stets in Weisheit wandeln
Und von Thorheit nicht geplagt sein:
Laß das Glück nie deine Herrin,
Nie das Unglück deine Magd sein! Bodenstedt.

II.

Hippokrene.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand
Und das allein reich, stark und zierlich fand,
Den bat ich: „Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene!"
„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
Der Gallier behält die griech'schen Töne." —
„Nun wohl, Monsieur, wir können Roßbach sagen!"

Roßbach.

Die Gallier, daß sie von Roßbach an
Eilfertig stets den Weg zurückgenommen,
Das hat des Deutschen Kraft gethan.

Und wenn nicht mit bei ihrem Heere
Auch deutsche Kraft gewesen wäre,
Sie wären nie nach Roßbach hingekommen. Kästner.

Ein Mann ein Wort.

„Dein Nachbar will
Dein Unglück, Till!“
Sprach Theodat,
Der Advokat;
„Ich aber will
Dein Bestes, Till!“
Er hielt sein Wort,
Tills Geld ist fort.

Freunde.

Nie kannst du Freundesherzen trennen,
O Schicksal, nie!
Sie lernen uns im Glücke kennen,
In Noth wir sie!

Haug.

Die Spartanerin.

Als die spartanische Mutter den Sohn entflohen dem Treffen,
Waffenberaubt sah, stieß sie das Schwert ihm ins Herz,
Sprach: „Ich habe dich nicht, dich hat nicht Sparta geboren!
Lieber söhneberaubt, als den Entflohnen zum Sohn!“

Gold.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen,
Wer dich entbehret, hat Müh'; wer dich besitzet, hat Leid.

Herder.

Das Epigramm.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist bald — die Griechen liebten 's so —
Ein klein Gemäld', ein Stral, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Klopstock.

An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen,
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen;
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Der Freund.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lessing.

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind was ich soll.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend. — Das ist's!

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen,
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Schiller.

Aufmunterung.

Schön ist's, großes zu thun und unsterbliches. Fühl' es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
Werthlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt. Platen.

Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort;
Eine Handvoll wirf zum Thor hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Vaterlandsliebe.

Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umschließt, je näher wird's dem Herzen sein.

Das Element.

Setz' einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

Der erste Flecken.

Wenn du durch den Koth der Straßen mußt mit neuen Schuhen gehen,
Wirst du trippelnd auf den Spitzen nach den blanken Steinen sehen.
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich.
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!

Weinen und Lachen.

Das Weinen ist die erste Kunst, die lächelnd uns das Leben lehrt;
So lehr' es lächeln uns zuletzt, wenn es sich weinend von uns kehrt.
Wilh. Müller.

Des Themistokles Grab.

Wo am zackigen Fels das Gewog' sich brandend emporbäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themistokles Leib
In heimatlichen Grund. Festgaben und Todtengeschenke
Brachten sie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins.
Aber den Zorn des verblendeten Volks kleinmüthig befürchtend,
Stahlen sie leise sich heim, ehe die Dämmrung erschien.
Denksteinlos nun schlummert der Held; doch drüben im Spätroth
Ragt ihm, ein ewiges Mal, Salamis Felsengestad'! Geibel.

Der Taucher.

Gnädig umzogen die Götter mit hemmender Schranke die Menschheit;
Wer sie vermessen durchbricht, ist dem Verderben geweiht.

Der Ring des Polykrates.

Grauen erregt ein Leben, dem nie sich gesellet ein Unglück;
Denn nie wechselndes Glück wecket der Himmlischen Neid.

Die Kraniche des Ibykus.

Wundergewalt des Gesanges, der tief aus dem Busen die Blutschuld
Siegend ans Licht emporzieht in der Nemesis Dienst!

Die Bürgschaft.

Herrlich erscheint der Treue Gewalt im Kampf mit den Räubern,
Herrlich im Kampf mit dem Strom und mit des Tagesgestirnes
Alles versengender Glut. Doch höheren Sieg noch erringt sie,
Da an den göttlichen Stral schmilzt des Tyrannen Gemüth.
Viehoff.

III.

An seinen Sohn zum Geburtstage.

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind,
Wenn du dereinst dies Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Mit den Vergißmeinnicht und Veilchen
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt!
Dann, guter Junge, setz' ein Veilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt — o, so umschweb' ich dich,
Wenn du dies Blatt gerührt wirst lesen
Und nicht erröthen darfst, daß heut' dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfich trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug.
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt, daß sie den kleinen Schwaben
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir trotz dem Kuchen brach,
Als deine Tante scherzend sprach:
„Du sollst mein Erbe sein, wenn sie mich einst begraben."
Ich schrieb dies auf, nicht, Kind, um dich zu preisen,
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen.
Doch könntest du dereinst dies Herz,
Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen.
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen;
Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank; zum Reitpferd seine Füße

Und seine Hände zum Lakei'n
Gern für dich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte;
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß;
Zu halben Tagen zwischen ihren Knieen
Dich horchend stehen hatt'; und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn, werde, was du willst, im Staat:
Sei seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn!
Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Erfülle dies! denn sieh, zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o, fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn;
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn. Göckingk.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Berichtigungen.

S. 24. Z. 10 v. o. statt und sagte lies: und er sagte.
S. 59. Z. 10 v. u. statt Löwin; lies Löwin,
S. 200. Z. 6. v. o. statt Archestra lies: Orchestra.
S. 307. Z. 1 v. o. statt Besenholz. lies Besenstolz.
S. 460. Z. 22 v. o. rechts statt Grab. lies Grab?
S. 475. Z. 3 v. u. statt Gesicht: lies Gesicht:*)
S. 488. in der Ueberschrift lies: Die Bürgschaft.*)